Konzentrationslager Oranienburg





Schulze-Wechsungen
Standartenführer



[illegible]
Sturmbannführer – Sta. 208







Eingelieferte Marxisten

Abrücken vom Frühsport

Antreten zum Sport

Konzentrationslager Oranienburg

Konzentrationslager Oranienburg
der SA-Standarte 208

Konzentrationslager Oranienburg

Von SA-Sturmbannführer Schäfer,
Standarte 208, Lagerkommandant

Das Anti-Braunbuch über das erste deutsche Konzentrationslager

Buch- u. Tiefdruck-Gesellschaft m. b. H., Abt. Buchverlag, Berlin SW 19



Meinem Standartenführer Schulze-Felseneck
gewidmet

Meinen SA-Kameraden und Mitkämpfern
als Dank

Ausstattung Lippert, Rathenow

Inhaltsverzeichnis

setzung) / Das Neue Tagebuch von Leopold Schwarzschild und seine Widerlegung / SPD-Heilmann / SPD-Seger / Die neueste Hetze Segers aus Prag und ihre Widerlegung / Der Neue Vorwärts, Karlsbad / „Zimmer 16" und die Wahrheit über Hagendorf und Sens / Was zwei ehemalige Häftlinge depeschierten, nachdem sie die Lügen Segers erfahren hatten / Der Fall Nowak / Eine Tatsache, die Seger bewußt verschweigt (Originalvernehmung Hamann) / Was die Häftlinge Seger antworteten / Was wir zu sagen haben / Zurück zum Neuen Tagebuch / Deutschland tritt aus dem Völkerbund aus / Aufnahme im Konzentrationslager / Die Schutzhäftlinge und ihr Urteil über die Lüge der Emigranten / Ein Toter, der lebt / Das Braunbuch und seine Photographie von Vainceur / Was Vainceur sagte und tat / Was ein Kanadier schreibt und wir dazu sagen / Die Prominenten / Der Brief eines Berliner Arbeiters an Franz Künstler / Was andere Prominente taten.

4. Kapitel:

Unsere Abteilung IA (Polizei-Abteilung)

Seite 178

Der politische Gegner in der Beleuchtung der Abteilung I A / Warum zu Beginn der Revolution die SA Polizeibefugnisse erhielt / Etwas über die Landjäger / Die Zusammensetzung der Häftlinge im Lager / Die Untermenschen in den Terrorgruppen des Gegners / Ein „harmloser" Bürger und sein Morgenstern / Die Faust schlägt zu / Bergfelde und seine Kommunisten / Die Vernehmung E. / Die Bekanntschaft mit B. / Wie wir in Bergfelde aufräumten / Was Ausländer uns sagten / Was B. in der KPD erlebte und tat (Originalbericht eines kommunistischen Terroristen) / Die Kriminalität der Kommunisten von Bergfelde / Was kommunistische Frauen für Aufgaben zu erfüllen hatten / Ein Meer von Lüge und Hinterhältigkeit / Warum die SA im Ausland eine andere Beurteilung verdient / Etwas über Waffenhandel und -schmuggel (Originalbericht des Schlossers E. B. aus Berlin SO 36) / Originalvernehmung Wilhelm R., Schutzhäftling Oranienburg / Eine andere Gattung marxistischer Gegner und ihr Arbeitsgebiet / Der politische Flüchtling / Die Kette / Die Organisation der illegalen KPD / Der Fall Herbert K. / Drei Frauen und das Vielfache von Lügen (Originalvernehmungen) / Der gelungene Fang / Ein intellektueller Kommunist / Ein vielfach vorbestrafter Untermensch / Selbstjustiz der Häftlinge / Der Wert der Abteilung I A.

Vorwort des Verfassers

Arbeitslos! Das Jahr der hochpolitischen Ereignisse, das Jahr des Auf und Ab, der großen Hoffnungen, großen Enttäuschungen — 1932 ging seinem Ende entgegen.

Arbeitslos! Ueber jedem Novembertag stand riesengroß dieses deprimierende Wort.

Vor jeder Stempelstelle eine Riesenschlange. Die Arbeitsämter nahmen die Elendsmassen auf der einen Seite auf und stießen sie auf der anderen Seite ohne einen Funken Hoffnung auf Arbeit in den kalten, nebligen November wieder hinaus.

Tag für Tag dasselbe, ewig mißtönende Lied. Und als die Weihnachtszeit nahte, da wurden in Deutschland die Sturmzeichen gezogen. Jeden Augenblick konnte der endgültige Zusammenbruch erfolgen, und dann war das Ende für Deutschland und damit auch für die ganze zivilisierte Welt nicht mehr abzusehen.

Und die SA — marschierte — marschierte — marschierte.

An einem Novemberabend, zu Beginn dieses unfreundlichsten aller Monate, stand der SA-Sturmbann II/208 vor dem Schützenhaus in Oranienburg angetreten. Nicht mehr viele seiner Angehörigen davon in Arbeit und Brot, und als ich mir die Schuhe von einzelnen meiner getreuen Marschierer zeigen ließ, war ich erschüttert, wie grausam das Schicksal in unserer Mitte hauste. Drüben, im Südwesten, wo der breite helle Schein den kalten, nächtlichen Himmel über Berlin erleuchtete, dort, wo das bittere Elend in den vielen Mietshöhlen ein ständiger Gast war, da — das wußte jeder einzelne kleine SA-Mann, lag das furchtbare Rätsel und harrte seiner Lösung. Entweder — oder!

Der Sturmbann marschierte, trotz grimmiger Kälte und fehlender Mäntel, trotz verbrauchter Schuhe und fadenscheiniger Hemden. Ein SA-Sturmbann, von vielen einer.

Wenn wir uns heute erinnern und die ins Gigantische gesteigerte persönliche und seelische Not noch einmal vor Augen führen und danach fragen, warum keiner von uns trotz Kälte, Hunger und Not zurückblieb, wenn es hieß marschieren — dann wissen wir, daß uns nicht nur die Unrast unseres verzweifelten Lebens dazu drängte!

Vierhundert tote Kameraden! Vierzigtausend durch Krankenhäuser gegangene Marschierer!

Verpflichtung — Verpflichtung, nicht zur endlosen bluterstickenden Rache, sondern Verpflichtung zur Erringung der Macht, um dem Führer jene Grundlage zu schaffen, der er bedurfte, um das morsche, schwankende Haus zu unterfangen.

Oft habe ich, wenn ich vor dem mir anvertrauten braunen Verband marschierte, daran gedacht, wie wenig doch der einzelne sei und wie groß doch sein Verdienst um die Verwirklichung einer Idee ist, die nur forderte und nichts weiter zu geben vermochte als gläubige Hoffnung. Später — ja später!

Und das alles in einer Umwelt, die Erschöpfungszustände erlitt beim Tanz ums Goldene Kalb!

Monsterprozesse um Bonzen!

Zahlenwahnsinn bei der Statistik der Verelendung!

Und immer drohender zieht die Wetterwand herauf. Bruder — gegen Bruder! Nicht nur in den Städten peitschen die Schüsse und blitzen die Messer vertierter Untermenschen. Draußen, auch in den Weiten des Vaterlandes, überall Blutzeugen für das Dritte Reich, das da kommen sollte — rechtzeitig genug noch vor dem Aufstand aller gegen alle — das Wunder und die Erlösung — der 30. Januar 1933.

Adolf Hitler! Der nationale Sozialismus wird zur Wirklichkeit. Wenn ich heute, nach fast einem Jahr, die Geschichte weniger Monate schreibe, so muß ich zum Verständnis für diejenigen, welche außerhalb der

Grenzen unseres Vaterlandes lebten, als die große Stunde schlug, das schildern, was der Führer und die nationalsozialistische Bewegung am 30. Januar 1933 zum letztenmal als Ausklang einer vierzehnjährigen Elends- und völkischer Niedergangsperiode antrafen.

Während am Abend des 30. Januar sich Riesenfackelzüge in Berlin und draußen im Lande formieren, um zu danken und den Anbruch einer neuen Zeit zu dokumentieren, verbluteten einige der Besten.

Der Marxismus, mit letzter Reserve, die nur Untergang bedeuten konnte, erhob für wenige grauenhafte Augenblicke sein Haupt. Dem vernichtenden Schlag, der ihn nunmehr treffen sollte, entzog er sich durch die Legitimation der Nacht.

Was Jahr für Jahr Parole der volks- und artfremden Hetzer war: „Schlagt die Faschisten, wo ihr sie trefft!", ist durch den Aufbruch der Nation nicht endgültig hinweggefegt. In Zehntausenden verzweifelter Gehirne, die infolge materieller und seelischer Verelendung krank wurden, geisterte noch der Glaube an die Lehre jener Apostel des Juden Karl Marx. Dort, wo in die Seele des deutschen Arbeiters der Gedanke an ein Verbrechen noch nicht zu dringen vermochte, sind doch in einem gefährlichen Umfange die Ideen des Marxismus verwurzelt, die zwangsläufig zur Entscheidung drängen.

Eine Bewegung wie die nationalsozialistische, deren Anhänger im Verlaufe der Kampfjahre mit dem Führer so ganz und gar verwachsen waren, daß selbst der Tod nur eine Brücke und kein Ende des beschrittenen Weges für sie sein konnte, wußte diesen sorgfältig vorbereiteten Anschlag der indifferenten, bis zur Siedehitze aufgewiegelten Massen wohldiszipliniert zu parieren.

Die Revolution der NSDAP wurde eingeleitet durch die Kanzlerschaft des Führers Adolf Hitler — nicht durch ein Massaker. Wenn man in späteren Jahren genügend Ab-

stand von den Dingen haben wird und an die Niederschrift der deutschen Revolution geht, so brauchen wir Nationalsozialisten und Revolutionäre Adolf Hitlers um das Zeugnis der Geschichte nicht bange sein. Aus der Erkenntnis heraus, daß der Aufbruch der Nation keine Verzögerung erleiden durfte, gelangte man zwangsläufig zur Frage der vorläufigen Internierung politisch unsicherer Elemente.

Gerade weil die nationalsozialistische Revolution, beseelt von unerhörter, noch nie dagewesener Disziplin, nicht abgleiten sollte in die gefährlichen Situationen gewaltiger, bewaffneter Auseinandersetzungen innerhalb des eigenen Volkes, wurden spontan, ohne daß hierzu besondere Befehle der Regierung vorlagen, Konzentrationslager errichtet.

Die nunmehr folgende Aufzeichnung, die ich die Geschichte des in der Welt am meisten genannten und — leider — verleumdeten Lagers Oranienburg nennen darf, soll dazu beitragen, unter absoluter und rücksichtsloser Anerkennung von Licht und Schatten Klarheit zu schaffen, wo durch die wohlbekannte Unterminier- und Dunkelmannsarbeit hätte unendlicher Schaden angerichtet werden können.

Es liegt uns jungen Deutschen, die wir das Elend und die gesellschaftliche Verwirrung der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts ganz und gar ausgekostet haben, nichts daran, manchmal eine unverständliche oder harte Beurteilung durch unsere Nachbarvölker zu erfahren.

Woran wir aber, da wir eine ehrliche Verständigung zwischen den kommenden Generationen der Völker wünschen, Interesse haben, ist die sachliche Auseinandersetzung, der keine fehlerhafte oder gar lügenhafte Berichterstattung verantwortungs- und vaterlandsloser Gesellen zugrunde liegen darf.

Diesem Ziel dient das vorliegende Buch, in dem ich mich mit dem Sinn und Zweck des Konzentrationslagers im Dritten Reich, dem nationalsozialistischen Reich Adolf Hitlers, auseinandersetzen werde.

Geschichte und Aufbau des Lagers

Am Ausgang der kleinen märkischen Stadt Oranienburg, dort, wo die Straße nach Berlin führt, liegen die roten Backsteingebäude, in denen das im In- und Ausland so bekannt gewordene und leider so oft ungerecht beurteilte Konzentrationslager untergebracht ist. Sehr bewegt ist die Geschichte und Vergangenheit dieser alten Fabrik — und wenn Steine — Bausteine — zu uns sprechen könnten, die Mauern der ehemaligen Brauerei und nachmaligen Elektrofabrik könnten viel, sehr viel erzählen.

Lange bevor ich sie kennenlernete, die alte Brauerei, mit ihren Gewölben, weiten Hallen und dem Verwaltungsgebäude, dem an der lärmenden Straße hingeduckten Pförtnerhäuschen, hatte das Schicksal, das deutsche Wirtschaftsschicksal der Nachkriegszeit, an die Gittertore gepocht. Jahre zuvor, an irgendeinem Tage, zu irgendeiner Stunde, war der letzte Arbeitsmann mit bekümmertem Herzen am Pförtner vorbeigegangen. Zum letztenmal hatte die Kontrolluhr klingelnd die Karte registriert, und dann — stand eines Tages die Uhr. Die Einsamkeit, die in die Herzen der hier arbeitslos gewordenen deutschen Brüder Einkehr gehalten hatte, geisterte durch die still gewordenen Hallen, in denen moderne Maschinen, deren Rhythmus einst die Fundamente hatten erzittern lassen, langsam verstaubten und verkamen. Sichtbares Los der deutschen Wirtschaft. Schicksalhaft verbunden — Mensch und Maschine. Auf dem weiten vorgelagerten Hof begann zwischen den Steinen Gras und Moos zu wachsen, und wäre nicht der alte Pförtner zurückgeblieben, dessen Hand noch manchmal versuchte, sichtbar werdende Schäden zu beheben, wer weiß, um wieviel schneller der nagende Zerfall sich mit der Einsamkeit verbunden hätte.

Zu Beginn des Jahres 1933 hatte die Not im deutschen Vaterland gigantische Höhen erreicht. Mit riesenhaften

Schritten ging es dem Abgrund entgegen. Hatte es vorher in der SA geheißen „Die Helme fester gebunden" — nun hieß es „Hände gefaßt", damit keiner, von der drohenden Sturzsee des Schicksals erfaßt, über Bord gespült werde. Abend für Abend trafen die Führer der SA zusammen, denn die Stunde, das wußten wir alle, war nicht mehr fern, wo die Entscheidung zwischen einem bolschewistischen oder nationalsozialistischen Deutschland fallen würde.

An der Spitze der Standarte 208 stand ein Führer, der wie die ihm anvertrauten SA-Männer die Segnungen des marxistischen Systems am eigenen Leibe zu verspüren bekommen hatte. Sein Berliner SA-Sturmbann hatte erst unlängst den nächtlichen, heimtückischen Ueberfall kommunistischer Untermenschen in der Siedlerkolonie Felseneck zu bestehen gehabt, wo einer der Besten, der Maler Professor Schwartz, sein Leben, das er draußen in den Stahlgewittern des Weltkrieges so oft für sein heißgeliebtes Vaterland in heiligster Begeisterung eingesetzt, als schlichter SA-Mann hatte hingeben müssen.

Gefängnis oder Flucht vor den greifenden Händen der Systemjustiz — das waren Etappen in dem bewegten Leben dieses jungen, im Kampf für seinen Führer und die Freiheitsbewegung gehärteten Nationalsozialisten, als ihn das Vertrauen des Führers der SA-Gruppe Berlin-Brandenburg an die Spitze der jungen märkischen Standarte 208 Niederbarnim berief. Die Not unserer SA-Männer hatte uns wieder einmal, wie so oft, zusammengebracht, und die Möglichkeiten, wie geholfen werden könnte, wurden lebhaft besprochen. Durch Zufall war einer der SA-Führer mit dem Direktor einer Berliner Bank bekannt geworden, und im Verlaufe des Gespräches hatte sich ergeben, daß die Bank im Bereich der Standarte 208, in Oranienburg, eine alte Fabrik vor Jahren hatte übernehmen müssen, die man uns zwecks Unterbringung unserer erwerbs- und obdachlos gewordenen SA-Männer unentgeltlich anbot.

So bekam die alte Brauerei in Oranienburg ihren ersten Besuch nach langjähriger Einsamkeit. Die politischen Ereignisse überstürzten sich. Am 29. Januar noch hatte Graf Helldorf zu der im Schnee vor dem Schützenhaus in Oranienburg angetretenen Standarte 208 von den kommenden Ereignissen gesprochen und erklärt, daß der Wille zum Sieg innerhalb der SA den Weg für den Führer in die Freiheit des Vaterlandes bereiten werde. Leuchtend hatten die alten Sturmfahnen sich beim Gedenken an die bereits für das kommende Reich gefallenen Kameraden in den Schnee gesenkt und waren dann, von harten Fäusten emporgerissen, durch die Straßen der Stadt der marschierenden Standarte vorangetragen worden. Und nun war der 30. Januar, der Tag der Erfüllung, gekommen.

Am Abend traten in ganz Deutschland die Sturmsoldaten Adolf Hitlers an, um in riesigen Fackelzügen den Führer zu ehren und die Befreiungsstunde des Vaterlandes zu feiern. Am Abend dröhnte der Marschschritt der braunen Bataillone durch die Straßen, und — zum letztenmal bäumte sich voller Verzweiflung das Untermenschentum auf. Als in Berlin der Führer des SA-Sturms 33, der erste Fahnenträger der Bewegung in Berlin — Hans Maikowsky — an der Seite des Polizeibeamten Zauritz unter dem Kugelregen der Kommune tödlich getroffen zusammenbrach, trugen auch wir drei schwerverletzte SA-Kameraden, *die der ohnmächtigen Wut marxistischer Verbrecher zum* Opfer gefallen waren, in das Krankenhaus zu Oranienburg. Ich werde es nie vergessen, wie ich vor dem Operationstisch stand, um den behandelnden Arzt zu befragen, ob noch Hoffnung sei, und der niedergestochene und fast zu Tode getrampelte SA-Kamerad mit letzter Kraft nach meiner Hand griff und vor Schmerz gequält schrie: „Sturmbannführer — alles — alles für mein Vaterland.“ — Das war am 30. Januar 1933!

Denjenigen, die leicht vergessen, was gewesen, darf ich an dieser Stelle sagen: „Hätte Deutschland zu dieser Stunde an der Spitze der nationalsozialistischen Bewegung einen Mann gehabt, dessen ganzes Sinnen und Trachten nur auf Rache für die jahrelang ihm und seinen Getreuen zugefügte Schmach abgestellt war, Deutschland und die Welt wären Zeugen einer Revolution geworden, die sich in nichts von den blutigen Revolutionen älterer und jüngster Weltgeschichte unterschieden hätte. Was geschah aber?!

Jahrelang diszipliniert, dem Willen des Führers und den in diesem Willen erzogenen Unterführern unterworfen und ergeben, trug die SA ihre letzten Toten zu Grabe, und keine blindwütige Rache entweihte durch eine blutige Vergeltung den Aufbruch des Volkes.

Die letzte Entscheidung war durch den Führer dem Volke überlassen. Wieder marschierte mit wehenden Sturmfahnen die SA durch die Städte und Dörfer, werbend durch diszipliniertes Beispiel für den machtvollen Staat des nationalen Sozialismus.

Am Nachmittag des 21. März erreichte mich die Nachricht, daß im Gebiet der Standarte 208 Verhaftungen von Marxisten stattgefunden hätten. Trotz ständiger Ermahnung, sich endlich von Gewalttaten fernzuhalten, hatten sich gefährliche Elemente zusammengefunden, die es sich zur Aufgabe gemacht hatten, mit brachialer Gewalt die nationale Revolution in eine bolschewistische zu verwandeln.

Einig in ihren verbrecherischen Zielen, waren verantwortungslose Führer der sonst feindlichen SPD und KPD übereingekommen, den deutschen Arbeiter in letzter Stunde für die marxistische Idee mit Gewalt zurückzugewinnen. Dank der jahrelang geübten Unterordnung, die in dem einfachsten SA-Mann genau so wach wie in seinen Führern war, wurde hier — zur kritischsten Stunde — ein Blutbad, das unabwendbar schien, vermieden. Die Schul-

digen — Hetzer und Verhetzte — wurden verhaftet, und in einzelnen Orten, die besondere Brennpunkte im Kreise Niederbarnim, dem politisch gefährdetsten Randkreise Berlins waren, festgehalten, bis der Standartenführer 208 ihre Ueberführung nach Oranienburg anordnete.

Es ist nicht einfach, alle die Gefühle zu beschreiben, die sich in unser Herz und unsere Sinne schlichen, als wir — allein auf uns gestellt, an die verantwortungsvolle Aufgabe herangingen, die Revolution zu sichern, indem wir zu solch weittragenden, uns bisher unbekannten Maßnahmen griffen. Die SA war bereit, sich die Revolution zu erkämpfen, so wie sie sich die Säle, die Straßen, die Dörfer und Städte langsam und zäh erkämpft hatte. Sie war bereit, der deutschen Freiheit, wenn es sein sollte, zum letztenmal mit altgewohntem und dem Gegner wohlbekanntem Elan die Gasse zu bahnen — und nun — wickelte sich die so lange herbeigesehnte Revolution ganz programmatisch ab.

Die erste Sorge, die an mich herangetragen wurde, war die, wie die politischen Gefangenen, die am Abend eintreffen sollten, unterzubringen seien.

Mit einigen meiner ältesten SA-Männer fuhr ich auf einem alten Lastwagen nach dem in der Nähe Oranienburgs gelegenen kleinen Flecken Germendorf, wo bei den Bauern Stroh entliehen wurde. Die Bauern, die uns SA-Männer so manchesmal treu unterstützt hatten, versagten auch hier nicht. Allerdings hatte ich das Empfinden, daß ich den wahren Zweck unseres Kommens nicht voreilig enthüllen durfte, denn der Haß gegen die Marxisten und ihren Anhang war in den ersten Stunden der nationalsozialistischen Erhebung so groß, daß es mich nicht Wunder genommen hätte, wenn mir das Stroh für den eigentlichen Zweck, dem es dienen sollte, vorenthalten worden wäre. Es mögen einige zwanzig Bündel Stroh gewesen sein, als der Lastwagen polternd das Dorf in Richtung Oranienburg

wieder verließ. Unterwegs zermarterte ich meinen Kopf, welcher Raum in der alten Brauerei wohl der geeignete für die Unterbringung der Häftlinge sein könnte. Die Fabrik war von mir nur oberflächlich besichtigt worden, und für mich als Quartiermacher in derart seltener Mission stand sie, was Unterkunftsmöglichkeiten anbelangt, nicht in bester Erinnerung.

An diesem Abend, dem 21. März, war für Oranienburg im Hinblick auf die bevorstehende, durch den Führer gewollte Reichstagswahl, ein großer Fackelzug für SA und die Anhänger der Partei befohlen. In noch nie dagewesener Einmütigkeit hatte sich weit über unser aller Erwarten die Bevölkerung zu dieser Demonstration eingefunden. Endlos schien der Zug, dem, von bengalischen Fackeln gespenstisch beleuchtet, die alten Sturmfahnen vorangetragen wurden. Endlos leuchteten und flackerten die Fackelbrände längs der Straßenzeilen. Der Anbruch einer neuen Zeit war da — wurde von Tausenden und aber Tausenden, die Wochen vorher noch in stiller Verbissenheit aneinander vorbeigelaufen und gehastet waren, erlebt. — Gläubig legten Hände sich ineinander, während das Lied Horst Wessels gegen den nachtdunklen Himmel anbrandete.

Als die Fackeln langsam verlöschten, da waren die Gefangenen, begleitet von SA-Männern des SA-Sturmbannes III/208, auf Lastautomobilen herangekommen. Stumm ergriffen von der Größe des soeben erlebten geschichtlichen Augenblicks, blickten die Tausende hinüber zu dem Lastwagentransport. Kein Schrei der Empörung, daß dort Menschen vorbeigefahren wurden, die wenige Stunden vorher noch bereit gewesen waren, mitzuhelfen, den Keim der Einigung zu ersticken.

Das war die Erziehung des nationalen Sozialismus, der in Tausenden und aber Tausenden von Versammlungen tiefer in die Seele des Volkes eingedrungen war, als wir selber ahnten. Fast zur gleichen Zeit, die Wagen hatten

kaum den Platz passiert, schreckten Feuersirenen die Menschen aus ihrer Ergriffenheit. Gerüchte rasten durch die Straßen und Gassen. Die Lungenheilstätte Grabowsee brennt! Am Vortage war die Scheune eines national eingestellten Bauern in dem nahegelegenen Ort Schmachtenhagen in Flammen aufgegangen. Brandstiftung war erwiesen. Sollte auch hier verbrecherische Hand den roten Hahn aufs Dach gesetzt haben? Aus illegalen Flugblättern waren wir darauf vorbereitet, daß die marxistische Unterwelt geplant hatte, die Brandfackel in die Dörfer zu werfen.

In der alten Fabrik wurde inzwischen in einem Raum des ehemaligen Verwaltungsgebäudes, in dem vor Jahren einmal fleißige Hände die Federhalter über die Buchseiten hatten eilen lassen, eine — der Einsamkeit entrissene, noch einigermaßen brauchbare — Petroleumlampe entzündet. Stur, in das Halbdunkel des enggewordenen Raumes stierend, verbissen, gleichgültig ihrem Schicksal ergeben, hockten die Neuangekommenen auf der Strohschütte, fast alle durchweg Angehörige der Arbeiterklasse. Ich schrieb zu Beginn dieses Buches, daß ich gewissenhaft Licht und Schatten aufzuzeichnen gedenke. Zu verschweigen, daß einige der Verhafteten keine allzu sanfte Behandlung inzwischen erfahren hatten, wäre töricht und auch völlig unverständlich. Unverständlich insofern, als eine derartige Behandlung einer dringenden Notwendigkeit entsprach.

Jahrelang verfolgt, jahrelang gehetzt, blutig geschlagen, verfemt, aus Beruf und Heimat gestoßen — war endlich der Augenblick gekommen, wo unsere alten SA-Männer einigen dieser besonders politisch exponiert gewesenen Hetzern das Gedächtnis stärken konnten. Die Anständigkeit der nationalsozialistischen Kämpfer, die auch in ihren politischen Gegnern immer noch den Bruder gesehen hatten, war mehr als einmal schnöde bedankt worden. Gerade draußen in den kleinen Dörfern und Städten hatte der politische Kampf häßlichste Formen angenommen.

Ich selbst hatte im Jahre 1928 — noch als einzigster Nationalsozialist weit und breit von meiner Behörde in einen kleinen Industrieort versetzt — begonnen, den deutschen Bruder hinter der Werkbank in den Fabriken des Ortes an mich zu ziehen. Wer wollte wohl behaupten, daß ich als Einzigster imstande gewesen wäre, einem ganzen Dorf, nur von politischen Gegnern bewohnt, durch „Gewaltmaßnahmen" meine politische Weltanschauung, den nationalen Sozialismus, aufzuzwingen!?

Erst verlacht, dann ernst genommen und daher gefürchtet, wurde ich das Ziel niedrigster Gehässigkeiten.

Welcher alte Nationalsozialist könnte nicht dasselbe von sich behaupten?

Wo in Deutschland ist auch nur eine Stadt oder ein Dorf, in denen nicht die Gefolgschaftsleute Adolf Hitlers Spießruten für ihre Treue zum Vaterlande laufen mußten?

Als einer zum andern kam, als wir erstarkten — langsam — ganz allmählich, blieben wir da nicht unserem Grundsatz, den deutschen andersdenkenden Menschen geistig umzuformen, treu?

Wir mußten geistig kämpfen, denn fast bis zum Schluß standen wir einem zahlenmäßig weit überlegenen Gegner gegenüber. Dort wo Schläge während der letzten vierzehn Jahre von unserer Seite gefallen sind, waren es Schläge der Abwehr, um das Leben und die Gesundheit treuer Kameraden zu retten und zu erhalten.

Der Gegner, verhetzt durch die Parolen seiner volks- und artfremden Führer, gestärkt durch den scheinbaren Erfolg unsinniger Wahlen, wurde anmaßend. Diese Anmaßung, künstlich herangezogen und unter Vorbedacht wachgehalten, ist vielen Marxisten zu Beginn unserer nationalsozialistischen Revolution zum Verhängnis geworden.

Inzwischen, ich hatte ordnend in das Durcheinander der ersten Einlieferung eingegriffen, füllte sich der schlechtbeleuchtete Raum. Bekannte Gesichter Oranienburger

Marxisten tauchten im Halbdunkel auf. Gewohnt, ihre Verachtung mit echt lümmelhafter Gebärde und Straßengeste uns zu zollen, kamen sie — Hände bis zu den Ellenbogen in den Hosentaschen, Mütze im Genick oder tief in das Gesicht gedrückt — und — lernten im Augenblick um. Selten habe ich so fabelhafte Erzieher gesehen wie meine alten SA-Männer, die selbst zum Teil dem proletarischen Milieu entstammten, mit außerordentlicher Hingabe sich dieser besonders flegelhaft auftretenden kommunistischen Radauhelden annahmen. Oft denke ich an die Geschichte jenes Mannes, der einem Jungen kräftig hinter die Ohren schlug, als er ihn auf frischer Tat beim Apfeldiebstahl auf dem Markt ertappte. Welch schöner Sinn lag in dieser kleinen, aber für uns werdende Menschen so lehrreichen Erzählung! Jahre darauf bedankte sich ein angesehener Mann bei seinem „Erzieher", der ihm durch diese gesunde Ohrfeige den Weg gewiesen hatte.

Soweit will ich nicht gehen und annehmen, daß verschiedene jener echt Bassermannschen Gestalten durch diese kurzen Unterrichtsminuten andere Menschen geworden sind, aber — wo der innere Mensch umgestaltet, gleichsam zur geistigen Disziplin geführt werden soll, muß beim äußeren Menschen begonnen werden. Das ist eine jener Erfahrungen, die man sich nicht so ohne weiteres aneignet, wie man Vokabeln einer fremden Sprache lernt.

Die erste Nacht verlief den Umständen entsprechend absolut ruhig. Freiwillig hatten sich die SA-Männer als Posten aufgestellt. Die altgedienten Soldaten unter ihnen waren von mir als Wachthabende eingeteilt worden und hatten das Pförtnerhäuschen bezogen. So kam der 22. März, der eigentlich der Gründungstag des Konzentrationslagers wurde. Bei der Ueberstürzung und allzu raschen Folge der Ereignisse war uns eigentlich noch gar nicht so recht klar geworden, was denn nun noch kommen und werden sollte. Bezeichnend für den SA-Führer war bei mir wieder einmal

die Sorge um das leibliche Wohl meiner Männer — derer im Braunhemd — und jener, die unruhevoll auf Stroh dem kommenden Tag als Häftlinge entgegensahen.

Auf der einen Seite kämpfte der gute, besser gesagt der gutmütige — ewig gutmütige Deutsche mit dem um seinen Barrikadenkampf gekommenen Revolutionär. Wenn im Innern die aus den Verhältnissen absolut verständliche Ansicht die Oberhand gewann, das Wohl und Wehe der Marxisten da drinnen auf ihrem Stroh komme erst in allerletzter Linie — was wäre aus uns geworden, wenn es anders gekommen wäre —, so klang im selben Augenblick ein versöhnlicher Akkord mit: „Es sind ja Brüder, die nur vergessen haben, daß sie Deutsche sind!" Was ich darüber geschrieben habe, erhebt den Anspruch, und das darf ich sagen, ohne überheblich zu sein, echt deutsch, fast zu deutsch empfunden zu sein!

Also, Leser, so befangen du auch vielleicht sein solltest, willst du die sachliche Folge dieses Buches recht verstehen, wenn manchmal Schatten einfallen, so denke an vorstehenden Satz, in dem die Kritik des Allzudeutschen von einem, der seines Deutschtums wegen viel ertragen hat, klar erkannt wurde.

Beginn des 22. März mit verzweifelter Suche nach einer Verpflegungsmöglichkeit. Rettung — wie so oft — das SA-Sturmlokal und seine Wirtin. Ueber Nacht verantwortlicher Leiter eines „Unternehmens" zu werden, das aus Sturm geboren, jeder Grundlage bar ist, die man wirtschaftlich oder sagen wir materiell nennen könnte, gehört gerade nicht zu jenen Positionen, um die man von vornherein einen Menschen beneiden darf.

Bis dahin hatte ich in diesem Umfange noch nicht erkannt, daß eine Morgensuppe für vierzig Mann — ein hierfür notwendiger Kessel und Feuerplatz — Probleme sein können, die ernste Sorgen bereiten. Das Problem um die Suppe und ihre Herstellung wurde durch die Genialität

der Wirtin des Sturmlokals glänzend gelöst, und das hieraus resultierende Problem der Bezahlung durch einen SA-Mann, der bisher schon die undankbare, aufreibende Tätigkeit eines SA-Sturmbann-Geldverwalters ausgeübt hatte.

Während des Vormittags trafen immer mehr Verhaftete ein. Der Raummangel wurde bedrohlich. Stroh fehlte, es mußte noch beschafft werden und konnte erst gegen abend von den unermüdlichen SA-Männern zusammengetragen werden.

Gegen Nachmittag trafen der Führer der Standarte 208 mit seinem Adjutanten und der Kreisleiter der Landjägerei, ein Landjägeroberleutnant, ein. Sofort wurde an die Vernehmung der in Haft Genommenen gegangen. Das nannten wir nun Revolution! — Mit preußischer Gewissenhaftigkeit nahm der Polizeioffizier an einem alten, halbzerfallenen Tisch Platz, und nun ging es der Reihe nach. Draußen auf dem Hofe hatten die Häftlinge unter Anleitung von SA-Männern einen großen Kreis gebildet und marschierten so, eine große Gemeinschaft, über den gras- und moosüberwachsenen Hof.

Beim Aufruf der ersten Häftlinge fielen die Namen bekannter Marxisten, unrühmlichst bekannt durch ihre politische zersetzende Tätigkeit im Kreise Niederbarnim. Schon beim Eintreten in den Aufenthaltsraum, der zum Tribunal verwandelt worden war, erkannte man, wie staatsnotwendig der Zugriff der SA gewesen war. Dieser Erkenntnis verdankt das Konzentrationslager Oranienburg seine Entstehung.

Verbissen, anmaßend und verstockt, das waren die Eindrücke, die man sofort nach den Beantwortungen der ersten, absolut sachlich gestellten Frage des Polizeioffiziers hatte. Hier harrte schwere, sehr schwere Erziehungsarbeit, wenn eine solche überhaupt noch möglich war. Mit nicht wiederzugebender Ruhe und Sachlichkeit wurden die einzelnen

verhört. Wenn der anwesende Führer der Standarte und auch ich manchmal über die Art und Weise des Vernehmenden und der Vernommenen entsetzt dazwischen donnerten — weiß Gott, es war kein Wunder. So allerdings hatten wir uns die Revolution und die Abrechnung nicht vorgestellt. Immer wieder muß ich daran erinnern, daß inzwischen nur wenige Tage seit dem traurigen Ende bester, treuester Kameraden verstrichen waren, von jenen Verbrechern gemordet, denen d i e weltanschaulich nahestanden, die hier in einem ordentlichen Untersuchungsverfahren altpreußisch gewissenhaft vernommen wurden.

Einige alte SPD-Funktionäre aus dem übelberüchtigten Bernau, die tatsächlich nur noch die verkalkten Ueberbleibsel ungefährlicher Prägung jener Partei von Hoch- und Landesverrätern waren, wurden mit unserer ausdrücklichen Billigung sofort entlassen. —

Es ist für junge erprobte Kämpfer keine innere Erhebung, Volksgenossen als Träger einer undeutschen Weltanschauung vor sich zu sehen, die tatsächlich besser daran getan hätten, ihre alten kurzen Lebenstage strumpfstrickenderweise, als echte Schildbürger hinter dem Ofen zu verbringen.

Hier hatten wir ein menschliches Verständnis, als wir die Tore ihnen selber öffneten; denn solche Gegner, wenn sie auch als männliche Weiber böse Zungen gehabt hatten, brauchte man nicht mehr niederzuringen, die hatten vor lauter langjähriger Barrikadenstürmerei in tabaksverqualmten SPD-Bezirksgeldniederlagen den letzten Rest von Widerstandskraft mit Beitragszahlungen beglichen. Ein vernichtendes, aber gerechtes Urteil, gegen das jeder Widerspruch der davon Betroffenen gegenstandslos sein dürfte. Schneller habe ich kaum jemand die Waffen strecken sehen als jene kleinen SPD-Funktionäre, wie sie den von uns entworfenen Revers unterschrieben, niemals gegen den neuen nationalsozialistischen Staat in Wort oder Schrift

sich zu wenden. Glückliche Entlassene, die gierig die Freiheitsluft im Dritten Reich vor den Toren des nunmehr konstituierten Konzentrationslagers Oranienburg tranken. Mit ihnen, den kleinen Akteuren, verließ am selben Abend noch ein Mann das Lager, der es verdient, schon im Hinblick auf seine geistig hohe Stellung gleichfalls einer ernstlichen Kritik unterworfen zu werden.

Seines Zeichens ehemaliger Bürgermeister einer kleinen Stadt, hatte er das Unglück, zu den Menschen zu gehören, die einmal im Leben eine Unterlassungssünde begehen und dann dem Gedächtnis der Mitmenschen für viele Jahre eingeprägt bleiben.

Die NSDAP war für Groß-Berlin verboten. Unter Führung des unermüdlichen Organisators der Berliner Bewegung, Dr. Goebbels, hatten sich damals noch verschwindend wenige Nationalsozialisten in jene märkische Stadt in der Nähe Berlins begeben, die unter der Leitung jenes Bürgermeisters stand. Und hier setzt die Tragik um den Mann ein.

Ich selbst habe in wenigen Augenblicken, während seiner Vernehmung, die ehrliche Ueberzeugung gewonnen, daß hier ein Mensch guter Qualität Opfer seiner — vielleicht gutbürgerlichen Pedanterie oder auch Opfer seiner innerlichen, spießbürgerlichen Hemmungen geworden war. Jenes historische Treffen in der kleinen märkischen Stadt klang, wie jede Zusammenkunft alter nationaler Sozialisten, mit dem Deutschlandlied aus. Wäre das nun in irgendeinem kleinen Saal geschehen, so wäre es wahrscheinlich totgeschwiegen worden, aber — Verhängnis — es geschah auf dem Marktplatz, und zwar in Gegenwart des entsetzten Stadtoberhauptes, das aus Angst vor der roten Einwohnerschaft, oder sagen wir besser aus Respekt vor der Straße, es vorzog, während es geboten war, in Ehrfurcht vor dem Liede des Vaterlandes den Hut zu ziehen, den Hut aufzubehalten.

Innerlich — davon bin ich überzeugt, kämpfte der gute deutsche Mann einen Kampf auf Tod und Leben, während äußerlich sich höchstens die Farbe des Gesichtes veränderte.

Unten auf dem Markt standen einige Arbeiter, die bereits dem Nationalsozialismus als aktive Kämpfer angehörten. Die hatten damals den Mut gehabt, in einer Umwelt von Gegnern sich zu Adolf Hitler und daher zum deutschen Vaterlande zu bekennen und verlangten daher mit Fug und Recht, daß der Mann dort oben, der geistig noch viel mehr für sein Vaterland empfinden mußte, das gleiche tat wie sie. Am 22. März holten sie ihn aus seiner sicheren Behausung — sie hatten nichts vergessen. Am Abend verließ er das Lager, nachdem er lebhaft sein Schicksal beklagt hatte, mit solchen Untermenschen, wie sie draußen auf dem Hofe auf und ab marschierten, gefangen gewesen zu sein. Ich stehe nicht an, zu bestätigen, daß er seine Liebe zum Vaterlande hoch und ehrlich beteuerte. Wie ist es doch? Wirkliche Liebe ist Treue. Und Treue zeigt sich in der Not. Damals war Not. Hoffentlich ist die Liebe nun soweit unterbaut, daß sie auch dann treu ist, wenn es noch einmal darauf ankommt. Und heute, glaube ich, ist die Liebe wirklich treu. —

Die alte Brauerei erwachte zu neuem Leben. Oben am Blitzableiter des hohen Fabrikschornsteins in schwindelnder Höhe flatterte eine Hakenkreuzfahne, die dort von einem der SA-Männer nach waghalsiger Kletterpartie angebracht worden war. Fanal des Sieges! Gleichsam, als sollte hiermit der Welt der Sieg des Nationalsozialismus über die Einsamkeit jener vielen, allzuvielen stillgelegten Fabrikgebäude weithin angezeigt werden. —

Verrostete Türen und Tore quietschten in ihren Angeln. Dumpf schlug uns die Luft der verstaubten Hallen entgegen. Ein widerlicher Geruch von altem Maschinenöl und rostigen Maschinen. Im Halbdunkel der ausgedehnten Fabrikräume standen die einstmals wertvollsten Metallbearbeitungsmaschinen. Von den Transmissionen hingen

die Riemen — ein Bild, das uns wie kein anderes die Not der durch den Wirtschaftswahnsinn zugrunde gerichteten deutschen Industrie grauenhaft vor Augen führte. Hier mußte Wandel geschaffen werden. Ueberall, wo unser Fuß hintrat — Vernichtung und Verödung. Ueberall tollste Unordnung, dadurch besonders in Erscheinung tretend, weil durch die teilweise zertrümmerten Fenster die Unbilden der Witterung ungehindert Einlaß gefunden hatten. Hier bot sich im überreichlichsten Ausmaß Gelegenheit, aufbauende Arbeit zu leisten.

Vorerst wollten wir noch abwarten; denn so feste Formen hatte das Konzentrationslager noch keineswegs angenommen, wie es hier erscheinen mag. Unser Ruf mußte weithin über die unmittelbaren Grenzen der näheren Umgebung Oranienburgs gedrungen sein. Jeder Tag brachte neue Gesichter, stumpfe Physiognomien, Spiegel ihrer Seelen. Jetzt erst sahen wir, welche Verwüstung die Lehre vom Kampf — Klasse gegen Klasse — bei unseren Volksgenossen angerichtet hatte. Es fiel uns aufrichtig schwer, von Volksgenossen zu sprechen. Jeder Tag zeigte, wie unverhohlen der Gegner an der Unterminierung der Auferstehung Deutschlands arbeitete. Raffiniert wußte man sich auf der Gegenseite zu tarnen. Die Reichstagswahl ergab eine sichere Mehrheit für die hinter unserem Führer stehenden Kräfte. Aber der Marxismus gab noch lange nicht sein Spiel verloren. Hatte man vorher das Prinzip der Souveränität des Volkes angebetet, hier brach man mit diesem Prinzip, weil es den bisherigen Machthabern, die in der Minderheit geblieben waren, nichts mehr half. Das Unglaubliche war geschehen — ein Volk sehend geworden, das in seiner Gutgläubigkeit bereit gewesen war, wegen der Parolen von Landesverrätern sich innerlich zu zerfleischen.

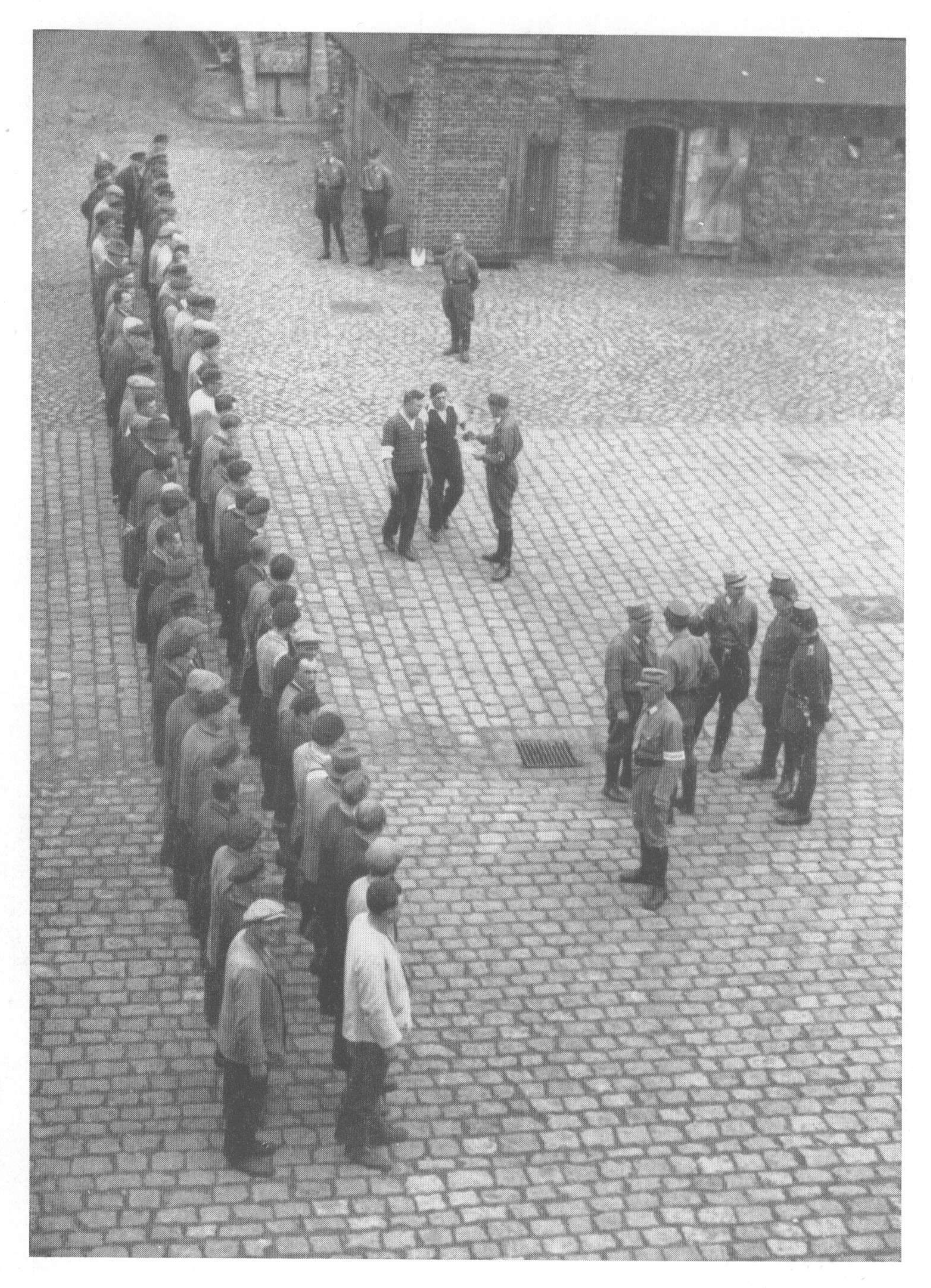
Ueberall, wo sich jene Unentwegten zusammenschlossen, die bereit waren, für marxistische Belange das zu opfern,

was wir Vaterland nennen, schlug die unbarmherzige, eiserne Faust dazwischen. Immer wieder brachen die unterirdischen Quellen auf. Sofort griff die SA zu und brachte sie zum Versiegen. Der Kampf gegen den unsichtbaren Gegner begann. —

Im Lager hatte sich inzwischen eine bunte Gesellschaft zusammengefunden. Neben den kommunistischen Radauhelden, deren Traum von Krakeel und Chaos so gegenteilig in Erfüllung gegangen war, liefen — hier eigenartigerweise abgesondert, gleichsam als „bessere Herren" — einige geknickte Systemgrößen Oranienburgs umher. Wieder ein ehemaliger Bürgermeister, über dessen Leben ein Unstern zu stehen schien. Hier handelte es sich um einen ausgesprochenen Intriganten, der seinen Genossen von der SPD durch Zeitungsartikel, die er niemals als ehrlicher Mensch verantworten konnte, Liebesdienste erwiesen hatte. Ueber diesen Mann war das Urteil aller anständigen Menschen gefällt, bevor er die Tore des Lagers passierte.

Zu seiner Vernehmung fanden sich die Landjäger der in der Nähe Oranienburgs gelegenen Stationen ein. Kaum einer von ihnen war von diesem Skribenten verschont geblieben. Wer die ehrlichen, aufrichtigen Soldatenseelen dieser Beamten, denen ihr Dienst fast bis zur Unmöglichkeit vorher erschwert worden war, so genau kennt wie ich, kann allein nur verstehen, wie groß die Empörung über das ihnen durch diesen Mann zuteil gewordene Unrecht war. Die Verantwortungslosigkeit dieses, zu allem Ueberfluß noch mit dem Doktortitel der Rechte ausgestatteten „Edelmannes" läßt sich so einfach nicht beschreiben.

Als Berichterstatter für eine sozialdemokratische Zeitung des Kreises Niederbarnim hatte dieser „Journalist" die ihm zum Teil kaum oder gar nicht bekannten Beamten in einer Form angegriffen, die geradezu als phantastisch bezeichnet werden muß. Eine Frage und ihre Beantwortung



Antreten zum Postempfang



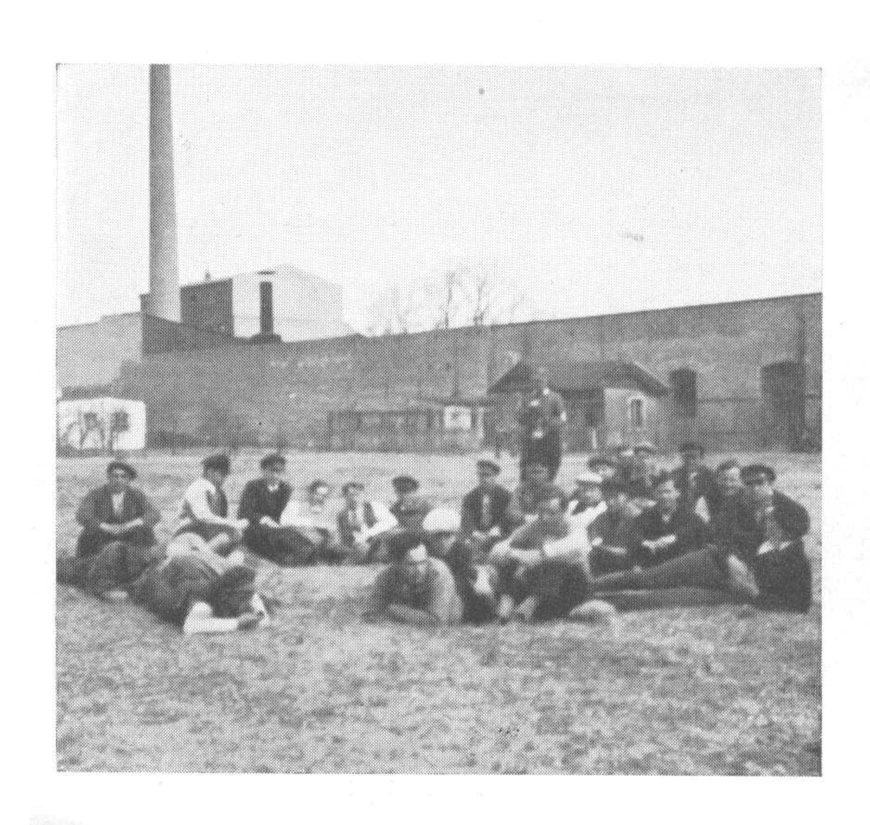
Kartoffelschäler

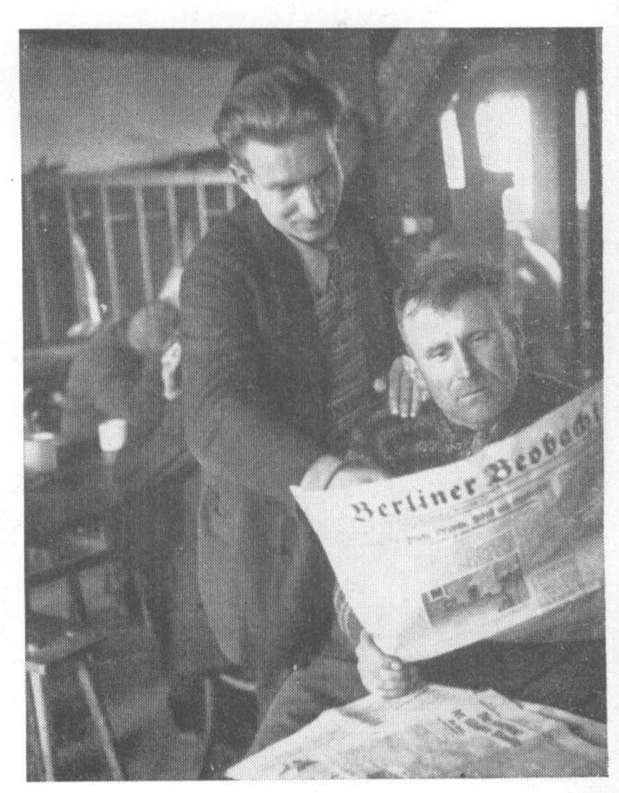


Kaffeepause

Freizeit

Während der Freizeit





vermeine ich heute noch zu hören, vielleicht deshalb so nachhaltig, als hierdurch die ganze Infamie der verhetzten und verhetzenden marxistischen Seele zum Ausdruck kam. Der alte Oberlandjägermeister N., einer von jenen Beamten, um die draußen die Welt uns mit Recht beneiden darf, war besonders von diesem „doctor juris" angegriffen worden und richtete nun an ihn in meiner Gegenwart folgende Frage:

„Herr Doktor W., Sie kennen mich nun schon lange, was hat Sie veranlaßt, mich in der Ihnen nahestehenden Presse anzugreifen?"

Antwort:

„Ich habe Sie immer hoch geschätzt, Herr N., aber Dritte trugen mir Klagen über Sie zu."

Frage:

„Warum haben Sie sich nicht vergewissert, ob Sie falsche Anschuldigungen aussprechen?"

Antwort:

„Weil mir meine Genossen einwandfrei erschienen. Ich habe ihnen ja manchmal auch nicht geglaubt; aber die Redaktion verlangte von mir derartige Artikel — und ich mußte doch schließlich auch Geld verdienen."

Ich darf offen gestehen, daß ich erschlagen war. Das war nun Jahre hindurch die geistige Einstellung eines Mannes, der als Akademiker zu den „Bevorzugten seines Vaterlandes" gehören sollte. An diesem Mann, der in der Sozialdemokratischen Partei des Kreises Niederbarnim immerhin eine gewichtige Rolle spielte, lernte ich den einfachen Mann — der gutgläubig solchen „Rattenfängern" gefolgt war — anders beurteilen.

Als ich einmal Gelegenheit nahm, diesem seltsamen Vertreter einer Weltanschauung während einer Unterhaltung nachzuspüren, und er mich fragte, was er denn hätte tun sollen, um Geld zu verdienen, und ich ihm antwortete, daß es ehrenvoller gewesen wäre, als Akademiker

Kohlen zu schippen oder Steine zu karren, ehe sich als Verleumder hinzugeben, begegnete ich einem Blick, der erstaunte Empörung über eine derartige Zumutung bedeutete. Hier standen sich eben Nationalsozialist und Marxist gegenüber.

Dann hatte ich kein Verlangen mehr —, und trotzdem sei registriert, daß auch in sein Leben jene Stunde stiller Einkehr kam, wo die Bitterkeit über die eigene Ungerechtigkeit obsiegte. Heute lebt er in kleinsten Verhältnissen, ein Leben — gewiß ohne jede Behaglichkeit; aber ehrlicher ist das Leben geworden — und die anderen, wie es bei guten Deutschen immer ist, haben vergessen und vergeben.

Als ich im Jahre 1932 zum erstenmal nach Oranienburg als Sturmführer zu meinen SA-Männern kam, erzählte man im Sturmlokal oftmals von einem Mann mit dem Beinamen „Knochenkarl". Er hatte durch Kraft und Heimtücke bei „Rotfront" sich immerhin im Kampfe gegen die SA einen unrühmlichen Namen gemacht.

Ein Jahr später — Konzentrationslager —, und „Knochenkarl" war auch da. Groß, ungelenk, vierschrötig, in geistlosem Gesicht eine spitze, nichtssagende Nase zwischen kleinen, stechenden Augen und vorstehende Backenknochen — das war „Knochenkarl".

Ich mußte einige der markantesten Erscheinungen meines Lagers verhören. Plötzlich war der Mann mit dem schönen Beinamen da. Er sollte sich äußern über einen am Abend jenes denkwürdigen 21. März geplant gewesenen Ueberfall auf die SA. Wie immer — wußte er von nichts. Er zögerte, er wich aus, er versuchte zu schwören, dann überlegte er wieder, der Weg schien doch zu riskant — also — er weinte. Und als man ihm auch das nicht glaubte, da — wälzte er alles von sich ab, und dann kam der Verrat. Und nun komme ich zu denen, die

in diesem Buche oftmals noch Erwähnung finden werden; denn das Konzentrationslager wurde für mich zur Schule. Hier lernte ich die Taktik kennen, wie man am besten solchen Spießgesellen hinter die Schliche kommt. Einer nach dem anderen erschien, die durch den Verrat ihres Genossen aus dem Stroh geholt worden waren.

Keiner wollte etwas wissen; doch als sie merkten, wie weich der gewaltige Genosse geworden war, da wußten sie alle — alles. Bezeichnend für die verflossene Periode der Unaufrichtigkeit und elenden Gesinnung war diese erste Vernehmung.

Ein junger, unbeholfener Kommunist, dem irgend jemand einmal gesagt haben mußte, daß er in kritischen Situationen sich auf eine Kopfverletzung, die er einmal in der Fabrik erlitten hatte, berufen solle, machte zum Erstaunen aller — eine Liste der an jenem Abend sich zu „löblichem Tun" draußen am Kanal versammelten Marxisten aus dem Gedächtnis auf. Am nächsten Tage leugnete er die Liste wieder ab. Auch von Pistolen wollte er nichts wissen. Wir gingen seinen Angaben nach — und trotz angeblicher Irrung und Gedächtnisschwäche erfuhr sein Gedächtnis eine glänzende Rehabilitierung.

Die Liste stimmte! Und als wir zugriffen, machten alle Beteiligten die Wahrnehmung, daß der eigentliche Führer — fehlte! Wie im großen, so im kleinen. Einer der seinerzeit prominenten SPD-Führer hatte sich mit dem Genossen vom proletarischen Selbstschutz, genannt „Knochenkarl", in Verbindung gesetzt, und man war auf folgende schlaue Idee verfallen:

Unter dem Vorwand, die Nationalsozialisten planten im Anschluß an ihren Fackelzug am 21. März ein Haberfeldtreiben größeren Ausmaßes gegen die bekannten, ortsansässigen Marxisten, hatte man junge Aktivisten in die einsame Gegend am Kanal gelockt, angeblich, um sie vor dem „Furchtbaren", was ihnen drohte, zu be-

wahren. Draußen hatte man dann „zum eigenen Schutz" Posten ausgestellt, die das Herannahen einzelner, nach Hause gehender Nationalsozialisten melden sollten. Einer dieser Posten gab bei seiner Vernehmung an, bei dieser Gelegenheit „Knochenkarl" im Besitz einer Pistole gesehen zu haben. Dieser rächte sich nun und wußte von dem angeblichen Verräter (der tatsächlich noch ein harmloser Junge war) auch etwas. Leider war der spiritus rector jener Selbstschutzorganisation auf und davon. Das war das gute Gewissen — und die Solidarität im Ernstfall.

Ein Tag folgte dem anderen. Die Frage der Verpflegung war gelöst. In der Küche eines größeren Restaurants in unmittelbarer Nähe des Lagers wurde gekocht. Damals waren es Frauen, die die Mittagsmahlzeit und das Abendbrot der Häftlinge und Wachtmannschaften herrichteten. Wie wir später zu einer eigenen Küche kamen, werde ich noch schildern.

Inzwischen hatte sich in der Wachtmannschaft ein fester Kern gebildet. Da das Lager mich ganz und gar vom frühen Morgen bis zum späten Abend in Anspruch nahm, wurde ich von der Führung meines Verbandes beurlaubt und ging nun, von meinem Adjutanten und einem alten Truppführer unterstützt, an die Organisation des Konzentrationslagers heran.

Das ist nun leichter geschrieben und gesagt, als diese Aufgabe in Wirklichkeit aussah.

Vor uns eine alte Fabrik, deren Räume mit Maschinen aller Art vollgepfropft waren. Kein Handwerkszeug — nichts. Und hinter uns, um die Situation der tausend Hindernisse ganz zu erfahren — kein Geld.

Hier hätte mein Buch bereits sein Ende erreicht, wenn wir damals in der sich uns immer mehr aufdrängenden Erkenntnis stecken geblieben wären — „was nun?" — Hier half nur eine kühne Attacke. Wie sie gelang, das werde ich versuchen in großen Umrissen zu schildern.

Also — Inhaftierte waren genug da. Unordnung, wie ich eingangs erwähnte, noch mehr als genug — und Ideen, tausend mal tausend.

Hier war mein alter Truppführer Ruf, ein Mann am Anfang der fünfziger Jahre, am Platz wie keiner. Von Beruf Photograph und Schriftsteller, Farmer und Globetrotter, Abenteurer und Praktiker, englisch, chinesisch, malaiisch und weiß Gott welche sonstige Südseesprache kauderwelschend.

Jahre um Jahre hatte dieser Mann draußen im Ausland seinen Weg gefunden, und als der Krieg ausbrach — da stand er mit wenigen Deutschen, von treuen Schwarzen unterstützt, im Busch und hielt, was dann erst nach Berennung von tausendfacher feindlicher Uebermacht genommen werden konnte. Fünf Jahre hatte er in einem der „Camps" in Australien als „prisonner of war" zugebracht. Als er dann endlich heimkehrte, waren seine Frau und die Söhne, die er vor Jahren verlassen hatte, Kommunisten geworden. Eine Welt stand zwischen ihm und den Seinen. Die Familie war durch die Politik zerstört. Heimkehrerschicksal, wie es in seiner Art vielleicht nur wenige gibt. So führte ihn sein Weg zu Adolf Hitler und seinen braunen Soldaten. Ruf wurde SA-Mann.

Diesem Mann übertrug ich die schwere Aufgabe, die Unterkunft der politischen Häftlinge so auszubauen und einzurichten, daß sie den einfachsten Ansprüchen genügen konnten. Geld — wie gesagt — gab es nicht. Vom Kommandanten angefangen, bis zum letzten Posten — arbeitslos, ohne Ausnahme. Das war das einzige, was wir mit den Häftlingen gemeinsam hatten. Dieses wirtschaftliche Schicksal, Zaungäste des Lebens zu sein. Jene hatte die materialistische Weltanschauung des Marxismus gefangen, uns die Idee des nationalen Sozialismus. Dort herrschte die Anschauung: „Wo mein Brot, da mein Vaterland".

Uns beherrschte ein Glaube, und der hieß Vaterland und nur Vaterland, wenn auch in Not.

An einem Morgen, Anfang April, standen ungefähr 50 politische Häftlinge angetreten. Das erste Arbeitskommando des Konzentrationslagers Oranienburg. Jahrelang hatten die meisten von ihnen nur den Weg zur Stempelstelle oder zu politischen Versammlungen gekannt. Nun sollten sie Pioniere werden. Pioniere am Aufbau einer alten Fabrik. Und was ihnen, wenigstens dem größten Teil, zum Segen gereichte, das war die Ueberwindung der inneren Scheu vor Arbeit, die sie durch die Disziplin, die sofort als oberstes Gesetz über ihnen stand, kennenlernten. Arbeiter der Faust. Wie oft hatten wir in Versammlungen an sie, an ihre Ehre appelliert. Ehre? — das war ihnen fremd, das war nur billiger Hohn. Sie zählten doch zur Klasse der Entehrten, sie waren doch „Proleten". Ihre Anschauung war die Anschauung ihrer Führer. Das waren auch „Proleten" — und die kämpften für ihre Klasse, gegen die Bourgeoisie, gegen die Klasse der anderen, die keine „Proleten" waren.

Sie lebten noch alle im Banne dieser Parole, die da in strenger, nur mit innerem Widerwillen ertragener Disziplin auf dem grasbewachsenen Fabrikhof des Konzentrationslagers standen.

Da trat einer vor! — Breitgebaut, blaue Bluse, breite Schlosserhose, barhäuptig, fanatische Augen. Man merkte es ihm an, er wußte als alter Soldat, der Disziplin kennengelernt hatte, daß er hier ein herrschendes Prinzip damit durchbrach. Aber — ihm schien alles gleich in diesem Augenblick.

Ich hatte mit kurzen Worten die Situation für sie als Schutzhäftlinge umrissen und ihnen erklärt, daß wir als SA-Männer dem Terror von nun ab mit Rücksichtslosigkeit und Gewalt begegnen würden.

Da hielt es ihn nicht in Reih und Glied der Genossen. Er mußte mir das sagen, was ihn quälte, vielleicht seit Nächten quälte.

„Ich bin nur ein kleiner Prolet", überhastete er sich, „und wenn da draußen welche Scheunen anzünden, ja — das sind eben Verbrecher, aber unsere Führer, wo sind denn unsere Führer? Die holt euch man, die sollen jetzt mitmachen, die sollen jetzt beweisen!" —

Einige nickten, verbissen zustimmend. Der Genosse da vorn, der sagte das, was sie dachten, aber nicht sagen wollten. Wer wußte denn, wie diese nationalsozialistische Revolution überhaupt ausging — und dann waren sie „fällig".

Der vorgetreten war, fing an zu schwanken, er griff ins Leere, weiß Gott — die Erregung. Das Herz setzte aus. Die Wahrheit hinauszurufen, seinem Gegner, den er haßte, ins Gesicht zu sagen, und dann den Stachel in der eigenen Brust zu spüren. — Das „Proletariat", die Not daheim, eine zusammenbrechende Ueberzeugung, für die man alles, alles hingegeben hatte — und gestern, vorgestern, ach — gleich am ersten Tag, da hatte man „schwarz auf weiß" das Unglaubliche gelesen. Münzenberg im Ausland! Teddy Thälmann läßt sich in einer Privatwohnung, ohne Gegenwehr — mit einem Punktroller in der Hand — festnehmen. Helden des Wortes. — Feiglinge, Feiglinge! — während der „Prolet" bereit war zu fallen — für sie und Moskau! —

So brach der Mann, der vorgetreten war, zusammen.

Das war der Tag, an dem die Arbeit im Lager anfing. Das war sein Auftakt. Davon steht nichts im Braunbuch oder in der Emigrantenzeitung Leopold Schwarzschilds.

Wenn ich als Kommandant die Geschichte des Lagers Oranienburg schreibe — dann, ihr „Führer", schreibe ich eure Geschichte gleich mit. Der „Prolet", der in Oranienburg euretwegen war, wird es bestätigen. —

Über die Häftlinge

Mit der Festigung der nationalen Revolution hatte auch das Konzentrationslager Oranienburg bestimmtere Form erhalten. Die Häftlinge, die nunmehr dem Lager zu einem kürzeren oder längeren Zwangsaufenthalt, je nach Schwere der vorliegenden, gegen den neuen Staat gerichteten Straftaten, zugeführt wurden, waren auf Grund besonderer staatlicher Verfügungen festgenommen worden. Man hat draußen in der Welt versucht, diese Maßnahmen der Regierung in oftmals recht unsachlicher Form, die meist den Stempel des „Emigrantenstandpunktes" trug, zu kritisieren.

Soweit es sich um das berüchtigte Braunbuch handelt, verlohnt es nicht der Mühe, diesem Buch, geschrieben von Haß und niedrigem Rachegefühl, besondere Ehre anzutun.

Das Braunbuch kenne ich und habe es selbst im Besitz. Gelesen habe ich dieses Buch des „Hitler-Terrors" auch recht eingehend und darf sagen — zum Teil recht belustigt, wenn ich mein Lager darin beschrieben fand. Einige, mein Lager betreffende Abschnitte und Photographien werde ich allerdings in einem der nächsten Kapitel würdigen und dann den Gegenbeweis, der unerläßlich ist, führen.

Vorweg darf ich aber jetzt schon nehmen, daß die überragende Mehrheit der im Konzentrationslager gewesenen Schutzhäftlinge mit mir gemeinsam aufrichtig bedauert, daß der — oder die Schreiber des Braunbuches und ähnlicher, trauriger Elaborate nicht ihre Kenntnisse im Lager Oranienburg selber gesammelt haben.

Die Inhaftierung politisch unzuverlässiger Elemente war das Gebot der Stunde, um die Revolution rein zu erhalten. An uns SA-Männern und -Führern sollte es nun liegen, aus diesen uns übergebenen Menschen wieder brauchbare Mitglieder der deutschen Volksgemeinschaft zu machen.

Hier lag der noch recht ungewisse Weg zum Erfolg. Zwei Möglichkeiten konnten hier Wegbereiter sein.

Einmal die Erziehung durch das Beispiel, zum anderen die Erziehung durch Arbeit. Man darf die Schwere und den Wert einer solchen Erziehungsarbeit nicht unterschätzen. Fest steht, daß ein großer Teil des deutschen Volkes am Ende der vierzehnjährigen Elendsperiode durch den Widerstreit der Meinungen, durch Arbeitslosigkeit und Verelendung charakterlich recht bedeutenden Schaden genommen hatte. Hier half kein Wort mehr; denn die Herzen, in denen eine alles verneinende Stimme jede ehrliche Ueberzeugung niederhielt, waren erstarrt und unbeweglich. Hier half nur methodische Erziehung. Beispiel und Arbeit. Das brauchten diese Menschen, die zum großen Teil nicht asozial waren, sondern nur verhetzt und seelisch verarmt. Die Regeneration des deutschen Menschen unter diesen Umständen war schwer, aber auch dankbar.

Wer so viel Lüge, Niederträchtigkeit, gemeine Gesinnung und Charakterlosigkeit so dicht beisammen erlebt hat wie ich, muß auch Menschen erkennen gelernt haben, die es ihm leicht machten, Dankbarkeit über die ihm zuteil gewordene Aufgabe zu empfinden.

Und — ich habe solche Menschen kennengelernt, die zu Beginn ihres Lageraufenthaltes verbissen und fremd waren, dann aber langsam erwachten und als völlig neue Menschen Oranienburg verließen.

Und nun soll das Lager entstehen, mit seinen Mängeln, die ihm anhafteten, bis zur heutigen Vollendung, einer Vollendung, die nur der Erfolg zielbewußter, nationalsozialistischer Erziehungsarbeit ist.

Die ersten Arbeiten galten der Herrichtung von Schlaf- und Unterkunftsräumen sowie der Säuberung des großen Hofes von Gras und Moos. Nirgends durften irgendwelche Kosten entstehen; denn wir hatten es uns zur besonderen Aufgabe gestellt, keinen Menschen, auch nicht die

mit tausend anderen, wichtigeren Dingen beschäftige Regierung, zur Hilfe aufzufordern. Hier organisierte eine Jugend, die Not und Entsagung gewöhnt war und genau wußte, daß zu einem Taler 30 Groschen gehören.

Die einzigen Gelder, die uns zuflossen, kamen von den Heimats- und Gemeindebehörden der Häftlinge, zur Beköstigung der Häftlinge bestimmt. Wie die Handwerkszeuge aussahen, die wir uns alle selber herstellten, vom Besen bis zum Hammer, zeigen die Photographien.

Nicht umsonst war der alte Truppführer zehn Jahre durch den Tropenbusch gezogen, nur auf das angewiesen, was man als „praktischen, gesunden Menschenverstand" bezeichnen muß.

Alte Eisenstücke dienten zur Entfernung des wuchernden Grases und Mooses zwischen den Steinen. Der Besen entstand aus einer Latte, einem darauf geschlagenen Querbrettchen und geflochtenem Bindfaden als Borsten. Die Hämmer wurden aus auseinandergedrehten Rohrstücken hergestellt, und nun konnte es losgehen.

Eine alte Zange, ich glaube, es war die Urgroßmutter aller existierenden Zangen, erlebte ihre Wiederauferstehung. Tausende von Nägeln, die in den Fabrikhallen und -räumen in den Wänden saßen, wurden mit ihrer Hilfe gezogen und einem besonderen, mit den bereits beschriebenen Hämmern ausgerüsteten Kommando übergeben, damit sie wieder Rückgrat erhielten.

In den Stuben des Verwaltungsgebäudes platschte das Wasser, und die alten Tücher saugten den jahrealten Staub von den Dielen — und bald kam „Grund" in die für die Häftlinge bestimmten Schlaf- und Unterkunftsräume.

Diese Arbeit wird im Braunbuch als unsinnig bezeichnet. Ob der Schreiber und Beurteiler jemals etwas von einem Aufbau gehört hat? — Und als die warmen Maitage kamen, als am Feierabend die Häftlinge auf der hinter der

Fabrik gelegenen Wiese lagerten, erklang eines Tages eine Geige und eine Gitarre; deutsche Volksweisen, deutsche Lieder ertönten.

Niemand hatte hierzu den Befehl gegeben noch erhalten, — und das steht wieder nicht im Braunbuch. Wenn die Sonne niederging, trat die neue Wache unter Gewehr. Der Truppführer blies das allen Soldaten wohlbekannte „Schlafengehen“! —

In ihren Stuben, in den sauberen Strohschütten, schliefen die Schutzhäftlinge einem neuen Arbeitstag entgegen. So entstand das Lager in mühseligem Aufbau, als Konzentrationslager immer mehr an Bedeutung zunehmend.

Nun komme ich zu einem sehr wichtigen Abschnitt meines Buches. Wenn ich als der Lagerkommandant von Oranienburg mich hingesetzt habe, um über das Lager, seine Entstehung, seine SA und die Häftlinge ein Buch zu schreiben, so aus zweierlei Gründen: einmal geschieht es aus dem Bedürfnis heraus, einen kleinen Abschnitt aus der Geschichte der Zeit zu schildern, zum andernmal, und das ist das wichtigste, ist die Auseinandersetzung des Nationalsozialisten mit den Ereignissen des verflossenen Jahres etwas derart Dankbares, daß man förmlich gedrängt wird, rein persönlich einen Rechenschaftsbericht abzugeben.

Wir Nationalsozialisten haben den politischen Kampf nicht 14 Jahre um unser selbst willen geführt, sondern nur immer das ganze Volk dabei gesehen. Wir wollten an die Macht, weil wir an die Macht mußten. Das Wohl des Vaterlandes und ganz Europas hing davon ab.

Die in das Lager Oranienburg eingelieferten politischen Häftlinge setzten sich aus Angehörigen aller Volkskreise zusammen. Einig — und das hatten sie bewiesen, waren sie alle in der Ablehnung des nationalsozialistischen Staates. Hier galt es nun, scharfe Unterscheidungsgrenzen in der staatspolitischen Erziehung der Häftlinge abzustecken. Es lag uns überzeugten Kämpfern nichts daran,

alle unterschiedslos als Menschen zweiter Klasse zu behandeln; denn fraglos kam so mancher in das Konzentrationslager, der unter richtiger Anleitung noch ein unbedingt brauchbarer Volksgenosse zu werden versprach.

Vorerst war ein großer Unterschied zu machen zwischen „Führern" und Verführten. Der größte Teil der eingelieferten Schutzhäftlinge waren Verführte. Kleine, einfache, unkomplizierte Menschen, die im Vertrauen auf irgendwelche Drahtzieher sich zu Dummheiten hatten hinreißen lassen, die ihnen das Zeugnis der augenblicklichen Staatsgefährlichkeit gaben. Es ist oftmals die Tragödie im menschlichen Dasein begründet in der Untreue und Feigheit. Niemals bewahrheitet sich diese Feststellung grausamer und rücksichtsloser als im politischen Leben.

Während die Tore des Oranienburger Lagers sich öffneten, um sich für Wochen hinter dem politischen Akteur, vielfach dem Verführten, zu schließen, saßen in vollster Sicherheit, draußen im Ausland, die Drahtzieher und hängten nur an den leergewordenen Draht eine neue Marionette. Während die letzten „Getreuen" ihre Haut zu Markte trugen, verfertigten im schönsten Bewußtsein ihrer Sicherheit die „Führer" mitleiderregende Geschichten über das traurige Los der Häftlinge im Konzentrationslager.

Ein jammervolles Bild. Diejenigen, die während des Krieges und auch nachher nicht müde geworden waren, dem Volk das Leben und die Nichtsnutzigkeit des „Etappenschweins" vor Augen zu führen, die während des Krieges zur Desertation aufgefordert hatten, damit sie zeigen konnten, welch herrliche Zeiten sie dem Volke zu bescheren vermögen, desertierten, als man Rechenschaft von ihnen verlangte, und leben in Pariser Lokalen, auf den Boulevards ein Leben, das das Leben des berühmt-berüchtigten Etappentieres in seiner Widerlichkeit noch bei weitem in den Schatten stellte. Diese Erkenntnis brach sich bei den

in Schutzhaft genommenen marxistischen Arbeitern immer mehr Bahn. Trotzdem gelangten einige Führer in die Maschen des Netzes, das eine fabelhaft funktionierende politische Polizei ihnen gelegt hatte.

Wenn man die „Führer" einer besonderen Betrachtung unterziehen will, so muß man scharf zwischen intellektuellem Führer und aus der Masse heraus entstandenem Führer unterscheiden. Bei den intellektuellen Führern im Marxismus waren die Motive, die sie zu ihrer politischen Aktivität führten, sehr verschieden. Interessieren kann uns besonders der intellektuelle Führer zu einer Zeit, da alles das, was er mehr oder weniger geistvoll propagiert hatte, in Verfall geriet oder genau zum Gegenteil wurde. Jahrelang hatte der intellektuelle Führer seinen Gegner vom Podium herunter und vom Schreibtisch her bekämpft. Er hatte versucht, sich seinem Milieu, so gut es ging, anzugleichen, und dazu gehörte, daß von ihm oft und häufig, wenn seine gelehrigen Genossen von zwangsläufigen Entscheidungen sprachen, das Wort von der Barrikade oder von Waffen fiel, die man bereit gewesen wäre, sofort dem Feinde vor den Grenzen auszuliefern, aber im Kampfe gegen den eigenen Bruder nicht missen wollte. Dann geriet der Intellektuelle in Begeisterungstaumel. An ihm lag es, mit seiner Beredsamkeit und der Gewalt der Schlagworte, die krankhaftem Haß und elender Niedertracht entstammten, — die zum Einsatz bereiten Kräfte in die nötige Stimmung zu versetzen.

Erschütternd war es zu sehen, wie sehr sich der deutsche Arbeiter auf diesen Intellektuellen und seine Art schon eingestellt hatte. Im wohldurchdachten Referat waren bald die Höhepunkte erklommen, und dann setzte eine wahnsinnige Hetze ein, die mehr als einmal unmittelbar zu jenen Verbrechen führte, von denen dann am nächsten Tage mit wenigen, lapidaren Zeilen die Zeitungen berichteten. Mehr als einmal haben

wir ihn in den letzten Kampfjahren kennengelernt, den intellektuellen Hetzer und seine Gefahr für die von uns so herbeigesehnte völkische Gemeinschaft.

Wie klein, wie verzagt und freiwillig unterwürfig war dieser Mann jetzt im Konzentrationslager. Leider, leider sind diese Vertreter des Marxismus seltene Gäste bei uns gewesen. Ein großer Teil hatte den Weg über die Grenze genommen. Ich bedauere aufrichtig, daß so wenige von ihnen in Gemeinschaft der durch sie verführten deutschen Arbeiter in den Konzentrationslagern leben mußten. Erstens wäre es ein verdientes Maß für ihre jahrelang, unter Mißbrauch ihres Wissens und ihrer Bildung betriebenen Hetze gewesen, und dann wäre allein schon ihr Beispiel für den verführten „Proleten" lehrreich gewesen.

Der sogenannte kleine Mann hat nämlich die Gabe, in solchen Situationen treffende Vergleiche zwischen sich und dem „Führer" zu ziehen. Ich denke gerade hierbei an einen ganz großen Führer der SPD, der nicht mehr rechtzeitig das rettende Ausland erreicht hatte. Eines Tages landete auch er, der einer der übelsten Hetzer der verflossenen Jahre gewesen war — in Oranienburg. Ihm zu Ehren hatten die Häftlinge des Lagers Aufstellung genommen. Für viele eine Genugtuung — endlich einer der wirklichen Drahtzieher. In seiner Gesellschaft befand sich gleichfalls ein recht bekannter SPD-Führer, der Jahre hindurch eines der übelsten Hetzblätter Brandenburgs als Redakteur verantwortlich gezeichnet hatte. Diese beiden „Führer" haben in den wenigen Augenblicken ihres Eintreffens — schon allein in ihrem Aeußern — einen derart verheerenden Eindruck gemacht, daß allein ihr Beispiel gewirkt hat. Viele ehemalige Häftlinge werden sicherlich mit Interesse dieses Buch lesen — und wenn ich im Augenblick es unter meiner Würde halte, hier die Namen von Männern zu nennen, die einstmals die würdelosesten Repräsen-

tanten einer würdelosen Zeit waren —, die „Ehemaligen" wissen genau, wer mit den beiden „Führern" hier skizziert wird. Den anderen Lesern werde ich versuchen, die Situation kurz zu umschreiben.

Während viele der verführten Volksgenossen größtenteils in Verblendung gehandelt hatten, indem sie ihren Führern, die sie so glanzvoll in Elend, Not und Arbeitslosigkeit geführt hatten, noch Glauben schenkten, als bereits Adolf Hitler mit aller Kraft bemüht war, das Los des deutschen arbeitenden Menschen zu ändern, hatten sich die Verführer bereits verflüchtigt oder in der Hoffnung, unbehelligt zu bleiben, diskret zurückgezogen. Für sie war die soziale Frage bereits gelöst, als sie seinerzeit die Führung der Elendsmassen übernommen hatten. Während der „Prolet" mit zerschlissenem Anzug, zerlumpten Stiefeln und fadenscheinigem Mantel noch bis zum Schluß geglaubt hatte, treue Gefolgschaft diesen Männern leisten zu müssen und dann in diesem Aufzug eingeliefert wurde, betraten ihre beiden Führer das Lager in der Ausstattung des absolut gepflegten, „feinen" Mannes.

Wie groß die Kluft zwischen ihnen und den anderen Schicksalsgenossen geworden war, mußten sie bald erfahren. Ich habe, das darf ich ehrlich gestehen, einen unbändigen Respekt bekommen, als ich sah, daß der Stolz im deutschen Arbeiter noch nicht ganz erstorben war und er jede Gemeinschaft mit dem gepflegten, verweichlichten Genossen einfach ablehnte. Auf der anderen Seite war es höchst interessant festzustellen, daß die Männer, die vorgegeben hatten, den „Bourgeois" mit seinem lächerlichen Getue und Gehabe, seiner Gesellschaftsordnung und seinem Dünkel leidenschaftlich zu bekämpfen, derart in dessen Eigenschaften aufgegangen waren, daß sie beim besten Willen von sich aus keine Berührungsmöglichkeiten mehr mit den von ihnen bislang geführten Schicksalsgenossen hatten.

Eine Welt hatte sich zwischen ihnen aufgetan.

Eingeteilt in die gleiche Kompagnie der Schutzhäftlinge, die einstmals für sie und ihre Parolen bereit gewesen waren, ihr Blut hinzugeben, vollzog sich die menschliche Tragikomödie. Der intellektuelle Führer — der „Führer" — fühlte sich bei den bisher Geführten nicht mehr wohl.

Seit dem Eintreffen dieser Männer lag eine besondere Stimmung über dem Lager.

Unter den Häftlingen hatte eine gewisse Beruhigung, eine Genugtuung eigener Art Platz gegriffen. Ausgerüstet mit derselben Drillichhose, demselben Arbeitsstiefel und -rock, mußten sie ihre Arbeit verrichten. Daß ich dem einen von den beiden „Berühmtheiten" in einer kurzen Rücksprache nahegelegt habe, daß es ratsamer, weil anständiger sei, während der Arbeit keine Zigarren zu rauchen, sei so nebenher berichtet. Ich hätte mich an seiner Stelle geschämt, während neben mir Männer standen und lebten, denen ihre persönliche Armut jedes Vergnügen an einer 2-Pfennig-Zigarette vorenthielt, dicke Zigarren zu rauchen.

Dadurch aber, daß er den Neid erregte bei jenen, die nun allmählich gelernt hatten, Vergleiche zu ziehen, kam er uns und unserer Erziehungsarbeit zu Hilfe.

Auf ihn, für den eine bekannte englische Zeitung eine Lanze brach, komme ich noch kurz in einem späteren Kapitel zurück. — Jetzt aber möchte ich schon erwähnen, daß die Lanze des Mitleids von einem Knappen gereicht wurde, dessen ganzes Verdienst es bis dahin gewesen war, als Fürsorgezögling eines jüdischen Erziehungsheims seine jungen, aber um so verdorbeneren Tage verbracht zu haben.

Daß gerade die meisten der innerlich anständigen Intellektuellen wieder den Anschluß über Adolf Hitler zum nationalen Sozialismus und daher zum Vaterlande fanden, ist für sie und den deutschen Arbeiter zum Segen geworden.

Jene Intellektuellen aber, die, gesellschaftlich, geistig und moralisch ohne jeden Wert, es als ihre vornehmste Aufgabe angesehen hatten, in Verbindung mit dem Untermenschen-

tum und politischer Charakterlosigkeit niedrigste Instinkte abzureagieren, verdienen nur dort eine Erwähnung, wo man von politischen Verbrechen spricht, deren geistige Urheber sie gewesen sind.

In einem Jahre gehen viel Menschen an einem vorüber ohne Anteilnahme, ohne Eindruck. Ein Typ aber verdient, daß man sich besonders mit ihm beschäftigt. Das ist der kleine „proletarische“ Führer, der kleine Mann aus der Masse, der leider zu oft das willige Werkzeug der Intellektuellen wurde. Hier habe ich Männer kennengelernt, um die es mir teilweise recht leid getan hat, sie als Häftlinge im Konzentrationslager anzutreffen.

In marxistischen Schulen herangezogen, für gewöhnlich geistig recht beweglich, sind sie insofern zu bedauern, als sie ihre teilweise starken Kräfte nicht etwa nur allein aus dem Gefühl heraus, sozial gedrückt und entrechtet zu sein, dem Marxismus restlos aufopfernd gaben, sondern vielfach, gerade weil sie zu denken vermochten, abgestoßen wurden von jenen, die da glaubten, besondere Vorrechte aller Art mit auf die Welt gebracht zu haben.

Hätte die Gesellschaft der Vorkriegszeit das zu schätzen und zu achten gewußt, was an geistigen Kräften im Volk lebendig war und nach Anerkennung und Achtung strebte, wäre viel seelisches Elend, das nachher Elend über unser ganzes armes Vaterland gebracht hat, vermieden worden.

Hier hatte der Marxismus klar erkannt, welche Macht der intelligente deutsche Arbeiter, den man abgestoßen hatte, weil er nicht „gesellschaftsfähig“ war, als Führer seiner Schicksalsgenossen darstellte.

Enttäuschungen über Enttäuschungen hatten in jahrelangem harten Arbeiterdasein in die Herzen dieser Männer Eingang gefunden. Allmählich versanken in ihnen alle gesunden Ansichten, die ihnen Glauben und persönliche Stärke verliehen hatten, und so landeten sie dort, wo die Idee nur flüchtig war, materialistisches Denken aber alles

bedeutete. Sie, die man richtig erkannt, als Idealisten zum Wohle des Vaterlandes und ihres Volkes noch zur rechten Zeit hätte ansetzen können, glitten ab, geschickt aufgefangen von denen, die sie brauchten, um leben zu können. So entstand der Typ des „kleinen proletarischen Führers" — des Idealisten, der viele, viele andere nach sich zog und uns anderen, den nationalen, wirklich ehrlichen Sozialisten, die um seine seelischen Nöte Bescheid wußten, das Leben so bitterschwer machte. Um ihn hatten wir gekämpft und gerungen.

Viele waren überzeugt worden und gekommen, aber viele andere waren so tief in die marxistische Lehre verstrickt, daß sie nicht mehr herausfanden aus dem Labyrinth, aufgebaut aus Enttäuschungen, eigener Not, Not der anderen, irregeleitet durch die tausend und aber tausend gleißenden Spiegel jener Lehre, die sie mit ihrem ganzen Denken und Trachten gefangen hielt. Es war eine Notwendigkeit, zu Beginn der nationalsozialistischen Revolution sie in Schutzhaft zu nehmen. Einmal bedeuteten gerade diese hartnäckig ihren Posten verteidigenden Führer eine unbedingte Erschwerung beim Kampf um die Macht im Reich, auf der anderen Seite gehörten sie zu den Menschen, die Schutz bedurften, um nicht in ihrem Wahn Unheil anzurichten, für das nicht sie, sondern jene Deserteure verantwortlich gemacht werden mußten, die inzwischen das Weite gesucht hatten.

Einer von diesen wurde gleich zu Beginn des Lagers eingeliefert. Bisher war er nicht bekanntgeworden durch irgendwelche Gewalttätigkeiten oder Hetzereien. Jetzt hatte er aber versucht, illegales Material weiterzuverbreiten und wurde darauf von der SA in seiner Wohnung gestellt.

Was nun folgt, kann nach alledem, was ich später mit ihm erlebte, nur Verzweiflung gewesen sein — Verzweiflung über den endgültigen Zusammenbruch jener Macht, die er gleich Tausenden angebetet hatte.

Als die SA in seine Wohnung trat, stand er an der Wand, ein Messer in der Hand und forderte den SA-Führer auf, ihn niederzuschießen, denn er gäbe sich ohne Gegenwehr nicht gefangen.

Nichts half.

Der Mann mußte mit Gewalt niedergekämpft werden.

Geschossen wurde nicht!

Im Lager angekommen, trat er vor und forderte nochmals, erschossen zu werden.

Anfangs glaubte ich, es mit einem Wahnsinnigen zu tun zu haben. Er wurde in Einzelhaft gebracht. Am selben Abend ließ ich ihn nochmals vorführen, aber ohne jeden Erfolg. Er schwieg sich über den Verbleib der von uns gesuchten Vervielfältigungsmaschine aus.

So ging es einige Tage. Da hörte er durch einen anderen Häftling eines Tages von der Flucht namhafter Führer, von denen er angenommen hatte, daß sie sich noch in Deutschland aufhielten.

Nun gab er nach.

Wir fanden die Maschine — und er lebte und arbeitete, arbeitete — wie keiner von den anderen.

Inzwischen hatte ich Einsicht in seine Militärpapiere erhalten, die über jedes Lob erhaben waren.

Wochen vergingen, und eines Tages kam seine Entlassung. Wie gewöhnlich verband ich als Kommandant des Lagers mit der Unterzeichnung des Reverses, der den Verzicht auf gegnerische politische Betätigung enthielt, die Gelegenheit, einige Worte an die Entlassenen zu richten. Ich sprach, wie ich als Nationalsozialist und SA-Führer es gewöhnt war mit jenen zu sprechen, die zurückgehören zu uns.

Unbeweglich standen die sieben. Ich reichte jedem die Hand, und als sie gingen, da schluchzte plötzlich jemand auf — nur ein-, zweimal kurz, als stieße ihm etwas das Herz ab. — Das war jener Mann, dessen Mut mir Wahn-

sinn geschienen, jener kleine proletarische Führer, den die gewiß nicht wert waren, die heute Aufsätze in Emigrantenzeitungen schreiben und leben, als trügen sie keine Schuld, die sie eigentlich verpflichtete, so schnell wie möglich von der Bühne des Lebens abzutreten.

Ueber jeden hatte die Zeit gesiegt. In Deutschland gab es zwei große Heerlager von denen, die man Durchschnittsmenschen nennen darf.

Menschen, die geistig keine besonderen Höhen kannten und charakterlich zu fest waren, um die Tiefe im täglichen Leben aufzusuchen.

Zwei Lager — ein Typ, und doch waren sie wesentlich von einander verschieden. Die einen waren durch die Not von Volk und Vaterland in Mitleidenschaft gezogen und lebten in dem riesenhaft angewachsenen Heer der Erwerbslosen.

Die anderen hatten ein glücklicheres Los gezogen, standen noch in Lohn und Arbeit, wenn auch recht kärglich mit Gütern bedacht, aber die Not war so unmittelbar an sie noch nicht herangetragen worden wie bei den anderen. Wenn täglich auch das Schwert des Damokles über ihnen schwebte — heute war heut — ein Standpunkt, dessen fatalistische Grundlage eben auch ein Zeichen dieser Zeit war.

Auf der einen Seite ausgleichend und erhebend, auf der anderen Seite denen, die wirtschaftlich zu ringen und zu kämpfen hatten, alles das nehmend, was an Gleichmut ehemals in ihren Herzen gewesen sein mochte.

Man sprach von der Radikalisierung der Massen. Während ein großer Teil dieser Massen gläubig, anbetend, ohne die Schuld der wahren Schuldigen zu erkennen, der marxistischen Weltanschauung huldigte, manchmal schwankend — rot oder ganz rot —, fraß mit glühender Liebe sich die Begeisterung für die Idee des nationalen Sozialismus in die Herzen der anderen.

Maßlose Opfer wurden gebracht. Hier für Karl Marx und das ihn propagierende Weltjudentum, dort für Adolf Hitler und die Freiheitsidee, niedergeknüppelt, verschrien, totgeschwiegen oder mit echt semitischem Sarkasmus, der leider in den Herzen vieler deutschen Menschen Heimstatt gefunden hatte, verspottet.

Es kam der Tag — und die Zeitenwende.

Irregeführt bis zum letzten Augenblick, blind verhetzt und verraten, ohne zu erkennen, daß man sie verraten hatte und nur als billige Werkzeuge noch benutzt, als Zettelverteiler, Hersteller illegaler Schriften, Verbreiter böswilliger Nachrichten, trafen sie ein, die Durchschnittsmenschen.

Was man früher den kleinen Spießer mit seinen üblen Begleiterscheinungen nannte, das hatte in der einstmals so mächtigen und bombastischen Partei der Mehrheitssozialisten Aufnahme, Unterschlupf, Anerkennung gefunden. Opfer einer politischen Milchmädchenrechnung. Die Anhänger der KPD verfügten im allgemeinen über bemerkenswertere Eigenschaften, so da sind Ueberzeugung, Mut — leider aber auch über etwas, was nur als verbrecherische Neigung, also doch schon abgleitend in die Tiefen des Daseins, angesprochen werden muß.

Hatte ich vorher im aktiven politischen Kampf oftmals mit beiden Vertretern der roten Couleur bei allen möglichen und unmöglichen Gelegenheiten zu tun gehabt, hier im Konzentrationslager Oranienburg, im näheren, engeren Verkehr bot sich eine unwiederbringliche Gelegenheit, für das ganze Leben Studien zu machen. Was eine Weltanschauung, die im Dogma einer Partei erstarrt ist, aus den Parteigängern, einstmals vielleicht wertvoller Volksteile, machen kann, dafür ist die SPD mit ihren Repräsentanten im Lager Oranienburg mahnender Beweis. Erstarrt, verkalkt — greisenhaft, aber trotzdem verlogen, niederträchtig und feige.

Weiß Gott, mein Bestreben, dem Gegner Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ist absolut gehemmt, wenn ich all derer gedenke, die zu jenen gehörten, die in ihrer greisenhaften Blödheit einer Bewegung wie der unsrigen den Kampf ansagten, als bereits die Schollen auf den eigenen Sargdeckel polterten.

Am Anfang meines Buches habe ich Sozialdemokraten beschrieben, die wir mangels männlicher Tugend einfach nicht behalten durften, ohne uns selbst eine gewisse Nichtachtung zu zollen. Seit jener kleinen Beschreibung denke ich darüber nach, ob uns nicht doch einer von ihnen begegnet ist, der wenigstens verdiente, herausgestellt zu werden — aber nein, nicht ein einziger.

Bevor ich an die Beschreibung derer gehe, die ich in der Kategorie der Durchschnittsmenschen untergebracht habe, will ich versuchen, über das Lager in seinem weiteren Werden, die sich uns entgegengestellten Schwierigkeiten und wie wir gemeinsam alle Nöte überwanden, zu berichten.

Inzwischen waren mit den selbstgefertigten Handwerkszeugen Wunderdinge verrichtet worden. Ein eigener Eßraum war geschaffen, aus vorgefundenem Holz waren rohe Bänke und Tische gezimmert worden, und während wir gezwungen waren, das Wasser für das Lager von einem zum Lager noch gehörenden Grundstück zu entnehmen, waren bereits Häftlinge dabei, eine eigene Wasserstelle herzurichten.

In der ganzen Fabrik war keine Wasserleitung mehr brauchbar. Infolge der nassen und kalten Winter, die ihre merklichen Spuren hinterlassen hatten, waren die Rohre geplatzt, ausgelaufen, und das Wasser, das durch die Wände gesickert war, hatte den Bodenbelag zum Faulen gebracht.

Also Zimmerleute, Tischler an die Arbeit. Ueberall wandten wir uns hilfeheischend an die Handwerker im Ort, um wenigstens das dringlichste Handwerkszeug uns

für Stunden auszuleihen. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend kreischte eine kleine Handsäge, schlugen die selbstgefertigten Hämmer die wieder geradegerichteten Nägel in neue Bretter und Bohlen, die wir an einer anderen Stelle der Fabrik, die wir nicht mit in Betrieb zu nehmen brauchten, freigemacht hatten. Ueberall das Schalten und Walten eines Mannes, der, auf jahrelange Erfahrungen aufbauend, gewöhnt war, aus nichts — etwas zu machen.

Daß er seine Tropenerfahrungen in seiner Heimat wieder nutzbringend verwerten sollte, hatte er nicht geahnt. Oftmals, wenn die Situationen in der Beschaffung geeigneter Mittel bedrohlich wurden, habe ich die Genialität bewundern müssen, mit der aus unscheinbaren Gegenständen das zusammengehämmert wurde, was dann als das Gewünschte seinen Dienst versehen konnte.

Wenn wir in den langen Monaten der Aufbauarbeit einmal Besuch erhielten und dann mit Stolz das gezeigt wurde, was zähe Energie zustande gebracht hatte, begegneten wir einem zweifelnden Kopfschütteln.

Jetzt, beim Schreiben dieser Zeilen, geht es mir selber so. Es steckte doch ein gewaltiger Impuls in allen, die mit dieser Arbeit betraut worden waren.

Eines Tages war der Brunnen fertig. Es war eine Flügelpumpe, die für die vorläufigen Bedürfnisse voll ausreichte. Um ja kein Wasser unnötig zu verschwenden, war ein kleiner Kessel unter das Wasserrohr gestellt worden, in dem ein gebogenes Rohr drehbar war, um bei Gebrauch heruntergedreht zu werden, so daß ein Fließen des Wassers ohne Pumpen möglich war.

Der Hof strotzte vor Sauberkeit. Konnten wir auch kein Lager, das den modernen Ansprüchen etwa eines Gefängnisses entsprach, zeigen, so doch ein Lager, das in seiner Bescheidenheit alles enthielt, was rein preußische Sauberkeit von ihm verlangte.

Ursprünglich waren wir der Annahme, daß wir von seiten der Häftlinge passiven Widerstand bei der von uns verlangten Arbeit zu erwarten hätten. Hierzu brachten wir als alte SA-Männer die notwendige Energie mit, um in diesem Falle uns durchzusetzen. — Aber es kam ganz anders. Die Häftlinge schienen an dieser Robinsonarbeit mittlerweile selbst Gefallen zu finden.

Als ich einmal in das früher schon genannte ehemalige „Comptoir" kam, um mich vom Fortgang der dort angesetzten Dielungsarbeiten zu überzeugen, traf ich bereits einen Polier an.

Dieser Häftling, ein Gelegenheitsarbeiter, der bei der Marine gedient hatte, trug sich bei seiner Arbeit mit einem derartigen Ernst, daß ihm langsam, ohne daß er es vielleicht gewollt hätte, die Anweisung der Arbeit zufiel. Er hatte viel Geschick, dem genialen und technischen Gedankenflug seines „Feldwebels" zu folgen, und verstand es meisterhaft, das Wort „Vom Dienst" und „Vom Schnaps" zu jonglieren. Auch dieser Raum ging seiner Vollendung entgegen.

Jeden Tag rückte ein Kommando, das sich aus körperlich behinderten und älteren Häftlingen zusammensetzte, zum Kartoffelschälen in das gegenüberliegende Restaurant ab. Mittags wurde in Kesseln die von Frauen zubereitete Mahlzeit herübergeschafft, und dann wurde während einer zweistündigen Pause in dem hierzu besonders geschaffenen Eßraum gemeinsam gegessen.

Im Eßraum, der sich damals noch im zweiten Stock der heutigen Wachtunterkunft befand, waren einige ebenfalls ältere Häftlinge damit beschäftigt, Eßnäpfe, Teller, Kaffeekannen und wer weiß was für nützliche Dinge noch abzuwaschen und alles wieder in Ordnung zu bringen.

Woher stammten nun diese Gebrauchsgegenstände? Ein Teil gehörte dem Lokal, das wir für die Zubereitung der Mahlzeiten gemietet hatten, und ein großer Teil gehörte

uns, der SA. Waren wir auch bettelarm — Einrichtung unserer SA-Heime, das verstanden wir. Was wohltätige alte Nationalsozialisten uns früher zur würdigen Ausstaffierung unseres Oranienburger SA-Heimes gespendet hatten, hier fand es erst seine richtige Verwertung. —

Und über allem wachte mein alter Truppführer. Treu, wie es einem SA-Mann zukommt, polternd, wie es dem zum „Feldwebel" chargierten zustand, und umsichtig — wie es eben nur einer sein konnte, dessen Horizont nicht mit dem Rand einer Untertasse identisch ist.

Ich sprach vorhin von der Wache, die unter Gewehr trat, wenn der Truppführer des Abends blies. Die SA besaß keine Gewehre. Dafür hatten die Regierungen der SPD und KPD schon gesorgt. Waffen besaßen lediglich die marxistischen Verbände. Die nahmen wir ihnen jetzt ab.

Dabei darf ich jetzt schon vorwegnehmen, daß sie nie zu ihrem Recht gekommen sind, die Karabiner, die in der ehemaligen Portierloge eigentlich mehr als Staffage standen. Sie haben, wie unser Standartenführer in seiner Sprache, die er die Sprache der SA nennt, sagt, nicht „gebellt" oder „gepustet", nein! — Armer Leopold, der dich ein hinreichendes Schicksal dunkel anzeigend „Schwarzschild" nennt.

Auch wenn du heute davon in Amsterdam schreibst, während du in Paris wohnst. Um diese Sensation muß ich dich bringen, so leid es mir tut.

Zu einem der eigensten Einfälle des „Feldwebel" gehörten die jeden Morgen nach dem Wecken veranstalteten Körperübungen. Auch ihnen unterzog er sich selber. Unter der Umkehrung des Wortes: „Es ist der Geist, der sich den Körper schafft", standen sie alle, die durch die Ertüchtigung ihres Körpers jener seelischen Disziplinlosigkeit entwöhnt werden sollten, unter der sie alle litten.

Wenn im Braunbuch von „grausamen Uebungen" gesprochen wird, dann kennzeichnet das rein rassisch den

Schreiber. Der jüdische Modekönig kannte „phantastische" Seidenkleider, der jüdische Politiker eine „absteigende Tendenz des nationalen Sozialismus". Sagen wir: Alles das, was dir gefällt, weil es dir Nutzen bringt, das mixe mit den Essenzen deines Geistes, — dann — werden aus Kleinigkeiten überdimensionale Dinge, die nur ein Relativitätstheoretiker zu messen imstande ist, weil er auch rassisch zu dir gehört —, und aus Körperübungen, wie sie deine weiblichen Ebenbilder aus bestimmten Gründen morgens radiorhythmisch pflegen —, „grausame Uebungen".

Das, was jeder Mensch zur Aufrechterhaltung seiner Gesundheit unternimmt, wir als wohlerwogene Ergänzung zum Arbeitsdienst nur den körperlich gesunden Schutzhäftlingen zumuten, das ist laut Braunbuch „grausam". Wie es euch gefällt!

Eine Journalistin, die leider verschämt ihren Namen verschweigt, hat dem Braunbuch einen Artikel übergeben, der sich nur mit diesen grausamen Uebungen befaßt. Ich kann mich einer Journalistin beim besten Willen nicht entsinnen. Wohl hatte die Regierung einigen Schweizer Herren, in deren Begleitung sich eine Dame befand, die Erlaubnis zur Besichtigung erteilt.

Nachdem wir ihnen die von Marxisten beschlagnahmten Mordwaffen, die damals schon ein ganzes Zimmer füllten, gezeigt hatten, wurde der Dame auf besonderen Wunsch die Genehmigung erteilt, mit einigen Häftlingen zu sprechen.

Das geschah, und sie äußerte sich recht befriedigt. Zum Schluß überreichte ihr der sich auch zum Ueberfluß noch als Kavalier entpuppende „Feldwebel", SA-Truppführer R., einen Fliederstrauß, — und — das war der einzigste Damenbesuch, außer dem Besuch einer Engländerin, der später seine besondere Erwähnung finden soll. Dieser Bericht an das Braunbuch (siehe Seite 294), wenn er auch teilweise richtig die Platzverhältnisse schildert, ist in seiner Ab-

fassung eine jener journalistischen Tollheiten, wie sie nur aus der Feder von Skribenten uns wohlbekannter Prägung oder einem verschrobenen Denkvermögen entstammen können.

Daß man einen französischen Sportarzt, Herrn Doktor Bellin du Coteau in Paris, auch noch mit dieser Angelegenheit behelligte, um ein Gutachten über die grausamen Uebungen zu erhalten, sei der Kuriosität halber berichtet.

Eigentlich sollte diese Begebenheit einem folgenden Kapitel vorenthalten bleiben, aber ich sprach von den Leibesübungen —, und der Chronist schloß sich vorwitzigerweise an.

Eines schönen Tages waren wir uns darüber schlüssig geworden, die Küche und Verpflegung in eigene Regie zu übernehmen.

Dazu berechtigte uns eine kühne Kalkulation, die uns die Möglichkeit in Aussicht stellte, von den uns für die Verpflegung der Häftlinge überwiesenen Geldern soviel einzusparen, daß die Einrichtung der Küche bald herausgewirtschaftet werden konnte. Und als dieser Gedanke feste Form erlangt hatte — dazu gehörten keine vierundzwanzig Stunden —, klopften in einem uns geeignet erscheinenden Raum wieder die selbstgebauten Hämmer und Meißel. Steil steigt der gelbe Fabrikschornstein über die Dächer der alten Brauerei. Oben am Blitzableiter das flatternde Freiheitsfanal. Bald sollte er wieder rauchen, Kunde geben vom „Leben im Gemäuer". Also — „Maurer an die Arbeit!", „Tischler links heraus!" — „Zimmerleute links heraus!" — „Hoffeger links heraus!" — „Maurer links heraus!" Der „Feldwebel" verstand sich darauf.

Knapp acht Tage danach standen mit Hilfe eines Oranienburger Ofensetzers, der im alten SA-Heim den qualmenden Ofen so manchesmal mit großer Sachkenntnis am Leben erhalten und daher unsere Freundschaft hatte,

fünf Kessel fein säuberlich ummauert! Hierdurch war die Möglichkeit geschaffen, 2000 Portionen zu je 1 Liter mit einemmal zu kochen.

Ein langgedienter SA-Mann, der bishin treu und brav seinen Dienst als Wachthabender versehen hatte, konnte nun seine Versetzung als Koch zur Küche erhalten. Ein anderer SA-Mann, der als überzeugter Nationalsozialist ein Hotel als Unterpfand für seine treue Gesinnung hatte lassen müssen, schien uns der geeignete „Chef" der Küche. Also — es konnte losgehen. —

Während dieser Aufbauzeit waren dauernd neue politische Häftlinge eingetroffen, und ich will nun zur Beschreibung von ihnen übergehen, die ich als die politischen Durchschnittsmenschen bezeichnete. Das Anwachsen der Massen in den verschiedenen Parteien hatte zur Folge, daß die organisierten politischen Durchschnittsmenschen bei der Auswahl kleinerer Funktionäre mit hineinwuchsen in die raffiniert aufgebauten Parteiapparate. Sie waren nicht zu unterschätzen, diese kleinen Funktionäre; denn nachdem die marxistischen Parteikörper zerschlagen waren, blieben *sie* immer noch Fundament.

Es bedurfte sehr mühseliger, aufreibender Arbeit, um diesen Funktionären hinter die Schliche zu kommen, da fanatische Parteigänger und auch solche, die mit ihnen sympathisierten, ihre Arbeiten mitversahen.

Nächtelang streifte die SA in Zivil durch die Straßen, um unerkannt ihre Beobachtungen anstellen zu können. Wie schwer es war, draußen auf dem Lande jene Stellen ausfindig zu machen, in die der ewige Fluß verhetzenden und staatsfeindlichen Inhalts floß, davon können die SA-Männer draußen auf dem Lande, vor allem die Angehörigen der Standarte 208, die im rotesten Nachbarkreis Berlins ihren Dienst versahen, ein Lied singen.

Nachdem durch die Untersuchung im Karl-Liebknecht-Haus Geheimpläne der Kommunistischen Partei gefunden

waren, die über die gewaltsamen Eingriffe besonderer Kommandos in technische Betriebe, Wasserwege, Eisenbahnen, Wasserzufuhr usw. genügend Klarheit verschafften, gab es für uns keine Nacht mehr.

Hier erwies sich immer wieder aufs neue, daß der in der SA kämpfende junge Deutsche, so oft der ärmste Sohn des Vaterlandes, sein treuester war. Ohne Murren, Hunger im Magen, Kälte in den Gliedern, nur von der Begeisterung, die in ihren Herzen loderte, lebend, verrichteten sie ihren schweren, gefährlichen Dienst. Stets bereit, ihr Leben einzusetzen, wie es so oft von ihnen gefordert worden war. Einer späteren Zeit wird es einmal vorbehalten bleiben, das Lied vom braven SA-Mann zu singen.

Motorradfahrer sausten auf den dunklen Landstraßen heran.

In den Kellern der Kommune, jenen Schlupfwinkeln, die noch nicht der politischen Polizei bekannt geworden waren, druckten die Vervielfältigungsmaschinen zu ungezählten Tausenden Flugblätter, die zur Gewalt aufforderten. Wie immer, geschah das aus dem sicheren Hinterhalt, so wie es bei den „Führern" der Marxisten seit Jahren Uebung war. Aber auf den nachtdunklen Chausseen wachten die Augen der SA. Irgendwo im Dunkel der Nacht wurde eine Maschine angetreten, und dann ging es hinterher.

Für gewöhnlich fuhren die Geheimkuriere arglos vor den ihnen bezeichneten Häusern vor, in denen Parteianhänger warteten, um dann am nächsten Tage an die „Arbeit" gehen zu können. Wenige Minuten darauf waren Kurier, Empfänger und Flugzettelpaket in unserem Besitz. Solange der Gegner ohne Gewaltanwendung sich auf diese Art zur Wehr setzte, obwohl seinem Kampfe jede moralische Grundlage fehlte, handelte die SA ritterlich. Dort aber, wo der Gegner glaubte, mit Pistole und Dolch, wenn er

entdeckt war, seine Freiheit zu erkämpfen, mußte natürlich dementsprechend gehandelt werden.

Hierüber sich zu entrüsten, spricht von wenig Ueberlegung. —

Für uns entschied nur die Liebe zum Vaterland und weiter nichts. —

Wer diese entsagungsvolle und aufopferungsbereite Liebe nicht kennt, verdient nicht, ein Vaterland zu besitzen.

Was waren nun die Einflüsse, denen der politische Durchschnittsmensch unterlag?

Sie beruhten fast ausschließlich auf Verhetzung redegewandter Agitatoren oder verlogener Kaffeehausliteraten. Was hinzukam, war die materielle Not der Nachkriegszeit, in die Tausende deutscher Menschen ohne eigenes Zutun hineingeraten waren. Ihrer Ansicht nach, und das war die Ansicht ihrer Führer, waren schuld an ihrem traurigen Los der Kapitalismus und der Faschismus.

Dort, wo Arbeiter in Fabriken, Kontoren und auf den Stempelstellen hellhörig wurden, dort wo der Nationalsozialismus Boden gefaßt hatte, setzte man Terror gegen Ueberzeugung. Viele jener politischen Durchschnittsmenschen handelten aus Angst vor ihren Führern und der Vergeltung, die fanatische Parteigänger oder Untermenschen jederzeit bereit waren, brutal und rücksichtslos auszuüben.

So wurden viele mitschuldig.

Viele aber glitten merklich hinüber in die gefährliche Situation des bewaffneten Aufstandes.

In Privatwohnungen trafen sie zusammen, um in den Städten bewaffnete Häuserstaffeln zu gründen oder auf dem Lande regelrechte Terrorgruppen zu bilden. Immer näher rückte für sie die Stunde, wo jedes nüchterne Denken durch den Impuls der Gewalt ausgeschaltet werden sollte.

Und die Untermenschen organisierten langsam ihre Armee.

Immer auffälliger wurden die Handlungen derjenigen, die bisher noch Zurückhaltung geübt hatten, und die SA wachte — überwachte jeden Schritt und Tritt.

Als überall im Reich zugegriffen wurde und die Konzentrationslager sich füllten, kam das Erwachen. Das, was wie ein Alpdruck auf ihrem Gewissen gelastet hatte, schwand wie ein böser Spuk.

Nun hieß es von uns aus handeln!

Es galt, an und für sich wertvolles Menschenmaterial zu retten. Was uns in jahrelangem geistigen Ringen nicht möglich war, mußte ihnen mit vieler Geduld, aber hartnäckiger Zielstrebigkeit beigebracht werden. Für den SA-Führer im Konzentrationslager hieß es Psychologe sein.

Die Gemeinschaftserziehung erwies sich hier als das einzig Gegebene. Strenger Manneszucht und Lagerdisziplin unterstellt, eingeteilt in geschlossene Abteilungen, mußten sich die Häftlinge umwandeln. Während sie draußen den Einflüssen von Menschen unterlegen waren, die ohne jede Verantwortung sie nur als Figuren auf dem Schachbrett der Politik hin und her geschoben hatten, galt hier das durch den Nationalsozialismus geforderte und erfüllte Führerprinzip.

Es war gewiß verständlich, daß so mancher von uns, wenn er sich einem ehemals gefährlichen Gegner jetzt gegenübersah, sich viel Selbstüberwindung auferlegen mußte. Nach dem, was jeder von uns kennengelernt hatte, stand uns immer wieder die Frage vor Augen: „Was wäre wohl geschehen, wenn es umgekehrt gekommen wäre?" Diese Frage, die oftmals wiederkehrte, lag im Schatten der Ereignisse — und das war gut so. Es fehlte uns an Zeit, um das alles weiter auszudenken und auszumalen, nachdem die Revolution für uns siegreich verlaufen war.

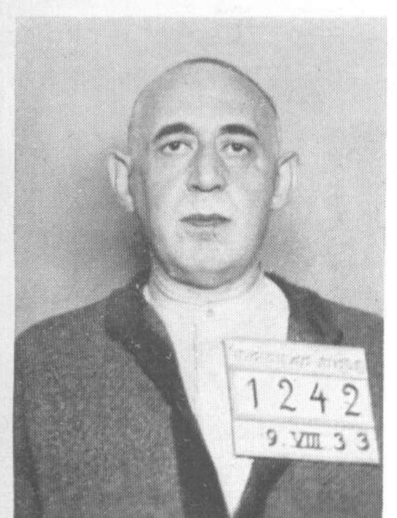
Jeden Tag wurde die SA, die von den verschiedenen Stürmen zur Bewachung des Lagers abkommandiert war, durch den Lagerkommandanten instruiert. Gewaltsame Uebergriffe an Häftlingen innerhalb des Lagers waren streng verboten. Unnachsichtlich wurde gegen diejenigen vorgegangen, die versuchten oder versuchen wollten, diese Anordnung zu umgehen oder zu durchbrechen.

Dort, wo es unser Ansehen und die Sicherheit des Lagers verlangte, rücksichtslos gegen renitente Häftlinge oder noch im Lager hetzende Marxisten vorzugehen, wurde Einzelhaft angeordnet. Diese Einzelhaft war nicht etwa raffiniert ausgeklügelt, wie man das so gern draußen gegen uns ins Feld führt, sondern sie war angemessen und nur in ganz vereinzelten Fällen dadurch verschärft, daß eine Mahlzeit ausfiel. Also der Häftling bekam sein Frühstück und sein Mittagbrot, und es fiel die Abendbeköstigung aus, oder eine der ersten beiden Mahlzeiten wurde gestrichen. Das aber nur für höchstens zwei bis drei Tage.

Nachdem die hiermit Bestraften einsehen gelernt hatten, daß jeder, auch der geringste Widerstand völlig zwecklos war, ging es mit diesen Bestrafungen immer mehr zurück, und wochenlang, manchmal monatelang war eine derartige Bestrafung nicht mehr notwendig.

Das Frühjahr ging zu Ende. Noch immer waren wir SA-Führer und -Männer, die zur Sicherung der Revolution das Konzentrationslager Oranienburg errichtet hatten, ohne feste Stellung. Keiner von uns hatte die Sehnsucht, als Unbekannter irgendwo in einer festen Privatstellung unterzutauchen und den anderen die Sicherung der genommenen Stellungen zu überlassen. In uns lebte der heilige Ehrgeiz, allen leuchtendes Beispiel an selbstloser, nationalsozialistischer Arbeit auch weiterhin zu sein.

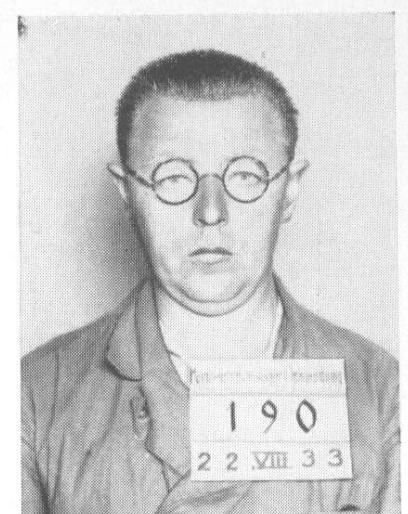
Viel war noch zu tun und der Aufbau des Lagers noch lange nicht beendet. Einige unserer treuen Kampfgenossen, die verheiratet waren und für mehrere Kinder sorgen



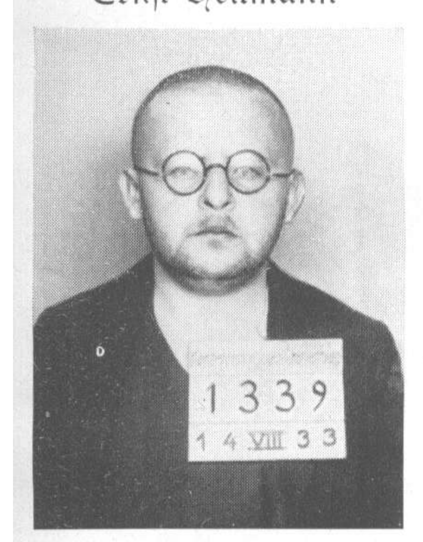
Ernst Heilmann

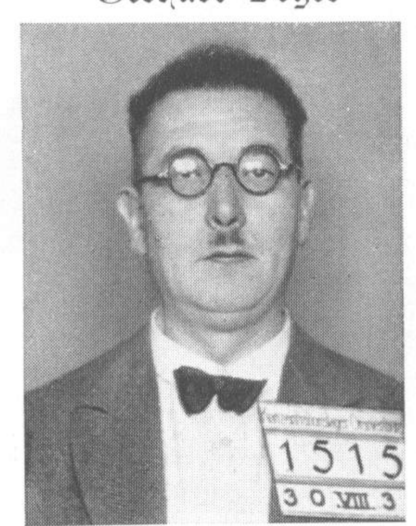


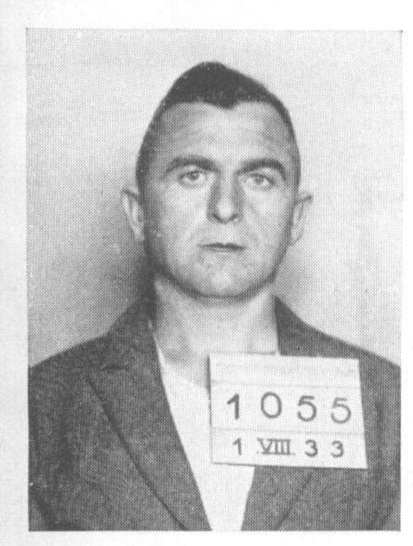
Franz Künstler

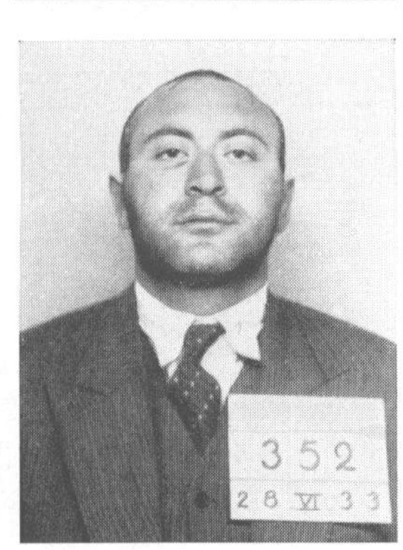


Gerhard Seger











Friedrich Ebert



Köpfe!



Frau G.



Euphemie K.



Beschlagnahmtes kommunistisches Waffenlager

Auswahl kommunistischer Dum-Dum-Geschosse



Waffenfund Bergfelde

mußten, gelangten zu dem selbstverständlichen Vorrecht, das die Regierung den Vorkämpfern für die nationalsozialistische Revolution eingeräumt hatte, an ihre Arbeitsplätze zurückzukehren, die ihnen vielfach wegen ihrer Zugehörigkeit zur SA oder zur Partei verlorengegangen waren. Dadurch mußte von uns Rücksicht auf die Stürme genommen werden, die sich Tag für Tag im Wachtdienst abwechselten. Die zuverlässigsten, ältesten SA-Männer wurden ausgesucht, um als ständige Lagerbewachung im Lager Wohnung zu beziehen.

So schafften wir uns einen Stamm von erfahrenen und stets einsatzbereiten Wachtmännern. Die SA-Männer wurden in einem besonders geeigneten Gebäude der alten Fabrik untergebracht und die dort eingerichtet gewesenen Häftlingsräume aufgehoben. In der Zwischenzeit hatte sich viel im Lager geändert.

Zu Beginn meines Buches habe ich von den Fabrikhallen erzählt, in denen große, schwere Maschinen seit Jahren brachlagen. Hier waren seit Wochen die Arbeitskommandos angesetzt worden. Wenn ich heute daran denke, mit welch behelfsmäßigen Mitteln zum Teil 60 bis 70 Zentner schwere Maschinen aus ihren Fundamenten gebrochen, viele Zentner schwere Eisenträger mit den daran befindlichen Transmissionswellen ausgebaut wurden, bin ich selbst im stillen ehrlich verwundert. Wie war das nur möglich? Ich glaube, wenn wir an Stelle des alten Truppführers einen Mann gehabt hätten, der jahrelang gewohnt gewesen wäre, mit modernsten Hebewerkzeugen — die wir ja nicht besaßen — umzugehen, er wäre dieser Arbeit nicht gewachsen gewesen.

Vom frühen Morgen bis in den späten Nachmittag schallte das „Hau-ruck" der Kommandos durch die Hallen. Kein Mensch dachte mehr an sein Schicksal. Alles stand unter dem Eindruck der Arbeit, die sie verrichteten. Aus dem Amtsgerichtsgefängnis Oranienburg waren inzwischen

einige bekannte Kommunisten eingeliefert worden, die dort zu Beginn der Revolution inhaftiert worden waren. Ohne aufgefordert zu sein, meldeten sie sich bei dem Führer des Kommandos.

Nichts zu tun zu haben ist eine schwere Strafe.

Hier lag, das erkannten wir sofort, der große erzieherische Wert der Arbeit.

So entwickelte sich aus der Notwendigkeit unserer Aufbauarbeit die Arbeitsbeschaffungsabteilung des Konzentrationslagers Oranienburg, über die an anderer Stelle eingehend berichtet werden soll. Nachdem die Maschinen mittels eines alten Flaschenzuges auf Pferdefuhrwerke verladen worden waren, um in einem zum Lager gehörenden Schuppen untergestellt zu werden, ging es an die Reinigung der Räume. Die Decken, durch die der Regen im Laufe der Jahre seinen Weg gesucht und gefunden hatte, mußten vermauert werden. Auf den Dächern waren hiermit besonders vertraute Häftlinge damit beschäftigt, Dachpappe zu legen. Ueber alte Leitern, die in einer provisorisch angelegten Tischlerei ausgesuchte Tischler- und Zimmerleute zusammengebaut hatten, stiegen, in Kesseln kochenden Teer tragend, die Dachdecker auf, und wenige Tage darauf nach einem schweren Gewitterregen konnten wir feststellen, daß alles wunderbar dicht gehalten hatte.

Hier sollten die Häftlinge untergebracht werden. Um die Hallen auszutrocknen, brannten in Kokskörben, die wir in irgendeinem Winkel der Fabrik gefunden hatten, Kohlenfeuer. Fenster wurden verkittet und neu eingesetzt. Maurer waren dabei, Risse in den Böden zu beseitigen, und in einer Halle, die vollkommen dunkel war, stemmten die selbsthergestellten Meißel eine Mauer von gut einem Meter Dicke durch, damit ein Fabrikfenster von zwei bis drei Meter Höhe und Breite Aufnahme finden und Licht spenden konnte.

Soeben sprach ich von Meißeln, die wir selbst gefertigt hatten. Auch hier war ganze Arbeit geleistet worden. Zwei Schmiede, die sich unter den Häftlingen befanden, hatten im Freien mit einer alten, ebenfalls in der Fabrik vorgefundenen Feldschmiede eine Schmiedewerkstatt eröffnet.

So entstanden aus alten, verrosteten Eisenteilen und aufgefundenen Stahlstücken alle jene Werkzeuge, die zum Aufbau notwendig waren.

Bis jetzt waren wir ohne jegliche finanzielle Hilfe geblieben. Da die Ersparnisse, die von den überwiesenen Haftunkosten gemacht wurden, für unsere Pläne bezüglich der baulichen Umänderungen nicht ausreichten, traten wir an die Stadt Oranienburg mit einem Kreditgesuch heran. Geschickte Verhandlungsführung durch den Standartenführer und das Entgegenkommen der Stadtväter ließen das zur Wirklichkeit werden, was ich in wohlberechtigtem Kleinmut nicht zu hoffen gewagt hatte. Der Kredit wurde bewilligt, und nun sollten die Häftlinge nicht mehr auf Strohschütten liegen.

Strohsäcke wurden gekauft, die Hallen vermessen und in einem Oranienburger Zimmereigeschäft das zugeschnittene Holz für 800 Betten bestellt. Das Zimmereigeschäft gab einen Vorarbeiter mit zur Hilfe, und wieder in wenigen Tagen standen, von Schutzhäftlingen zusammengebaut, in sämtlichen Hallen dreietagige Bettzüge, mit sauberen Strohsäcken belegt. Jeder Häftling bekam seine Decke, die wir ebenfalls gekauft hatten, und nun war die erste Etappe, die ich wohl die schwerste nennen darf, überwunden. Jetzt erst war eine straffe Einteilung der Häftlingsabteilungen möglich.

Jeder Saal wurde eine für sich abgeschlossene Abteilung, die Kompagnie genannt und mit einer Nummer versehen wurde. In sieben Sälen war für sieben Kompagnien Platz.

Nun hieß es, für Wasser und Elektrizität sorgen. Die Anlegung des elektrischen Stromnetzes beanspruchte am

wenigsten Kosten. Alle überflüssigen Leitungen, die in unbenutzten Räumen lagen, wurden von Häftlingen, die Facharbeiter waren, ausgebaut und in die Häftlingsschlafräume sowie auch in die Unterkunftsräume der SA eingebaut. Die Ersparnisse, die wir durch ausgeklügelte kaufmännische Berechnung mit Stolz auf der Haben-Seite unseres ersten, primitiven Verwaltungsbuches verzeichnen konnten, ermöglichten die Anschaffung der nötigsten Handwerkszeuge und Materialien.

Ein sozialdemokratischer Führer, der wohlweislich Oranienburg zu Beginn der Revolution mit unbekanntem Ziel verlassen hatte, dann aber, in Berlin ausfindig gemacht, dem Lager zugeführt worden war, wurde, da er Elektriker war, mit der Zusammenstellung eines besonderen Arbeitskommandos beauftragt. Irgendwo, in einer verstaubten Kiste, die ihr verträumtes Dasein in einer bisher unentdeckten Ecke der Fabrik gefristet hatte, entdeckte der rührige „Feldwebel“ elektrische Birnen — die brauchbar waren.

Wir müssen also doch unter einem recht günstigen Stern gestanden haben, als wir mit dem Plan umgingen, die Fabrik zu einem gebrauchsfähigen Konzentrationslager auszubauen. Der Lichtanschluß wurde angemeldet, Rohre und Drähte gezogen, alte Schalter abmontiert und wieder neu angebracht — und eines schönen Tages brannten in den verschiedenen Räumen elektrische Lampen.

Langsam und allmählich von Halle zu Halle, von Zimmer zu Zimmer, von Haus zu Haus führte der Wunderdraht. Licht!

Der Vorhof, seines märchenhaften Graswuchses beraubt, der Sportplatz hinter dem Fabrikgebäude — überall, wenn die Nacht hereingebrochen war und das Signal zum Schlafengehen aus metallenem Munde über das Lager, hinüber zur Havel verklungen war, leuchteten die Lichter auf.

Wir wurden im stillen, ganz im stillen etwas stolz. Was fast unüberwindlich erschienen, begann feste Formen anzunehmen. Nun fehlte noch die Wasserleitung.

Einer meiner SA-Männer war draußen als selbständiger Klempner in Not geraten. Wir überrechneten unser „Vermögen" und stellten fest, daß ihm und uns geholfen werden konnte. Alte Wasserleitungsrohre wurden ausgebrochen und unter seiner sachkundigen Leitung überholt. In einer Halle, die noch unbelegt war, sollte das entstehen, was bisher mein größter Wunsch war, — ein Duschraum. Es lag auf der Hand, daß in dieser Hinsicht alles geschehen mußte, um Krankheiten vorzubeugen, wie sie in Lagern vorkommen können, wenn nicht alles zur Aufrechterhaltung der Sauberkeit unternommen wird.

Es wurden deshalb Wasserleitungsrohre an den Wänden der Halle entlang gelegt. Hähne mußten gekauft werden. Das Handwerkszeug brachte unser SA-Kamerad aus seiner Werkstatt mit. Wenige Tage darauf standen, von Tischlern gebaut, Waschbänke und darauf hundert von uns gekaufte, neue Waschschüsseln. In der Mitte der Halle waren Maurer damit beschäftigt, eine Wasserrinne in den Betonboden zu schlagen, während in der inzwischen gegründeten Lagertischlerei bereits von Ersparnissen gekaufte Hobel über Latten glitten und neue Hämmer Nägel in die bereits gehobelten Latten trieben.

So entstand ein Lattenrost, der den ganzen Hallenboden bedeckte. Nachdem so ein großzügig angelegter Waschraum entstanden war, gingen wir an die Herstellung der Duschanlage.

Heute blitzen 45 Duschenkörper in drei nebeneinanderliegenden Wasserbahnen von der Decke. Fertig ist diese Anlage im Juni 1933 gewesen. Die größte und für mich sorgenvollste Frage mußte nunmehr geklärt werden. Die alten Fabriktoiletten bildeten bei dem starken Anwachsen der Lagerbelegschaft und dem warmen Sommer, der mittler-

weile herangekommen war, eine bedeutende Gefahr. Hier mußte sofort Abhilfe geschaffen werden.

Tagelang wurde vermessen, gerechnet und wieder vermessen. Dann wurde von einem SA-Truppführer, der inzwischen auch schon zum Stammpersonal des Lagers gehörte und seines Zeichens Maurermeister war, eine Zeichnung angefertigt, die eine Anlage größeren Ausmaßes, für volle Belegungsstärke des Lagers ausreichend, vorsah. Bald waren die Fundamente gelegt, und vierzehn Tage darauf war Richtetag. Wieder acht Tage später war ein den modernsten Ansprüchen genügendes „Haus" mit automatischer Wasserzufuhr fertig. Hygienisch in jeder Beziehung einwandfrei, entsprach dieser Neubau den Wünschen, die mein ehemaliger SA-Sturmbannarzt, der nunmehr ständiger Lagerarzt geworden war, so oft und vollauf berechtigt geäußert hatte.

Damit beschließe ich den wichtigsten Teil der Aufbauarbeit innerhalb des Lagers, um mich einer Abteilung, die im Frühsommer entstanden war, eingehend zu widmen.

Ich sprach vorhin von der Arbeit, die ich als die wertvollste Erziehung neben dem Beispiel von Aufopferung und Disziplin der SA-Führer und -Männer bezeichnete.

Es wäre für uns unendlich leichter gewesen, die Hände in den Schoß zu legen und lediglich die Bewachung des Lagers und seiner Insassen durchzuführen. Wenn man aber weiß, daß oben an der Spitze des Vaterlandes der Führer steht, der keine Minute seines Lebens rastet, wenn man weiß, welch ungeheure Arbeit er zu bewältigen hat, welche Schwierigkeiten ihm bewußt und unbewußt in den Weg gelegt werden, und — wenn man an sein Wort denkt: nicht eher zu ruhen, bis auch der letzte Sohn des Volkes zu seinem Vaterlande zurückgefunden hat, dann kann und darf man nicht gedankenlos seiner Zeit gegenüberstehen. Wir alten Nationalsozialisten, die wir dem Führer treue Gefolgschaft bis zum Tode geschworen, kennen diese

Pflicht. Unser Weg ist der Weg des Führers ohne Ruhe, ohne Rast. Das ist nun einmal die Leidenschaftlichkeit unseres Lebens, — unsere Ueberzeugung.

Die Arbeitsbeschaffungsabteilung, zu deren Leiter ich meinen Adjutanten D. befohlen hatte, stand vor einer schwer zu lösenden Aufgabe. Die Regierung kämpfte Tag und Nacht um die Arbeitsplätze, die seit Jahren durch die marxistische Mißwirtschaft verödet waren, um dem deutschen Arbeiter sein Recht auf Arbeit wiederzugeben. Alle Möglichkeiten waren in Erwägung gezogen. Die jungen deutschen Männer, die im Freiwilligen Arbeitsdienst, jener großen Erziehungsgemeinschaft, Aufnahme gefunden hatten, sollten dort angesetzt werden, wo, ohne den freien Arbeiter zu gefährden, zusätzliche Arbeiten zu leisten waren.

Also — für uns im Konzentrationslager waren nur ganz geringe Aussichten auf die Durchführung unseres Erziehungswerkes geboten. Trotzdem gelang es meinem Adjutanten, in zäher, zielbewußter Arbeit Plätze ausfindig zu machen, wo wir unsere Häftlinge zwecks Arbeitsleistung hinschicken konnten, ohne gegen die Richtlinien der Regierung, des Arbeitsdienstes und daher des Gemeinnutzes zu verstoßen.

Dort, wo Not und finanzielle Schwäche Arbeiten hatte unterbleiben lassen, die unbedingt erledigt werden mußten, schlossen wir Verträge mit notleidenden Bauerngenossenschaften. Aus Oedland sollte wieder fruchtbringendes Land werden. Siedlerstellen sollten für rückwandernde Landarbeiter, die in früheren Jahren gehofft hatten, in der Stadt ihr Glück zu machen, geschaffen werden. In unmittelbarer Nähe der Stadt Oranienburg galt es, Wiesen, die unter dem Wasserstand der Havel zu leiden hatten, zu entwässern, um die Ernten darauf ertragreicher zu gestalten. Jeden Morgen standen, in Reih und Glied ausgerichtet, die einzelnen Arbeitskommandos, um an ihre Arbeitsplätze zu

rücken. Es muß gesagt werden, daß der größte Teil es von ihnen verdiente, dem Nachdenken um ihr Schicksal und der Enge des Konzentrationslagers entrissen zu werden. Später werde ich Gelegenheit nehmen, die Erfolge, die wir dadurch hatten, zu würdigen. —

Neuholland, ein Dorf in der Nähe der Stadt Liebenwalde im Kreise Niederbarnim, war der erste große Arbeitsplatz und ist es auch bis heute geblieben. Hier galt es, Wiesen und Moor zu übersanden. Tag für Tag fuhr ein Kommando von etwa 100 bis 150 Schutzhäftlingen, die von uns teilweise mit Schuhwerk und Arbeitsanzügen versehen worden waren, mit einem Lastwagenzug zur 12 Kilometer abgelegenen Arbeitsstelle.

Schienen wurden gelegt, und nun ging es an die Abtragung von Hügeln, die das zu nivellierende Gelände durchzogen.

Jedes Kommando, das auf Arbeit rückt, erhält nach dem Morgenkaffee seine Tagesportion an gestrichenen Broten und Kaffee mit, um nach Rückkehr mit warmem Mittagessen versehen zu werden. Jeder Mann erhält als Mittagsbeköstigung ein Liter Essen und 125 Gramm Fleisch. Zu jedem Arbeitskommando gehörte gleich zu Anfang ein Sanitäter, der mit einem vollständig ausgerüsteten Sanitätskasten bei eventuellen Unfällen an der Arbeitsstelle erste Hilfe leisten konnte.

So bauten wir die Arbeitsbeschaffungsabteilung zu einem lebenswichtigen Betrieb für das Konzentrationslager aus.

Ein Arbeitskommando kam zum andern.

Um den Kredit der Stadt Oranienburg schneller tilgen zu können, verpflichteten wir uns, zusätzliche Arbeiten zu leisten, die von freien Arbeitern nicht verrichtet werden konnten. Kleine Kommandos wurden an verschiedenen Stellen der Stadt angesetzt.

Auf einer Havelinsel am Rande der Stadt, unweit vom Lager, hatten die Häftlinge Vorarbeiten zur Anlage eines Parkes für die Stadt zu leisten.

Später, wenn im Verlaufe der Jahre alles überwunden sein wird, wenn Sträucher dort blühen und duften, wenn eine schmale Brücke sich über den stillen Havelarm wölben wird, dann wird auch so mancher der „Ehemaligen" dort seinen Feierabend der Arbeit verbringen können.

Mit der Arbeit zog auch gleich ein ganz anderer Geist in das Konzentrationslager ein.

Das Dahinstarren hatte für viele aufgehört.

Nachdem die Arbeitsbeschaffungsabteilung straff durchorganisiert worden war, ergab sich hieraus die Notwendigkeit anderer Arbeitsabteilungen innerhalb des Lagers. Zuerst erfuhr die Gefangenenabteilung, die die Gesamtheit der Schutzhäftlinge einmal organisatorisch und dann erzieherisch zu erfassen hatte, eine wohldurchdachte Disziplinierung. Zum Leiter wurde ein SA-Sturmführer ernannt, der als alter Frontsoldat und ehemaliger Offizier der alten Schule gewöhnt war, sich energisch und zielbewußt durchzusetzen. Ihm wurden der „Feldwebel" und einige zuverlässige SA-Männer zugeteilt.

Ueber die Organisation der Häftlingsabteilung hatten wir lange und eingehend nachgedacht und glaubten uns auf dem richtigen Wege, als wir jede Häftlingskompagnie in zwei Züge einteilten und Häftlinge, die ehemals gediente Soldaten waren, als Zugführer einsetzten.

Ein großer Teil der Verantwortung innerhalb des Lagers ging so auf diese Zugführer über, und die Häftlinge ersahen aus dieser Maßnahme, daß man sie nicht als zweitklassige Volksgenossen behandelte, sondern ihnen eine gewisse Selbstverantwortung mit übertrug.

Der Zugführer hatte als Häftling Befehlsgewalt über die Angehörigen seines Zuges. Er war verpflichtet, von sich aus den Reinigungsdienst innerhalb seines Zuges zu

bestimmen. Er führte den Rapportzettel, den er morgens beim Antreten als genauen Stärkenachweis dem Leiter der Gefangenenabteilung zu überreichen hatte. Er hatte als erster aufzustehen und als letzter schlafen zu gehen. Jeder Vorfall innerhalb seines Zuges war durch ihn zu melden, und heute kann ich zurückblickend feststellen, daß selten so einwandfrei und ungezwungen Menschen, die man ihrer politischen Vergehen wegen für einige Zeit aus dem öffentlichen Leben ausgeschaltet hatte, in Disziplin und Ordnung hineingewachsen sind als hier im Konzentrationslager Oranienburg. Der Kuriosität halber möchte ich einen Fall nicht unerwähnt lassen.

Ein ehemaliger Unteroffizier der alten Armee, der zum Zugführer ernannt worden war, trat eines Tages an mich mit der Bitte heran, man möge den Zugführern doch ein äußeres Zeichen ihres Ranges verleihen und ihnen die kleine Strafgewalt zugestehen, damit sie kleinere Disziplinarvergehen von sich aus erledigen könnten.

Das hätte ja nun doch zu weit geführt.

Interessant ist die Begebenheit immerhin, da dieser Mann Kommunist war, also vor wenigen Wochen noch verdammt wenig auf die Ehre eines Chargierten etwas gegeben hatte. Nun, da durch einen Zufall, den er sich wohl ebenso wenig wie sein Schicksal erträumt hatte, er selbst etwas zu bedeuten schien, erwachte auf einmal der alte Soldat.

Zur damaligen Zeit gingen wir daran, eine eigene Schneiderei und Schusterwerkstatt einzurichten. Diese beiden neuen Abteilungen verdanken ihre Entstehung der Arbeitsbeschaffungsabteilung.

Es gab mittlerweile keinen Beruf, der nicht seinen Mann stellen mußte. Unter anderen Bedingungen saßen sie jetzt in einem hohen Fabrikraum an ihren Arbeitsplätzen, Schuster und Schneider durch besondere Verschläge voneinander getrennt, hämmerten und nähten alles wieder

ganz, was auf den Arbeitskommandos draußen zu Bruch gekommen war.

Inzwischen begannen wir wieder zu bauen.

Für kurze Zeit mußten Tischler, Schneider, Schuster und Schlosser, die in der hohen Fabrikhalle Unterkunft gefunden hatten, in den hinteren Teil des für 500 Mann fertiggestellten großen Eßsaales übersiedeln. In die hohe Fabrikhalle zogen wir ein ganzes Stockwerk ein.

Wieder kreischten die Sägen vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Steine wurden getragen, Mörtel herangeschleppt. Die Maurerkellen klatschten und verstrichen. Alle Hände regten und bewegten sich. Hochbetrieb! Bekamen wir Besuch, wurde wieder mit dem Kopf geschüttelt.

Man wollte das einfach nicht glauben, was wir bis dahin schon alles aus der alten Fabrik gemacht hatten.

Innerhalb von 14 Tagen war das Stockwerk fertig. Aus dem unteren Raum, in den die Handwerker wieder einzogen, führte eine breite Holztreppe zu einem luftigen, hellen, großen Arbeitsraum, der nun von den Tischlern bezogen wurde. Oftmals, wenn ich durch die sauberen Arbeitsräume der ehemals verkommenen Fabrikhalle ging, mußte ich wenige Augenblicke verhalten. Das Hämmern und Klopfen, das Surren der Nähmaschinen, das Ratschen der Sägen, der Lärm eines Handwerks, das ich „gemütlich" nennen möchte, weil es noch nicht unterdrückt war vom jähen Aufschrei einer Sägemaschine oder dergleichen mehr, das war wohlverdienter Lohn für viele schlaf- und ruhelose Nächte, die es um Räume und Menschen hier gegeben hatte.

Im Verwaltungsgebäude waren alle Zimmer von eigenen Verwaltungsdienststellen besetzt worden. Bei marxistischen Funktionären beschlagnahmte Schreibmaschinen klapperten. Federhalter eilten über die Seiten kaufmännischer Bücher. Zahlen schwirrten. Kaufleute, Bäcker, Lieferanten aller Art kamen und gingen. Telephone, die neuerdings angelegt worden waren, klingelten und

verbanden uns mit der weiten Welt. Oben in der Kommandantur liefen die Fäden zusammen, häuften sich die Papiere und Briefe zu Bergen. Aus entliehenem Stroh, einer alten Brauerei, aus Tatkraft und Unternehmungslust, wie sie in dieser Zeit nur noch Menschen haben konnten, die mit Herz und Sinnen Nationalsozialisten waren, hatte sich ein Konzentrationslager, ein großer Wirtschafts- und Verwaltungsapparat entwickelt.

Für viele, die bisher geglaubt haben, man müsse aus dem Vollen schöpfen, wenn man etwas aufbauen wolle, oder man müsse alle Dinge, die man im Leben beginnt, erst bei sich, dem eigenen Geldbeutel ausprobieren, wäre — genau wie für die politisch Danebengeratenen — das Konzentrationslager Oranienburg eine Korrekturanstalt von vielleicht nicht unbedeutendem Nutzen.

Am späten Nachmittag trug die sommerliche Luft die abgerissenen Melodien alter Märsche und Volkslieder zum Lager herüber. Das waren die Arbeitskommandos, die durch die Stadt marschierten. Singend rückten die Häftlinge des so „berüchtigten" Konzentrationslagers ein, und denjenigen, die es angeht, sei an dieser Stelle gesagt, daß die Häftlinge selbst den Wunsch geäußert haben, abends, wenn sie heimkehren, singen zu dürfen. Dieser Wunsch wurde ihnen auch erfüllt.

Ein kleiner Neubau wurde errichtet. Bescheiden, wie wir begonnen hatten, habe ich vermieden, vorher davon zu schreiben. Es handelte sich um ein Häuschen, das wir benötigten, um unser H a n d w e r k s z e u g unterzubringen. Diese Entwicklung mag ja nun wirklich an das Gebiet des Phantastischen grenzen, aber — es war nun einmal so. Wir hatten keinen Raum mehr, um unser Handwerkszeug und die tausend anderen nützlichen Dinge, die wir von Ersparnissen gekauft haben, unterzustellen. Für einen hieß es Abschied nehmen von dem Kommando vor der Front der Häftlinge, und dieser „eine" war der Feldwebel, der

alte Truppführer. Die Entscheidung war für ihn sehr schwer, wurde ihm aber dann durch ein trauriges persönliches Erlebnis leichter gemacht. — Sein ältester Sohn, der kommunistischer Stadtverordneter in Oranienburg gewesen war, wurde als Häftling eingeliefert.

Was wir in dem kleinen Neubau unterzubringen hatten, waren Werte, die nur ein ganz zuverlässiger und gewissenhafter Unterführer betreuen konnte. Eine umfangreiche Kartothek wurde angelegt, auf der jedes Handwerkszeug genau verbucht war. Jeder Schutzhäftling mußte quittieren, wenn ihm etwas ausgehändigt wurde, und wenn abends die Kommandos einrückten, waren die Zugführer mit verantwortlich, daß alles wieder in die Materialausgabe zurückkam.

Wenn man heute in das kleine Haus, in dem der erste „Feldwebel" seines Amtes waltet, eintritt, fällt sofort das Museum der selbstgefertigten Handwerkszeuge auf. Alles ist aufgehoben, gleichsam als Beweisstücke dafür, daß nichts zu wertlos ist, als daß es nicht doch einmal durch Arbeit wieder seinen Wert zurückerhalten könnte. Der Lehrmeister hierfür ist allerdings — die Not. Neben einem selbstgefertigten Schraubenschlüssel hängen Hämmer verschiedener Größen. Eine selbstgeschmiedete Schaufel, der bereits beschriebene Besen neben zwei armseligen, jetzt wirklich ausgedienten Handfegern erinnern an die Zeit des ersten Aufbaues. Als Ueberschrift über dem Ganzen hängen an einem Drahtbügel die unförmlichsten Schlüssel, die des Abends die verrosteten Schlösser quietschend öffneten, bis endlich durch eigene Schlosser neue Türverschlüsse angebracht wurden.

Wenn ein Hammer, eine Zange oder ein Besen ihre Pflicht getan haben, landen sie für gewöhnlich dort, wo der Sammelplatz alles Vergänglichen aus unserem Besitz ist, dem großen, häßlichen Friedhof der Verbrauchsgüter — Müllberg. Unsere selbstgefertigten Hämmer, der Besen,

die Zange — sie hängen an einer weißgetünchten Wand und werden bewundert. Gewiß ein verdienter Dank. Wir SA-Männer im Konzentrationslager Oranienburg haben nun einmal unsere Sonderheiten.

Der Sommer neigte sich seinem Ende zu. Mit Beginn des herbstlichen Wetters tauchte wieder eine schwere, bedenkliche Sorge auf. Die Beheizung des Lagers. Das war allerdings ein Problem, das nicht nur Kopfschmerzen bereiten konnte, sondern auch nach der geldlichen Seite hin keine angenehmen Aussichten bot. Da, eines Tages meldete sich ein alter Mitkämpfer, Dr. B., mit Besuch bei uns an. Der Besuch kam. In Begleitung des alten Bekannten, der eine besondere Stellung im Reichsrundfunk einnimmt, befand sich ein bekannter schwedischer Nationalsozialist, der im nächsten Kapitel eine besondere Würdigung erfahren soll, und ein Dr. F., der eine namhafte Stellung bei der Reichsbahn bekleidet. Dieser Dr. F., den uns ein freundlicher Zufall zugeführt hatte, sollte unser Retter werden. Wir unterhielten uns eingehend über das Heizungsproblem, und Dr. F., der tatsächlich nach dem Gesehenen uns allerhand zuzutrauen schien, machte uns den Vorschlag, mit Hilfe eines außer Dienst gestellten Lokomotivkessels die Heizungsfrage zu lösen. In wenigen Tagen waren die Verbindungen hergestellt. Wir hatten verschiedene Empfehlungen in der Tasche, die uns die Türen zu Männern öffnen sollten, die über derartige Dampfkessel zu verfügen hatten.

Es klappte ganz ausgezeichnet.

Ueberall brachte man uns großes Interesse entgegen, und eines Tages wurden wir in Berlin in eine große Eisenbahnwerkstätte geführt, um den Kessel zu besichtigen, der uns zugedacht war. Es handelte sich um einen 9 Meter langen Lokomotivkessel. Wir standen davor — und jeder von uns war von der Mächtigkeit dieses Kolosses, vor allem im Hinblick auf die uns noch bevorstehende Transportsorge, einfach erschlagen. Ein alter Marineingenieur,

den wir als Fachmann mitgenommen hatten, schüttelte bedenklich den Kopf — und trotzdem, zehn Minuten später hatten wir abgeschlossen. Leihweise wurde uns der Kessel zur Verfügung gestellt und das Rohrmaterial, es handelte sich um etwas über 1000 Meter, dazu. Ob man uns in der großen Werkstatt wirklich so ernst genommen hatte, daß man über unseren schnellen Abschluß gar nicht so verwundert war? — Aber — man durfte uns mit unserem Wollen wirklich ernst nehmen, denn bereits acht Wochen später lieferten wir den Beweis. Es bedarf wirklich keiner blühenden Phantasie, um sich das Erstaunen auszumalen, als wir eines Tages mit einem 480 Zentner schweren Lokomotivkessel durch Oranienburg zogen. Im Eßsaal mußten zwei Wände fallen, bis der Koloß neben dem Fabrikschornstein in einem von uns besonders hergerichteten Raum Aufstellung finden konnte. Allein, um den Kessel auf das bereits fertiggestellte Fundament zu setzen, benötigten wir acht Tage. Maschinenschlosser wurden ausgesucht, und nun ging es unter Anleitung des Marineingenieurs an die Arbeit.

Alles wurde überholt. Von Grund auf entstand ein völlig einwandfreier, betriebsfertiger Kessel. Zwei Kolonnen arbeiteten fieberhaft an der Fertigstellung der Heizanlage in sämtlichen Räumen des Lagers. Als der Kessel zum erstenmal beschickt wurde, war für uns der Tag gekommen, um nach achtmonatiger, aufreibender Arbeit gemeinsam mit unseren SA-Männern ein kleines Fest zu feiern. Ein Schwein, das wir im Laufe der Zeit mit Küchenabfällen herangemästet hatten, mußte daran glauben.

In den Schlafräumen, die im Mittelgang unterirdisch beheizt werden, hielt sich während der kältesten Tage vor Weihnachten 1933 eine Durchschnittswärme von 17 bis 18 Grad. In den großen Handwerkerräumen arbeiteten die Häftlinge zum Teil in Hemdsärmeln bei einer Zimmerwärme von 20 bis 21 Grad.

Bei dieser Gelegenheit will ich zweier Häftlinge gedenken, die es verdienen, daß man sie erwähnt. Beide arbeiteten als Rohrschweißer. Der eine hatte durch seine Tüchtigkeit die Erlaubnis erhalten, nach seiner Freilassung im Konzentrationslager als Vorarbeiter bleiben zu dürfen.

Er stammte aus der näheren Umgebung Oranienburgs, wo er mit seiner Frau und einem Kinde in einem kleinen Dorfe wohnte.

Nach seiner Entlassung aus dem Lager blieb er freiwillig bei uns und arbeitete derart fleißig und vorbildlich, daß wir uns entschlossen, ihm Lohn zu zahlen. Heute marschiert er in Reih und Glied mit seinen SA-Kameraden als SA-Mann, einer von vielen, die im Konzentrationslager zu ihrem Vaterland endgültig zurückgefunden haben.

Der andere war ein Kommunist, der wochenlang auf einem Außenkommando Verwendung gefunden hatte. Als wir Schweißer benötigten, meldete er sich sofort. Ihm verdanken wir nicht nur fast die gesamte Heizungsanlage, an der er manchmal unaufgefordert ganze Nächte in tatsächlicher Hingabe mit größtem Geschick und Fleiß arbeitete, sondern — das Bestehen des Konzentrationslagers überhaupt. Das mag sehr merkwürdig klingen, aber die Erwähnung nachfolgender Tat mag diese Behauptung bekräftigen. Als dieser kleine, schmächtige Mann eines Tages Rohrenden verschweißte, geriet eine Sauerstoffflasche, die unter einem Druck von 150 Atm. stand, in Brand. Unter den Häftlingen brach eine Panik aus, und im Handumdrehen war alles auf den Hof geflohen. Jeden Augenblick konnte die Flasche explodieren, und dann mußte das Haus mit in die Luft gehen. Als einzigster, unter rücksichtsloser Hintansetzung seiner Person, sprang der kleine Schweißer zu.

Der erste Angriff auf den Feuerherd mißlang. Da drückte er mit seinen Händen die bereits schmelzende Sicherung zu. Diese Tat war ein leuchtendes Beispiel treuester

Pflichterfüllung. Als ich davon erfuhr, ließ ich ihn zu mir kommen und gab ihm zur Belohnung Geld, was für ihn als Häftling sehr viel bedeutete.

In seiner Bescheidenheit bat er mich, den Betrag seiner Familie zukommen zu lassen. Als einige Tage später der Chef der Geheimen Staatspolizei, Ministerialrat Dr. Diels, die Entlassung von 300 Häftlingen persönlich vornahm und der Schweißer noch nicht unter den Entlassenen war, trat ich an den Chef der Gestapa mit der Bitte heran, in Anbetracht des tapferen Verhaltens den Schutzhäftling zu entlassen.

Im Augenblick war die Bitte gewährt und der Mann frei. Anstatt sofort seine Sachen zu packen, um zu seiner Familie zurückzukehren, blieb er freiwillig noch drei Tage, um sich davon zu überzeugen, ob eine neue Leitung, die er gelegt hatte, in Ordnung sei. Das ist ein einziges Beispiel, das allein ausreichen müßte, um denen in der Welt die Augen zu öffnen, die von maßlosen Unterdrückungen innerhalb der Konzentrationslager und von dem daraus resultierenden Haß der Häftlinge gegen ihre Unterdrücker faseln.

Hier hätte sich doch einmal die Gelegenheit geboten, auf ganz natürlichem Wege den „Unterdrückern" einen gefährlichen Strich durch die Rechnung zu machen und dies „Oranienburg" samt ihrer Besatzung, die, wie der Häftling ebenfalls wußte, in diesem gefährlichen Augenblick über dem Raum, in dem sich die Katastrophe ereignen konnte, zum größten Teil schlief, in die Luft zu jagen.

Hiermit will ich das Kapitel beschließen, das im wesentlichen vom Aufbau des Lagers mit seinen Schwierigkeiten, Nöten und Erfolgen erzählt.

Tag für Tag rücken bei Tagesgrauen die Arbeitskommandos zu ihren Arbeitsplätzen, um beim sinkenden Abend singend heimzukehren. Gesund an Leib und Seele, sollen die Häftlinge eines Tages, wenn für sie die Stunde der Freiheit gekommen ist, Oranienburg verlassen, um

draußen als vollwertige Arbeitskräfte (denn viele von ihnen haben bei uns arbeiten gelernt) ihrem Volk und Vaterland wieder dienen zu können. Von 5500 Schutzhäftlingen, die im Verlaufe des ersten Jahres der nationalen Erhebung im Konzentrationslager Oranienburg waren, sind inzwischen 4800 wieder zur Entlassung gelangt. Beweis für den Erfolg unserer Erziehung, auch wenn er zugegeben noch nicht so sein sollte, wie wir als Nationalsozialisten ihn uns wünschen, dürfte trotzdem die Tatsache sein, daß von 4800 Entlassenen nicht einer mehr nach Oranienburg zurückgeschickt zu werden brauchte. Wohl blieben verschiedene von ihnen freiwillig im Lager, um an der Stätte, die sie mit aufbauen halfen, als freie Arbeiter mit Lohn weiterarbeiten zu können. Davon aber im nächsten Kapitel mehr.

Die Greuelhetze über Oranienburg und ihre Abwehr

Im nun folgenden Kapitel halte ich es für angemessen, mich mit den Skribenten etwas näher zu beschäftigen, die aus dem sicheren Hinterhalt, unter Mißbrauch der Gastfreundschaft des Auslandes, es unternommen haben, die Maßnahmen der Regierung, vor allem die Schutzmaßnahmen der nationalsozialistischen Revolution in typisch-verlogener Manier zu kritisieren. Ich weiß mich dabei eins mit der Gesamtheit des deutschen Volkes, daß eine solche Auseinandersetzung als Verteidigung nicht notwendig wäre, aber — es geht doch dabei um mehr.

Wer den Lügenfeldzug während des Krieges gegen Deutschland erlebt hat und dabei studieren konnte, welch primitive Mittel ausreichen, um die Völker aufeinander zu hetzen, der muß mir beipflichten, daß eine ernsthafte Auseinandersetzung mit jenen zersetzenden Kräften staatspolitisch unerläßlich ist.

Als die nationalsozialistische Erhebung begann, erwarteten wir keineswegs, daß das Ausland nun über den Triumph nationaler Wiedererstarkung in Deutschland frohlocken würde, obwohl es im Hinblick auf die von ihnen fürs erste abgewandte Gefahr des Bolschewismus hierzu genug Veranlassung gegeben hätte. Daß die weltanschaulichen Gegner in aller Welt Purzelbäume schlagen würden, damit war zu rechnen. Aber — womit wir nicht gerechnet hatten, wenigstens nicht in diesem Umfange, das war die bedingungslose Unterwerfung der öffentlichen Meinung in der Welt unter die verworfene und niederträchtige Emigrantenhetze.

Für uns Nationalsozialisten ist jeder Franzose, jeder

Engländer, jeder Amerikaner ein Lump, wenn er sein Vaterland mit Dreck bewirft. Warum bringt man draußen dafür kein Verständnis auf? — Die Frage legten wir uns täglich, stündlich vor, wenn wir gewisse Zeitungen des Auslandes, die doch gewiß einen Namen in die Waagschale zu werfen hatten, vorgelegt bekamen und dann die unsinnigsten Märchen lesen mußten.

Die Lüge nur deswegen zu unterstützen, weil es dem Nachbarvolke schaden soll, bedeutet doch eine unwürdige und zugleich lächerliche Nachahmung des wegen seiner Taktik weltbekannten Vogel Strauß.

Auf der einen Seite von Verständigungspolitik zu sprechen, während man systematisch auf der anderen Seite das Vertrauen erschüttern hilft — ja, das kann nur eine unehrliche und daher von jedem logisch und vernünftig denkenden Menschen abzulehnende Lösung schwebender Existenzfragen zwischen den Völkern sein.

Nachdem die große Fahnenflucht prominenter Marxisten erfolgreich gewesen war, sprach man von Emigranten. Der Staatsanwalt in Deutschland sprach vielfach von Verbrechern, die leider durch die Maschen des Gesetzes entwischt waren. Und während wir SA-Männer schon allein das stillschweigende Empfehlen vieler Prominenter über die Grenze lebhaft bedauerten, sprachen die Häftlinge in den Konzentrationslagern von Lumpen, denen sie einst gefolgt seien und die sie nun verraten hätten.

Draußen aber im sicheren Port — da druckten die Rotationsmaschinen und schrien die Zeitungen, Tagebücher und sonstigen Ablagen unkontrollierbarer Gerüchte — Greuel!! — — Greuel! — — — Greuel!

Und wie so oft in unserem Leben forderten diejenigen am lautesten nach dem Richter, die verdient hätten, zwischen Ursache — die sie gewesen waren — und Wir-

kung — deren Einfluß sie sich „tapfer" entzogen hatten — zerrieben zu werden.

Wie nicht anders zu erwarten, spielte das Konzentrationslager Oranienburg, das in unmittelbarer Nähe Berlins und daher auch im Blickzentrum der Welt lag, eine besondere Rolle. Die deutschen Zeitungen traten an die Regierung heran, um Einblick in den bisher unbekannten Teil des Strafvollzuges zu gewinnen. Ohne Bedenken wurde weitestgehend von seiten der verantwortlichen Stellen entgegengekommen. Nicht nur im Ausland schwirrten die unglaublichsten Gerüchte über Oranienburg umher, sondern auch im eigenen Vaterland.

Unauffällig in der Straßenbahn oder in der Eisenbahn ließ der Geheimkurier der marxistischen Unterwelt die in Kellern manchmal auf primitivste Art hergestellte „Geschichte des Konzentrationslagers Oranienburg und anderer Lager" liegen. Was in diesen Heften stand, konnte einem ordentlich das Gruseln beibringen. In der Hand indifferenter Menschen — und dazu muß man leider recht, recht viele zählen — waren diese illegalen Flugschriften unbedingt eine Gefahr. So begrüßte ich als Lagerkommandant aufrichtig das Bestreben der Presse und das verständnisvolle Entgegenkommen der verantwortlichen Stellen, an der Klarstellung jener verbrecherischen Lügen, die oftmals völlig unkontrolliert vom Ausland übernommen worden waren, mitzuarbeiten.

Die Vertreter der deutschen Presse, die ohne jede Schwierigkeit von der Regierung die Erlaubnis erlangt hatten, unser Lager zu besichtigen, kamen und wurden in jeden Winkel des Lagers geführt, um ihnen dadurch weitgehenden Einblick zu gewähren.

Nachfolgend sollen die Vertreter deutscher Zeitungen zu Wort kommen.

Es handelt sich um Zeitungen, die wir besonders aufbewahrten und die heute in ihren Berichten das wieder

aufleben lassen sollen, was der breiten deutschen Oeffentlichkeit damals mitgeteilt wurde. Der Angriff vom 29. März 1933 schrieb:

Wie die gefangenen Kommunisten und Reichsbannerleute behandelt werden

Die ausländische Presse ist voll von den unsinnigsten und verlogensten Berichten über die Geschehnisse in Deutschland. Das Weltjudentum ist in fieberhafter Tätigkeit. Mit denselben wahnwitzigen Schlagworten, mit denen man von 1914 bis 1918 die Staaten der ganzen Welt gegen die „Barbaren" zu mobilisieren verstand, wird jetzt gegen Deutschland und seine nationale Regierung ein neuer Lügenangriff organisiert. Millionen deutscher Frontsoldaten fielen im großen Kriege, weil es das Judentum verstand, das Feuer des Weltenbrandes immer aufs neue zu schüren.

Die frechsten Berichte verbreiten die Juden in diesen Tagen über die Konzentrationslager. Es ist unglaublich, was für Greuelberichte erfunden werden. Wir haben deshalb sofort unseren R. H.-Berichterstatter in das Konzentrationslager bei Oranienburg geschickt. Er berichtet hier über seine Erlebnisse.

Die Standarte 208 hat im Einvernehmen mit der Polizei im Kreise Niederbarnim zahlreiche Verhaftungen von Mitgliedern und Funktionären der KPD und der Eisernen Front vorgenommen. Die SA-Führung hat sich zu dieser Maßnahme entschlossen, nachdem in der näheren Umgebung Oranienburgs mehrere Brände angelegt worden waren, die nach den Feststellungen zweifellos auf das Schuldkonto der marxistischen Mordbrenner zu setzen sind.

Eine stillgelegte Bierbrauerei in Oranienburg ist von der Standarte 208 zu einem provisorischen Kon-

zentrationslager hergerichtet worden, in das die verhafteten Terroristen eingeliefert werden. Augenblicklich kampieren 97 Mann in diesem Lager.

So leben die Gefangenen

Vor dem Eingangstor steht ein SA-Doppelposten mit geschultertem Gewehr. Neugierige Passanten und Angehörige der Festgenommenen beleben das Straßenbild vor dem Konzentrationslager. Auf dem großen, gepflasterten Hof sind die Gefangenen tagsüber beschäftigt. Eine Gruppe hat mit der Zerkleinerung von Brennholz alle Hände voll zu tun, während eine zweite Schar Unkraut und Gras, das zwischen den Pflastersteinen wuchert, entfernt. In der Mitte des Hofes wird gerade ein Auto von einigen Leuten gesäubert. Als Putzlappen finden die beschlagnahmten roten Fahnen Verwendung.

Bei der Arbeit werden die Gefangenen scharf bewacht, doch sind ihnen große Freiheiten, wie z. B. Rauchen und Unterhaltung, gestattet. Die SA bewegt sich durchaus sehr diszipliniert und äußerst korrekt, schikaniert werden die Inhaftierten nicht. Von Zeit zu Zeit dürfen sie sogar Besuche ihrer Angehörigen empfangen. Lebensmittel, Tabak, Zigaretten, Seife und Kleidungsstücke können ihnen von Hause geschickt werden.

Wie ist das Essen?

Eßgeschirre werden ausgeteilt. Die Mienen der Gefangenen erhellen sich; denn das Essen ist schmackhaft und gut zubereitet. Oft genug ist es vorgekommen, daß ein Inhaftierter sagte: „Ich bin seit Jahren erwerbslos; während dieser Zeit habe ich niemals ein derartig

gutes Mittagessen gehabt". Die diensthabende SA erhält dasselbe Essen wie die Gefangenen.

Hinter den Lagergebäuden befindet sich eine größere Grasfläche. Hier treiben die Gefangenen Sport. Barlauf und Drittenabschlagen sind die gebräuchlichsten Spiele. Die älteren Leute, die nicht mehr so beweglich sind, daß sie sich sportlich betätigen können, haben sich ein sonniges Plätzchen auf der Wiese ausgesucht und dreschen Skat. Einige spielen Schach.

„Ihr seid anständige Kerle!"

Einige leichter zu bewertende Fälle kommen zur Vernehmung. Da sich nichts Bedeutendes herausstellt, werden zwei von ihnen entlassen. Als sie das Tor passieren, gehen sie auf den dort stehenden Posten zu, drücken ihm die Hand und bedanken sich für gute Verpflegung und Behandlung ... „Ihr seid anständige Kerle", sagt da der eine. — „Wir dachten, daß wir euch auf Gnade und Ungnade ausgeliefert waren, ihr habt uns, eure Gegner, als Menschen behandelt! Wir danken euch!"

Die Deutsche Postzeitung vom 17. August 1933 schreibt:

Unwahre Behauptungen der Auslandspresse

Die ausländische Lügenpropaganda ist nach wie vor am Werk, über das neue Deutschland die unglaublichsten Verleumdungen zu verbreiten. Unterstützt wird sie dabei von dunklen Hintermännern, die auf Schleichwegen ihre Lügenprodukte gegen gute Bezahlung an das Ausland weitergeben. Die ausländische Presse nimmt derartige Meldungen sonderbarerweise immer noch gern auf, anstatt derartigen gewissenlosen Vater-

landsverrätern und Volksverderbern die verdiente Antwort zu geben und die Tür zu weisen. So haben wir verschiedentlich festgestellt, daß auch die englische Gewerkschaftspresse sich an diesem Lügenfeldzug beteiligt. The Post, das Organ der Union of Post-Office Workers, deren Sekretär Bowen befremdenderweise kürzlich sogar zum Boykott aller deutschen Waren aufgerufen hat, druckt Greuelmeldungen über die Konzentrationslager in Deutschland ab, in denen es heißt, daß die Sozialisten, Pazifisten, Juden und andere schlimmer als Kriegsgefangene behandelt und dem Hungertode preisgegeben würden. Gleiche Nachrichten werden von dem Manchester Guardian veröffentlicht und sind von hier aus auch in Schweizer Zeitungen übergegangen. In diesen Artikeln wird unglaublicherweise behauptet, daß die Schutzhäftlinge ohne jeden Grund geprügelt und niedergeschossen würden, und daß sie weder Briefe schreiben noch ihre Angehörigen sehen dürften. Außerdem behaupten die Zeitungen trotz der von Deutschland in der Presse gegebenen Aufklärung nach wie vor, daß mehrere hunderttausend Männer und Frauen in Konzentrationslagern gefangen gehalten werden.

Im Ausland wird, das muß vorweg betont werden, immer wieder übersehen, daß der starke nationalsozialistische deutsche Staat es dank der Einmütigkeit des Willens und Wollens im deutschen Volk und angesichts der Machtmittel, die ihm ohnehin zur Verfügung stehen, gar nicht nötig hat, kleinliche Rachsucht zu üben oder Leute ohne Grund in Konzentrationslagern festzuhalten. Der Zweck dieser Lügenmeldungen, die durch Vermittlung von Landesverrätern ins Ausland gegeben werden, liegt klar zutage. Das Verhältnis der einzelnen Volksteile Deutschland gegenüber soll getrübt, Deutschland in eine außenpolitisch schwierige

Lage gebracht, vor allem aber auch dem im eigenen Lande aufflammenden „Hitlerismus" ein Wall entgegengesetzt werden. Denn auch in anderen Staaten zeigt sich, wie aus den außenpolitischen Uebersichten unseres Mitarbeiters Dr. von Leers hervorgeht, der sehnlichste Wunsch nach Aenderung und Befreiung von alten und verbrauchten Systemen, die nicht nur in Deutschland, sondern auch im Ausland abgewirtschaftet haben.

Besichtigung des Konzentrationslagers

Dieser dauernde Lügenfeldzug gegen Deutschland, der sich immer wieder besonders gern mit den Verhältnissen in den Konzentrationslagern beschäftigt, hat die Hauptschriftleitung und die Schriftleitung der Deutschen Postzeitung veranlaßt, das Konzentrationslager in Oranienburg aufzusuchen, um sich durch eigenen Augenschein von dem Leben und Treiben zu unterrichten. Wenn wir unseren Lesern hier unsere Eindrücke vermitteln, so tun wir das in der Erwartung, daß jeder an seiner Statt das ihm hier Dargelegte aufklärend weitergibt, den Hetzmeldungen, von welcher Seite sie auch kommen mögen, energisch entgegentritt und etwaige Schädlinge, die ihm bekannt werden, unter Umständen auch zur Anzeige bringt. Uns hat nicht Neugier dazu bewogen, das Konzentrationslager in Oranienburg zu besichtigen, sondern der Wunsch, da unsere Zeitung auch viel im Auslande gelesen wird, weitestgehende Aufklärung über die wahren Zustände in Oranienburg zu verbreiten. Auch an dieser Stelle danken wir nochmals freundlichst dem Kommandanten des Lagers, Pg. Schäfer, und seinem Adjutanten, Pg. Daniels, die uns bereitwilligst mehrere Stunden durch das Lager geführt haben und allerseits aufschluß-

reiche Erklärungen gaben. Um irgendwelchen Miß-verständnissen von vornherein vorzubeugen, weisen wir darauf hin, daß das Lager von uns nicht zu einer bestimmten, verabredeten Zeit, sondern vollständig unvorbereitet aufgesucht worden ist.

Oranienburg liegt an der Vorortstrecke Berlin—Oranienburg, die im Zuge der Nordbahn vom Stettiner Bahnhof ausgeht. Das märkische Städtchen ist von herrlichem Wald und von Seen umgeben, wie ja überhaupt die Umgebung von Berlin äußerst reizvoll ist. Morgens gegen 9 Uhr meldeten wir uns auf der Wache, die von SA-Leuten in Wachtzeiten von 24 Stunden, unterteilt in eigentlichen Wacht- und Bereitschaftsdienst, wahrgenommen wird, und wurden von dem Kommandanten des Lagers begrüßt, der uns mit seinem Adjutanten bekanntmachte. Das Konzentrationslager ist auf dem Gelände und in den Gebäuden einer früheren Brauerei errichtet, die später in eine Fabrik für elektrische Artikel umgewandelt wurde. Für die Lagerzwecke wird das Grundstück einer vollständigen Umgestaltung unterzogen. Auf dem großen Hof herrschte reges Leben und Treiben. Etwa zehn Häftlinge, die in Reih und Glied standen, waren soeben neu eingeliefert worden. Für jeden dieser Neueingelieferten wird ein Begleitzettel ausgefertigt.

Nach diesem Begleitzettel werden die einzelnen Formalitäten der Aufnahme erledigt. Der Häftling wird u. a. der Sanitätsabteilung zugeführt, einer ärztlichen Untersuchung unterzogen und gewogen. Kranke bleiben nicht im Lager, sondern werden in das Staatskrankenhaus übergeführt.

Der Kommandant des Lagers zeigte uns bei einem nun beginnenden Rundgang zunächst eine umfangreiche Waffensammlung, die von der SA in der Umgebung von Oranienburg gefunden worden war und die

größtenteils von Kommunisten und auch vom ehemaligen Reichsbanner Schwarz-Rot-Gelb herrühren. In großen Mengen sahen wir Pistolenmunition, selbstgedrehte Dumdumgeschosse, Revolver, Gewehre, Maschinengewehre mit MG-Kästen, sonderbarerweise sogar englische Leuchtpistolen und, was weiter nicht verwunderlich war, russische Trommelrevolver. Selbstverständlich fehlten auch Handgranaten und Sprengzünder nicht. In verschiedensten Formen waren auch sogenannte „Ueberzeugungsinstrumente", wie Totschläger, Schlagringe, Stahlruten, Kabeldrähte usw., vorhanden. Auffällig war, was besonders hervorgehoben sei, mit welchem Raffinement die Kommunisten es verstanden haben, die Waffen in den Wäldern zu vergraben, ohne daß sie unbrauchbar wurden. Man hatte für die Waffen genau angepaßte Vertiefungen in Holz geschnitten, die man zusammenklappen konnte und dann irgendwo vergrub, um sie bei passender Gelegenheit zu verbrecherischen Zwecken verwenden zu können. Neben einer reichhaltigen Abzeichensammlung, in der auch die „drei Pfeile" der überwundenen „Eisernen Front" und ebenso Abzeichen der früheren „Roten Front" vertreten waren, wurden uns vielerlei Ausrüstungsgegenstände des Reichsbanners und der Rot-Front-Mordbewegung wie auch Funktionärausweise der vernichteten KPD gezeigt. Interessant für uns war ein Notizbuch, das bei einem verhafteten Kommunisten beschlagnahmt worden war. Auf der ersten Seite dieses Buches befand sich aufgeklebt das Bild des Kommandanten vom Lager Oranienburg. Weder Liebe noch Anhänglichkeit können diesen Kommunisten veranlaßt haben, das Bild des Lagerkommandanten als Vermächtnis bei sich zu tragen, sondern es werden hinterlistige Absichten gewesen sein, die sich jeder selbst denken kann. Die vielen beschlagnahmten Waffen, die Munition und vor allem

die Dumdumgeschosse waren für uns handgreiflicher Beweis dafür, daß die Kommunisten in der Umgebung von Oranienburg ebenso wie in Berlin und im ganzen Reich „aktiv" tätig waren. Daß wir diesem lichtscheuen Mordgesindel nicht weiter ausgeliefert und daß in Deutschland endlich Ruhe und Ordnung eingekehrt sind, verdanken wir lediglich der Bewegung Adolf Hitlers und seinem scharfen Zugreifen, das im Ausland leider noch immer nicht in dem Maße richtig gesehen wird, wie es eigentlich notwendig wäre.

Unter der Führung des Adjutanten besichtigten wir dann das eigentliche Verwaltungsgebäude, in dem die einzelnen Dienststellen untergebracht sind. Die Dienststellenbezeichnungen des Lagers sind wie folgt eingeteilt:

I. Lagerkommandant
 a) Vernehmungsabteilung;
 b) Lichtbild, Fingerabdrücke.

II. Adjutantur
 a) Arbeitsbeschaffung.

III. Verwaltung
 a) Kasse;
 b) Kartei, Expedition, Archiv;
 c) Post und Zensur.

IV. Gefangenenabteilung
 a) Materialausgabe;
 b) Bekleidungskammer.

V. Küchenverwaltung.

VI. Wachtabteilung.

VII. Sanitätsabteilung.

Jeder Häftling wird nach seiner Einlieferung karteimäßig festgestellt. Die Kartei enthält die genaue Personalbeschreibung und ein Lichtbild jedes Häftlings. Von jedem Neueingelieferten werden Fingerabdrücke, und

zwar von jedem Finger einzeln, hergestellt, die dem Polizeipräsidium zugeführt werden, um festzustellen, ob der Betreffende in krimineller Hinsicht etwas auf dem Kerbholz hat. Diese Maßnahme bezweckt vor allem, der Aufklärung solcher Verbrechen nachzuspüren, deren Aufdeckung bisher nicht möglich war, und den Täter der gerechten Strafe entgegenzuführen. An der Aufstellung der Karteien sind auch Häftlinge mitbeteiligt. Die daktyloskopischen Feststellungen werden von einem Polizeifachmann ausgeführt.

Wir besichtigten nunmehr die Postabteilung. Sämtliche ein- und ausgehenden Briefe werden der Postkontrolle des Lagers zugeführt, mit einem Stempelabdruck versehen und dann dem Postamt übermittelt. Das Postamt sendet die Briefe nur ab, wenn sie den Kontrollvermerk des Lagers tragen. Beanstandete Briefe werden dem Lagerkommandanten vorgelegt. Es steht den Häftlingen frei, auch Pakete mit schmutziger Wäsche den Anverwandten zu schicken, ebenso wie die von den Besuchern mitgebrachten Pakete den Häftlingen ausgehändigt werden, nachdem sie natürlich die Zensurabteilung passiert haben. Täglich gehen etwa 200 Briefe ein, und etwa ebenso viele verlassen das Lager. Die Behauptung, den Häftlingen wäre verboten, mit der Außenwelt schriftlich in Verbindung zu treten, ist also frei erfunden und erlogen. In der Kasse des Lagers wurde uns das Lagergeld, das wir in einer Serie von 1,65 RM. erstanden, vorgelegt. Dieses Lagergeld wird gegen das Reichsgeld, das die Häftlinge von daheim in Briefen usw. erhalten, eingetauscht. Mit dem Lagergeld können sie dann in der Lagerkantine kleinere Einkäufe in zusätzlichen Lebens- und Genußmitteln tätigen. Alkohol wird selbstverständlich nicht verabfolgt. Das Lagergeld umfaßt Scheine zu 5, 10, 50 Rpf. und 1 RM. Es trägt den Aufdruck: „Lagergeld

des Konzentrationslagers Oranienburg" sowie den Vermerk, daß diese Gutscheine nur innerhalb des Lagers Geltung haben. Die Einführung des Lagergeldes ist eine Vorsichtsmaßnahme, die aber durchaus notwendig und am Platze ist.

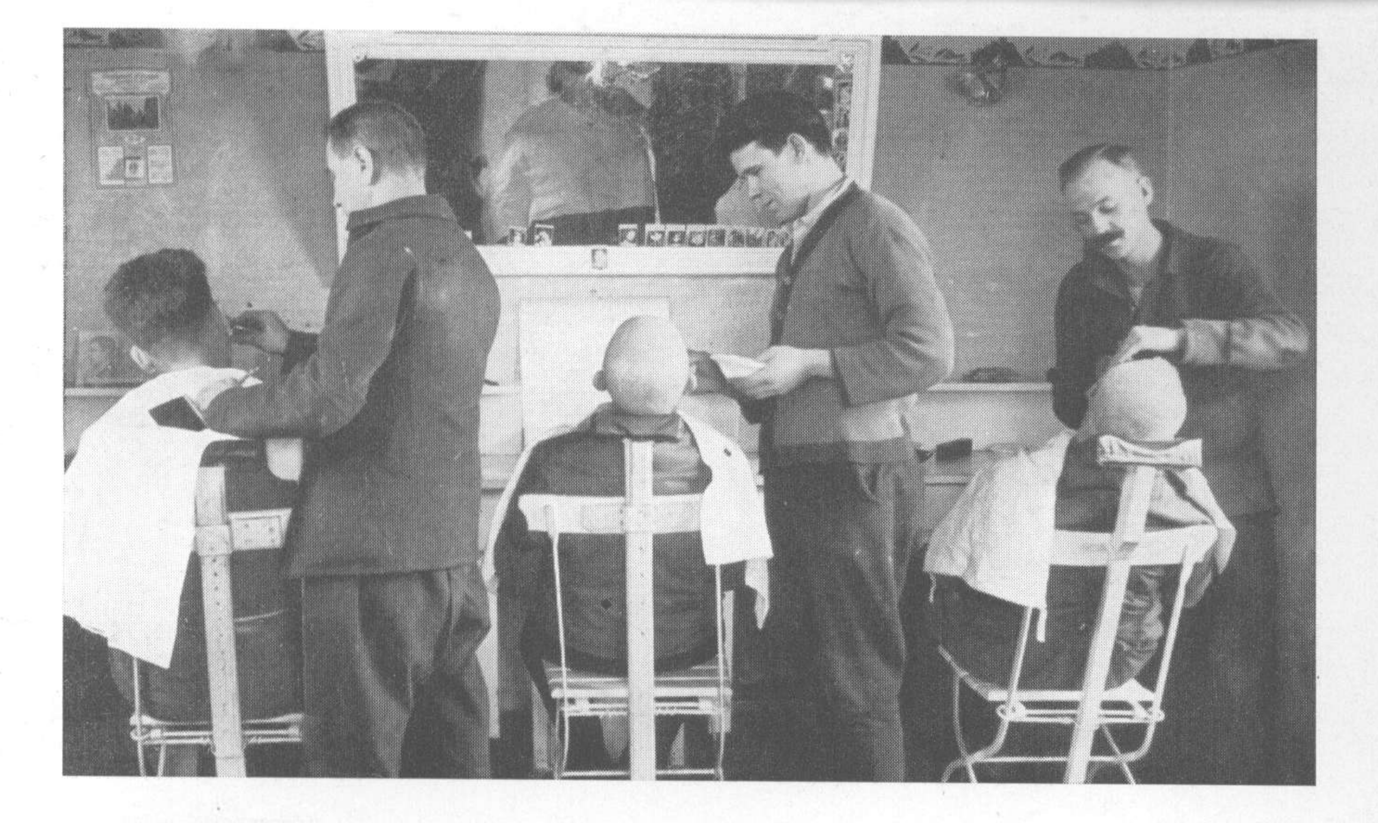
Leben und Treiben im Lager

Nach Führung durch die einzelnen Verwaltungsdienststellen besichtigten wir dann das eigentliche Lager. Das Leben im Lager spielt sich folgendermaßen ab. Um 5 Uhr 30 Minuten ist Wecken. Die Lagerinsassen begeben sich zunächst in die Wasch- und Brauseanlage, die das Lager erst eingerichtet hat. Um 6 Uhr müssen die Leute antreten und werden dann zur eigentlichen Tagesarbeit eingeteilt. Entweder arbeiten sie im Lager oder außerhalb des Lagers. Innerhalb des Lagers werden sie mit baulichen Arbeiten beschäftigt, führen auch Tischlerarbeiten aus, schälen Kartoffeln usw., während sie außerhalb des Lagers zu Forst-, Wiesen- und Meliorationsarbeiten sowie Grabenregulierungen herangezogen werden. Sie nehmen damit anderen Kreisen keine Arbeit weg, denn sie verrichten im allgemeinen nur solche Arbeiten, die andere nicht übernehmen. Die Lagerinsassen, die nicht zur Arbeit eingeteilt werden, begeben sich auf einen Freiplatz, auf dem sie sich sonnen und sonstwie beschäftigen können. Bei unserer Besichtigung war ein Teil der Häftlinge gerade damit beschäftigt, Wäsche zu waschen und auszubessern. Gearbeitet wird täglich acht Stunden. Sonn- und Feiertage sind arbeitsfrei. An diesen Tagen hören die Insassen politische Vorträge, die sie in die Weltanschauung des Nationalsozialismus einführen. Eine Diskussion schließt sich selbstverständlicherweise diesen Vorträgen nicht an. Die Häftlinge sind in geräumigen Schlafsälen unter-

gebracht. An jedem Bettgestell befindet sich ein Eßnapf und ein Trinkbecher, vor den Schlafräumen ist ein abgeteilter Raum, in dem die Zivilkleider der Leute untergebracht sind (allgemein sollen die Lagerinsassen Anstaltskleidung tragen, die aber erst nach und nach geliefert werden wird).

Weiter besichtigten wir die Handwerkerstube, in der wir Sattler und Schneider bei der Arbeit antrafen. In der Küche war das Mittagessen nahezu fertiggestellt. An dem Tage der Besichtigung gab es Fischkotelett mit Senfsoße und Salzkartoffeln. Die einzelnen Fischportionen waren reichlich, so daß man nur immer wieder hervorheben muß, daß die im Ausland verbreiteten Meldungen über Hungerqualen in den Konzentrationslagern gemeine Lügen sind. Der Essenempfang ist genau geregelt, da in 1½ Stunden nahezu 1000 Menschen abgefertigt werden müssen. Von der Küche gelangt man in den Speiseraum, der gleichzeitig auch Besuchsraum ist. Die beiden Seiten der Tische, an denen Besucher und Lagerinsassen sich gegenübersitzen, sind durch Bretter voneinander getrennt, um zu verhüten, daß die Besucher den Inhaftierten irgend etwas unter dem Tisch zustecken, was den Wachmannschaften der SA sonst vielleicht entgehen könnte.

Das Konzentrationslager Oranienburg, das am 20. März v. J. eingerichtet worden ist, hat jetzt etwa rund 1000 Insassen. Die Behauptung der Auslandspresse, daß sich Hunderttausende in den Konzentrationslagern befänden, ist vollkommen aus der Luft gegriffen, wenn man bedenkt, daß es in Deutschland nur wenige Konzentrationslager gibt. Das Konzentrationslager braucht keine Zuschüsse, sondern bestreitet seine Ausgaben von den Polizeizuschüssen, die es für seine Wachmannschaft erhält, und von den Einnahmen, die sich aus den Arbeiten der Lagerinsassen ergeben. In



„Verschönerungssalon"

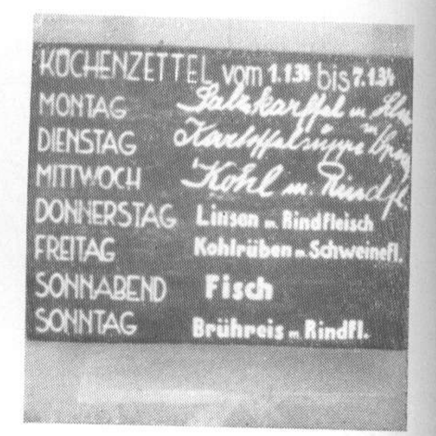


Bordmechaniker E. bei der Arbeit an der Geschenkplakette

Die Häftlingskantine



Antreten zum Essenempfang



Küchenzettel

Weihnachten 1933 im Lager



Oranienburg befindet sich kein ausgesprochenes Straflager, sondern die Leitung des Konzentrationslagers hat sich zur Aufgabe gestellt, die Insassen umzuformen, und zwar insbesondere durch politische Vorträge und korrekte Behandlung. Während der Führung durch das Konzentrationslager haben wir selbst feststellen können, daß man die Leute nicht scharf anfährt, sondern sie in der Tat gut behandelt. Uns fiel auf, daß einige Leute im Bett frühstückten, was selbstverständlicherweise von dem Adjutanten nicht geduldet werden konnte. Andere rauchten Pfeife, Zigarren oder Zigaretten, obgleich das eigentlich bei der Arbeit nicht erlaubt ist. Es wurde ihnen jedoch nicht untersagt. Wer sich anständig führt und seine Pflicht tut, erfährt auch dementsprechende Behandlung.

Im Lager selbst herrscht militärische Ordnung, Zucht und Sauberkeit. Beim Betreten der Schlafsäle und Arbeitsräume ist jeder Stubenälteste verpflichtet, „Achtung“ zu rufen und dem Lagerkommandanten oder seinem Vertreter Meldung zu erstatten.

Gesamteindruck

Der Gesamteindruck, den wir vom Lager gewonnen haben, läßt sich dahin zusammenfassen, daß das Lager keinesfalls mit einem Kriegsgefangenenlager zu vergleichen ist, wie es so gern von einer gewissen ausländischen Presse dargestellt wird. Zwar haben natürlicherweise Sicherheitsmaßnahmen getroffen werden müssen, schon um jeden Fluchtversuch im Keime zu ersticken. So ist das Lager von einem Drahtverhau umgeben und wird nachts von Scheinwerfern beleuchtet. Ein Fluchtversuch erscheint unmöglich. Selbst aber, wenn einmal eine Flucht gelänge, würde sich der seitherige Häftling der Freiheit nicht lange erfreuen; der sofort einsetzende Polizeiapparat, dem das Lichtbild

und die genaue Personalbeschreibung des Flüchtigen bekannt ist, würde eine Wiederergreifung in kürzester Zeit ermöglichen. Ungeachtet dieser selbstverständlichen Sicherheitsmaßnahmen kann gesagt werden, daß sich die Lagerinsassen nicht wie Kriegsgefangene untergebracht und behandelt fühlen können. Die in dem Lager in erster Linie untergebrachten Feinde des Staates befinden sich in Oranienburg vielmehr in einer Erziehungsanstalt. So sind dort untergebracht Oberbürgermeister, Bürgermeister, Amtsgerichtsräte — in letzter Zeit sind auch die aus dem Korruptionsskandal im Berliner Rundfunk bekannten Geschäftsführer, Intendanten, Regisseure und Direktoren eingeliefert worden, denen Gelegenheit gegeben werden soll, sich nach einer Periode als Großverdiener einmal wieder mit einfacheren Verhältnissen vertraut zu machen — und Arbeiter, die sich als ehemalige Mitglieder der „Eisernen Front", des „Reichsbanners" und der „Roten Front" gegen den nationalsozialistischen Staat vergangen haben. Außerdem befinden sich im Lager einige Juden, die in gehässiger Weise die nationalsozialistische Regierung herabgesetzt haben. Aufgefallen ist uns der ausgesprochene kommunistische Typus vieler Lagerinsassen (vielfach tätowiert), die sich in einem gut genährten Zustand befanden und teils ein aufgeschlossenes Wesen zeigten, teils aber auch verbissene Mienen zur Schau trugen. Schon als wir die Waffensammlung besichtigten, legten wir uns die Frage vor, was wohl geschehen wäre, wenn Deutschland der roten Mordpest ausgeliefert worden wäre, eine Fragestellung, die sich wiederholte, als wir uns einzelne Leute näher betrachteten. Das Ausland, soweit es sich berufen fühlt, sich schützend vor derartige Schädlinge zu stellen, müßte nur einmal in die Lage versetzt werden, diese kommunistischen Agitatoren im eigenen Lande zu

haben, vor denen zu retten sich jeder Staat anschicken muß, wenn er nicht starken Erschütterungen ausgesetzt oder gar dem Untergang geweiht sein will. Eine solch anständige Behandlung, wie sie die Feinde des nationalsozialistischen Staates in den Konzentrationslagern erfahren, wäre sicherlich nicht eingetreten, wenn die, die sich heute im Lager befinden, die Macht im Staate hätten. In diesem Falle wäre auch die Revolution nicht so vollkommen unblutig und diszipliniert verlaufen, wie es die nationalsozialistische Revolution gewesen ist, sondern es wäre ohne Blutvergießen in Strömen und ohne Schikane und Drangsalierungen nicht abgegangen. Wer heute noch nach wie vor Lügenmeldungen über das Leben in Konzentrationslagern verbreitet, läßt das Visier herunter und zeigt sich damit offen als Deutschenhasser und Feind des Deutschtums.

Der Anhalter Anzeiger vom 25. Juli 1933 schreibt:

Besuch bei den Schutzhäftlingen in Oranienburg

In der Kriegszeit nannte man Gerüchte, die aus einem Körnchen Wahrheit oder auch aus dem Nichts entstanden und bis zur Ungeheuerlichkeit anschwollen, Latrinengerüchte. Schlechte Angewohnheiten lassen sich schwer ausrotten. Latrinengerüchte gibt es auch heute noch in Menge. Die im In- und namentlich im Auslande verbreiteten Greuelmärchen sind ein entsprechender Beweis dafür.

Als Mitte März das Konzentrationslager Oranienburg zur Aufnahme von Schutzhäftlingen eingerichtet wurde, konnte es nicht ausbleiben, daß über die Zustände dort sehr bald wilde, den Tatsachen nicht entsprechende Gerüchte in Umlauf kamen. Die sanitären Verhältnisse dort sind in tadelloser Ordnung. Von einer Gesundheitsgefährdung ist keine Rede. Für

ambulante Fälle ist eine gut eingerichtete Sanitätsstation mit kleinem Lazarett und Apotheke vorhanden. Schwerkranke werden sofort in ein Krankenhaus abgegeben. Selbstverständlich sind ein Lagerarzt und ausgebildetes Sanitätspersonal vorhanden.

Ein Konzentrationslager ohne Staatszuschuß

Das Lager ist mitten in der Stadt in einer schon vor Jahren stillgelegten Fabrik. Als im März die Gefängnisse die Zahl der Schutzhäftlinge nicht mehr fassen konnten, enthüllte der Sturmbannführer Schäfer von der Standarte 208, ein seiner nationalen Gesinnung wegen von der früheren Regierung gemaßregelter ehemaliger Schutzpolizeibeamter des höheren Dienstes, einen kühnen und weitschauenden Plan. Er bot der preußischen Regierung an, er wolle mit seiner Standarte ohne Zuschuß aus der Staatskasse ein Konzentrationslager einrichten, das lediglich aus den zu zahlenden Verpflegungskosten heraus ausgebaut werden und sich so aus eigener Kraft tragen sollte. So geschah es dann. Schäfer zog mit seinen SA-Leuten und seinen ersten Schutzhäftlingen in die Fabrik ein. Sowohl Bewachung als auch Häftlinge hatten zunächst nur ein Dach über dem Kopf und ein Strohlager. Bald wurde es aber anders. Eine starke Hand leitete das Ganze. Arbeitskräfte aus allen handwerklichen Berufen waren in den Häftlingen vorhanden. Material wurde aus einem zunächst bei der Stadt Oranienburg aufgenommenen Darlehen beschafft. So konnte mit frischen Kräften ans Werk gegangen werden. Jeder erhielt in den ausgebauten Schlafsälen sein eigenes Lager, aus Strohsack und Decke bestehend. Die nächstwichtige Aufgabe war die Herstellung einer den Anforderungen genügenden Küchenanlage. Seit Wochen steht sie im

Betriebe — mit großen Kesseln, aus denen es zur Kochzeit würzig duftet, groß, hell, luftig, ein Muster an Sauberkeit. Da körperliche Reinlichkeit ein Haupterfordernis für das Wohlbefinden ist, wurde eine große gewölbte Halle in jüngster Zeit als Wasch- und Brauseraum eingerichtet. 20 Mann können gleichzeitig brausen — „kalt, aber erfrischend" — wie der Lagerkommandant mit trockenem Humor bei der Führung sagte. Die bewachende SA hat zum Essen, Schlafen und Baden besondere Räume, die aber ebenfalls mit spartanischer Einfachheit ausgestattet sind. Ein freundlicher großer Raum für den Tagesaufenthalt geht der Vollendung entgegen. Ueberall herrscht frisches Leben und der bekannte „rauhe, aber herzliche Ton". Die Häftlinge haben sich an Gehorsam und an militärischen Drill gewöhnen müssen, was den meisten sehr zum Vorteil gereicht. „Viele, die uns verkommen und verwahrlost eingeliefert wurden, sind im Lager ordentlich hübsch geworden", sagte einer aus der Wachtmannschaft. Der Drill geht nicht so weit, daß keiner mehr zu mucken wagt. Jeder, der dem Lagerkommandanten Wünsche und Fragen vorträgt, wird aufmerksam angehört und bekommt in freundlichem, entschiedenem Ton eine knappe und klare Antwort. Nicht jede Kleinigkeit wird dem Lagerkommandanten selber vorgetragen. Die Belegschaft ist in Hundertschaften eingeteilt. Jede Hundertschaft hat ihren aus der Mitte selbstgewählten Führer, jeder Zug seinen Unterführer, ebenfalls aus den Reihen der Häftlinge. Diese „Chargierten" haben zunächst die Aufgabe, alles in ihrem Bereiche Vorkommende zu ordnen, was sie selber ordnen können. Erst dann, wenn die Dinge über ihre Zuständigkeit hinausgehen, geben sie sie auf dem Instanzenwege weiter. So haben die Häftlinge das Gefühl einer beschränkten Selbstverwaltung. Auch bei den Arbeiten

in den Werkstätten und bei den Bauten wird das selbständige Denken nicht über Gebühr eingeschränkt. In den Räumen und auf dem Hofe bewegen sich die Leute mit einer gewissen Freiheit. Den mündlichen Verkehr ganz zu unterbinden, würde gar nicht möglich sein. Darum werden ihm keine unnötigen Fesseln angelegt. Sehr streng wird aber darauf geachtet, daß kein Kassiberverkehr einreißt. Die Wachtmannschaften entwickeln hierbei schnell kriminalistische Talente.

Die Arbeit der Häftlinge

ist noch vorwiegend Innenarbeit. Es wird allenthalben gebaut und gebessert. Das Lager soll ja unter Umständen noch zu Mehraufnahmen bereitstehen, und von den Arbeiten geht schließlich nichts verloren. Als Außenarbeit ist jetzt die Ausschilfung eines der Stadt Oranienburg gehörenden Sees übernommen worden, durch die das schwebende Darlehen ganz oder zum Teil abgearbeitet werden kann. Die Stadt Oranienburg hat ein großes wirtschaftliches Interesse an dem Lager. Denn der ganze Bedarf wird tunlichst am Platze gekauft. Die Brotlieferung zum Beispiel ist der Bäckerinnung zur solidarischen Lieferung und Haftung für Gleichmäßigkeit und gute Ware übergeben worden, und beide Teile stehen sich gut dabei. Hauptaufstrich ist Fett. Das Mittagessen ist kräftige Kasernenkost! Viele der Häftlinge werden vordem nicht so „gut gegessen" haben! In der Behandlung herrscht straffe Zucht. Sie ist aber in keiner Weise menschenunwürdig. Insbesondere muß betont werden, daß irgendwelche körperliche Mißhandlungen nicht in Frage kommen. Es wird niemand angefaßt, es sei denn, daß er selber durch sein Verhalten dazu Anlaß gebe. Erzieherische Maßnahmen für Bösartige sind ähnlich wie beim altpreußischen Militär eingerichtet.

Der umfangreiche Lagerbetrieb erfordert bei einer gegenwärtigen Belegschaft von rund 800 Mann natürlich eine geordnete und übersichtliche Verwaltung. Deren Ausbau ist jetzt vollendet. Raum dazu war genug vorhanden. Er mußte nur entsprechend eingerichtet werden. Das ist nun geschehen. Aeußerlich und dem Betriebe nach möchte man sie als ein Mittelding zwischen Behörde, Garnisonschreibstube und kaufmännischem Büro bezeichnen. Ueberall wird in hellen, freundlichen Räumen emsig gearbeitet. Das Wichtigste ist das Zimmer des Lagerkommandanten. Hier läuft alles zusammen, und hier befindet sich das Museum, eine Sehenswürdigkeit für sich. Und nicht das allein. Dieses Museum erweist wie nichts anderes die Notwendigkeit des Lagers. Fangen wir mit der Literatur an. Lange Bücherreihen zeigen, wie der Marxismus von teils überzeugt-fanatischen, teils gewissenlossen Literaten hochgezüchtet wurde. Einen großen Raum nimmt die beschlagnahmte Bibliothek der Klara Zetkin ein, die, wie bekannt, in dem vor den Toren von Oranienburg liegenden Finkenwerder ihr Proletarierheim in Gestalt einer luxuriösen Villa besaß. Ein folgerichtiges Bild von der geistigen Entwicklung dieses argen Weibes, das zu guter Letzt noch den Deutschen Reichstag vor seinem unseligen Sterben durch die bekannte Alterspräsidentenkomödie schändete. Auch der Doktorbrief ihres Sohnes Maxim Zetkin wurde in der Villa geschnappt und ist ein historisches Dokument. Endlich ein großes, in etwas klobigem russischen Farbendruck hergestelltes Bild einer Sowjetsitzung in Moskau, das aber in der Darstellung der Gesichter von starker Charakteristik ist. Das Bild steht ungerahmt auf einem Schrank. Während der Lagerkommandant seine Erklärungen gab, fiel uns Klara Zetkin, die auf dem Bilde gut zu sehen ist, in aller

Form „auf den Kopf“. Sie erhielt aber alsbald ihren „Ehrenplatz“ wieder. Zur literarischen Abteilung gehören auch Flugblätter und Handzettel in Massen. Die älteren mit ihrem bekannten Inhalt interessieren kaum noch. Desto mehr die neuen, die noch fortwährend, insbesondere durch Motorradstaffeln, abgeworfen werden und beweisen, daß der Kommunismus sich immer von neuem zu Wühlarbeiten aufzuraffen versucht.

Vervielfältigungsapparate sind schon viele beschlagnahmt und zieren das Museum. Es sind aber immer noch viele in Betrieb, und solche Dinger sind ja schnell wiederbeschafft.

Im Museum der „geistigen“ Waffen

Beachtenswert ist, daß auf den Flugzetteln oft betont wird, daß der Gegner mit „geistigen Waffen“ geschlagen werden soll. Diese „geistigen Waffen“ füllen einen großen, breiten Glasschrank für sich, ungerechnet die Gewehre, die extra stehen: deutsche, französische, russische, vom schußfertigen Militärgewehr bis zur altertümlichen „Schrotspritze“. Beim Mustern des Schrankinhalts kann den Beschauer ein Grauen packen. Da stehen wurffertige Sprengbomben, die noch der Entladung durch den Chemiker harren. Handfeuerwaffen vom alten verrosteten Trommelrevolver bis zur sauberen Parabellum. Hiebwaffen vom Pionierseitengewehr mit Säge bis zum selbstgefertigten krummen Türkensäbel in Holzscheide, der anmutet wie die Waffe eines Malaienhäuptlings aus der Südsee. Dolche, Messer, Haufen von Schlagringen gehören schon zum „Gemüse“, das man kaum beachtet. Wohlgemerkt: alle diese Sachen sind nicht etwa aus ganz Deutschland zusammengetragen, sie stammen nur aus der Gegend um Oranienburg, Berlin-Nord, wo die Laubenkolonien das meiste dazu hergaben. Kolonien, die, wie sich bei

der Durchfahrt zeigte, nicht etwa wüste, verfallene Hütten sind, sondern zum Teil sehr schmucke, gepflegte Häuschen. Mit Raffinement waren sie dort verborgen. Besonders beliebt war das Vergraben im Garten, im Felde oder im Walde. Fast alles lag an den Fundstellen sauber verpackt und gegen Rost geschützt. Gewehre waren in lange, besonders für den Zweck angefertigte Blechröhren eingelötet! Die gefundene Munition zeigte zum größten Teil die platte Dum-Dum-Spitze. Dieses Museum ist das Hauptschulddokument der KPD. Die Besitzer dieser Waffen sitzen zu Recht fest. Denn sie waren jederzeit bereit, davon rücksichtslosen Gebrauch zu machen, und haben es vielfach getan.

Die zuständigen Behörden halten es für ihre Pflicht, über das Wohl der Häftlinge zu wachen. Unangemeldete Besuche sind der beste Weg, von einer Sachlage das richtige Bild zu bekommen. So hatten sich denn vor einigen Tagen Vertreter der anhaltischen Staatsbehörden zu einem unangemeldeten Besuch nach Oranienburg begeben. Was sie dort gesehen und gehört haben, berechtigt zu der nachdrücklichen Feststellung, daß niemand um das leibliche Wohlergehen der dort untergebrachten Häftlinge Sorge zu tragen braucht. Im allgemeinen klagen die Leute auch nicht. Sie vermissen eigentlich nur die Freiheit, und sie kann ihnen nicht nach Wunsch wiedergegeben werden, weil die Staatssicherheit dem entgegensteht und vorgeht. Ihr Verkehr mit der Außenwelt ist keineswegs unterbunden. Es gehen massenhaft Briefe aus und ein, die freilich der Prüfung unterliegen. Außerdem haben die Angehörigen das Recht, die Häftlinge in gewissen Zeitabständen zu besuchen. Die Sprechzeit ist auf eine Stunde festgesetzt. Sie wird aber in durchaus menschlicher Weise bis zu zwei Stunden verlängert.

Der allgemeine Eindruck, den die Besucher von dem Lager davontrugen, war der, daß eine scharfe Zucht und das Bestreben herrschen, die Leute an unbedingten Gehorsam, an Ordnung, Sauberkeit und Anständigkeit zu gewöhnen. Sie genießen eine Behandlung, die angemessen ist. Es besteht gar kein Zweifel, daß die strenge Zucht und die Gewöhnung der Insassen an Arbeit ihr Teil dazu beitragen, daß die Ziele der Staatsregierung bei der Einrichtung solcher Lager, wenigstens bei dem Hauptteil der Insassen, erreicht werden. Dem Lagerkommandanten und seiner SA muß man unbedingt große Anerkennung dafür zollen, was er in so kurzer Zeit mit beschränkten Mitteln geschaffen hat, und wie er den Innen- und Außenbetrieb leitet und beherrscht.

Bernhard Heese.

Außerdem erhielten Besuchserlaubnis nachstehend aufgeführte Vertreter größerer Zeitungen oder einflußreiche Ausländer:

Am 30. 3. 33: A. Groß, Illustrations-Verlag, Berlin;
am 1. 4. 33: Major Trygve Gran, Oslo, der über die skandinavischen Sender seine Erlebnisse in Oranienburg mitteilte;
am 5. 4. 33: Der Vertreter der New York Times;
am 7. 4. 33: Redakteur Sven Ludin, Stockholm;
am 8. 4. 33: Fa. Pressefoto, Berlin;
am 10. 4. 33: Fa. Keystone View Co., Berlin;
am 11. 4. 33: Der Vertreter der Täglichen Rundschau, Berlin;
am 12. 4. 33: Der Vertreter der Associated Press GmbH, Berlin;
am 27. 4. 33: Redakteur Kunzendorf, DAZ, Berlin;
am 6. 5. 33: Der Vertreter einer Kasseler Zeitung;

am 24. 5. 33: Frau Baronin von Ropp (Honary Member of American League);
am 30. 5. 33: Zwei amerikanische Journalisten im Auftrage der Gestapa, Berlin;
am 13. 7. 33: Der Schriftleiter des Fridericus usw.

Ohne Einschränkung, weil eben nichts da war, was vertuscht oder bemäntelt werden mußte, wurden die Vertreter der Presse fast aller Länder mit ausdrücklicher Genehmigung der Regierungsstellen durch das Lager geführt. Mit großem Interesse verfolgten alle die Aufbauarbeit innerhalb des Lagers und konnten sich davon überzeugen, daß den Häftlingen — außer ihrer Freiheit — nichts fehlte. Wenn ich anschließend gezwungen bin, die Berichterstattung einiger namhafter Auslandszeitungen im Hinblick auf die unwahren Behauptungen der das Lager Oranienburg betreffenden Artikel anzugreifen, dann geschieht es nicht aus dem Gefühl heraus, sich verteidigen zu wollen, sondern diktiert von dem festen Willen, diejenigen an den Pranger zu stellen, die als Lügner den Frieden zwischen den Völkern stören.

Aus welchem Milieu der Berichterstatter der Times stammte, mag aus dem Aktenstück hervorgehen, daß sich mit der Durchsuchung des jüdischen Erziehungsheims in Wolzig (Kreis Beeskow) beschäftigt.

Sturmbann II/205
Untergruppe Brandenburg Ost

Berlin-Brandenburg, den 7. 6. 1933.

Betrifft: Durchsuchung des jüdischen Erziehungsheims in Wolzig.

Auf Anordnung des Landrats Lindig in Beeskow fand heute vormittag eine Durchsuchung des jüdischen Erziehungsheims in Wolzig durch die Landjägerei-Abteilung Storkow, zusammen mit der

SA, statt. Die Durchsuchung wurde veranlaßt durch Betätigung der Zöglinge in kommunistischer Propaganda. Aus den beschlagnahmten Personalakten geht hervor, daß alle mehr oder weniger wegen politischer sowie krimineller Verbrechen vorbestraft sind. Die Bevölkerung von Wolzig und Umgebung war der dauernden Belästigung durch die Judenjungen ausgesetzt. Diebstähle und andere Delikte waren an der Tagesordnung.

Die Durchsuchung förderte

zwei geladene Armeepistolen,
einen Trommelrevolver,
ein Seitengewehr und
zwölf Totschläger aus Holz mit Stahleinlage und eine Menge kommunistisches Propagandamaterial sowie kommunistisches Schulungsmaterial zutage.

Im Zusammenhang mit dem Ergebnis der Durchsuchung ordnete der Oberlandjägermeister Müller mit dem Einverständnis des Sonderkommissars in Beeskow, Standartenführer Süß, die Ueberführung sämtlicher Insassen nach dem Konzentrationslager in Oranienburg an.

Diejenigen, die als die Verantwortlichen bzw. Rädelsführer anzusehen sind, wurden nach dem Polizeipräsidium Berlin eingeliefert.

Bei dem Heimleiter Oskar Friedmann wurden die Totschläger und das Seitengewehr gefunden. Nach seiner Angabe hat er diese Instrumente einzelnen Zöglingen im Laufe der Zeit weggenommen und in seinem Schreibtisch aufbewahrt. Je eine Pistole wurde in den Sachen des Werner Treuherz und der Betty Armer gefunden. Beide behaupten, von dem Vorhandensein nichts gewußt zu haben. Besonders zu erwähnen ist der Sport-

lehrer Fritz Hirsch, der Ueberfälle und andere kommunistische Aktionen veranlaßte und mit seinen Horden durchführte. Der Ausgangspunkt war hierbei stets das Judenheim selbst.

Für das Unwesen der Judenjungen zeugen eine Unmenge Akten bei den zuständigen Landjägern sowie die Landjäger selbst und die geschlossene Einwohnerschaft von Wolzig. Letztere hat auf dem amtlichen Beschwerdeweg mehrere Male versucht, die Zustände zu unterbinden. Jedoch in jedem Falle vergeblich.

Außer den genannten Personen wurden noch der Erzieher Max Gebhardt (ein chinesischer Jude) und der Richard Goldschmidt nach dem Polizeipräsidium Berlin eingeliefert.

Die Zöglinge des jüdischen „Erziehungsheims" trafen in einem Sammeltransport ein. Die Akten, die mit eingeliefert wurden, zeigten, in welchem erschreckenden Umfang diese degenerierten, ausgesprochen asozial veranlagten Juden kriminell und politisch vorbestraft waren.

Da die meisten von ihnen noch im jugendlichen Alter standen, und daher für unsere körperlichen Arbeiten nicht zu verwenden waren, stellte ich eine besondere Abteilung auf. Nur leichte Hofarbeiten wurden ihnen zugewiesen und einige ältere Juden, die wegen politischer Vergehen bereits einsaßen, als ihre Zugführer ernannt.

Einige Tage später nahm ich Gelegenheit, mit dem dort inhaftierten und als Leiter zugeteilten jüdischen Rechtsanwalt Dr. Levy Rücksprache zu nehmen. Er trug mir unumwunden vor, daß er selten solche jungen verkommenen Menschen kennengelernt habe wie diese Zöglinge.

Einer der Zöglinge, der einen recht intelligenten Eindruck machte, wurde, da er des Maschineschreibens kundig war, zur Verwaltung befohlen, um dort für Büroarbeiten verwandt zu werden.

Der Dank dafür war, daß er nach anständiger, leider viel zu anständiger Behandlung — nach seiner Freilassung von St. Gallen in der Schweiz aus der englischen Zeitung Times einen Artikel zuleitete, den ich in seiner Uebersetzung folgen lasse.

Dieser verlogene, völlig entstellte Artikel ging fast durch die ganze Presse der Welt.

Uns soll es recht sein, daß die Times ausgerechnet von einem Fürsorgezögling, der wegen Diebstahls vorbestraft ist, auf den Leim geführt worden ist. Wie der englische Leser nach dieser delikaten Enthüllung über die Sauberkeit jener Männer zu denken hat, die hierfür die Verantwortung zu tragen haben, überlassen wir ihm gern.

Die Presse in Deutschland ist durch den Nationalsozialismus rücksichtslos von unsauberen Elementen gesäubert worden.

LIFE IN A NAZI CAMP

A FARM STUDENT'S EXPERIENCE

THE MEANING OF "HELP"

From a German Correspondent

The last three years I was a pupil at the Agricultural School founded at Wolzig, near Königswüsterhausen, in 1929 by the Jewish Agricultural Committee.

Im Interesse eines jeden Volkes wird es liegen, eines Tages unserem Beispiel zu folgen.

Leben in einem nationalsozialistischen Gefangenenlager

Die Erfahrungen eines landwirtschaftlichen Studenten.

Eine Ansicht über „Nachhilfe" von unserem deutschen Korrespondenten.

Ich war in den letzten drei Jahren als Schüler an der landwirtschaftlichen Schule (?) in Wolzig in der Nähe von Königswusterhausen. Diese Schule wurde 1929 durch ein jüdisches Komitee gegründet. Ich bin kein Jude (!), aber meine Eltern sind arm, und da die Schüler an dieser Schule weder für Unterricht noch Verpflegung zu zahlen haben, so wurde ich nach dort geschickt. Der Unterricht dort ist der beste, der in Deutschland zu erhalten ist. Auch ist die Schule mit dem besten Lehrmaterial versehen. Die Landwirtschaft wird dort betrieben mit den neuesten Maschinen und Traktoren. Ich hatte mein Führerzeugnis als Traktorenführer. An den Abenden nach getaner Arbeit lernte ich Buchhaltung und Maschineschreiben. In diesem Jahr war die Leitung bereit, mir für meine Arbeit 17 RM pro Woche zu zahlen.

Der Direktor der Schule, Dr. Friedmann, war ein Jude, und ebenso 30 von den 43 Schülern. Neben dem landwirtschaftlichen Unterricht wurden Kurse in Gartenbau, Zimmer-, Schneider- und Schuhmacherarbeiten gegeben. Für jeden dieser Zweige waren die Werkstätten bestens ausgerüstet. Wir Schüler waren im Alter von 13 bis 18 Jahren. Keiner von uns kümmerte sich um Politik; (!) wir hatten nur Interesse für Tiere (!) und an unserem Studium. (!)

Mitte Mai kamen einige SA-Leute aus der Stadt, um die Schule zu besichtigen. (!) Sie faßten den schnellen Entschluß, daß sich hier sehr gut ein Arbeits-

dienstlager einrichten ließe. Danach ereignete sich bis zum 20. Juni nichts. Ich stand an diesem Tage gegen 5 Uhr 30 Minuten morgens auf und ging für die Hühner Futter holen. Als ich an das Haus zurückkehrte, sah ich all meine Mitschüler und die Leiter der Schule in Reih und Glied angetreten, vor ihnen eine Gruppe von SA-Männern. Ich wurde sofort angebrüllt, mich einzureihen, und dann wurden wir gezwungen, auf vier Lastwagen zu klettern, welche die Nazis mitgebracht hatten. Wir mußten alles andere im Stich lassen. Wer sich nicht beeilte, auf die Lastwagen zu klettern, wurde mit Eisen- und Gummiknüppeln (!) geschlagen. Darauf stiegen die SA-Führer in ihre Wagen, während wir ihnen auf unseren Lastwagen folgten. Jeder dieser Lastwagen war mit einem Maschinengewehr (!) versehen. Wir waren sehr eng verladen, immer 30 SA-Männer und 10 von uns Schülern. Die SA-Männer kamen von Berlin und gehörten zu drei Stürmen, und zwar I/208, I/207 und 75/5; sie waren alle schwer bewaffnet (!).

Oranienburg

Nach einer einstündigen Fahrt erreichten wir das Adolf-Hitler-Haus in der Voßstraße in Berlin. Hier mußten wir über drei Stunden warten. Wir erhielten keine Erlaubnis, aus dem Lastwagen zu steigen, und eine Menschengruppe sammelte sich um uns. Die SA-Männer erzählten jedem, daß wir Juden wären und daß unsere Väter seit dem Kriege allen Deutschen das Geld geraubt hätten. Als die Umstehenden dies hörten, beschimpften sie uns, und wir wurden geschlagen, als wir antworten wollten.

Endlich setzten sich die Lastwagen wieder in Bewegung, und wir kamen in das Konzentrationslager in Oranienburg, das eine halbstündige Fahrt von Berlin

entfernt liegt. Wir kamen in ein Gebäude, das früher ein Elektrizitätswerk war. Ueber drei Stunden mußten wir in Reih und Glied stramm stehen; wer sich setzen wollte, wurde geschlagen. Endlich wurden wir in einen Raum gebracht, wo ein SA-Mann uns in drei verschiedenen Stellungen photographierte; ein anderer SA-Mann nahm unsere Fingerabdrücke; ein dritter entleerte unsere Taschen, und ein vierter setzte eine Personalbeschreibung auf. Danach mußten wir uns aus einem Stall Stroh holen, und zwar jeder so viel, wie er für ein Bett benötigte. Mit diesem Stroh gingen wir in eine große Halle, und hier wurde uns gesagt, „dies sei der Raum, wo wir essen, schlafen und den größten Teil des Tages verbringen werden!" Jeder bekam einen kleinen Topf mit Kaffee und ein Stück Schwarzbrot, unsere erste Nahrung an diesem Tage.

Am nächsten Tage begann das Lagerleben für uns. Wir mußten um 5 Uhr aufstehen und zwei Stunden militärische Uebungen machen. Diese bestanden in Hindernisse nehmen sowie Instruktionen über Luft- und Gasangriffe (!) und Drill verschiedener Art. Dann bekamen wir Frühstück, bestehend aus einem Topf Kaffee und zwei Scheiben Schwarzbrot mit Marmelade. Allgemeine Arbeit beschäftigte uns dann bis 12 Uhr. Zu dieser Zeit bekamen wir ein halbes Liter Wassersuppe (!), gemischt mit Bohnen; am Sonntag gab es Reis, und wer Glück hatte, eine Scheibe Brot dazu. Die Arbeit wurde fortgeführt bis spät abends. Einbegriffen waren wiederum einige Stunden militärischen Drills unter der Aufsicht von ehemaligen Soldaten. Später erhielten wir wieder einen Topf Kaffee und Brot. Dann endlich konnten wir zu Bett gehen, d. h. auf unser Strohlager. Der Jüngste von uns, Manfred Benjamin, erst 13 Jahre alt, machte denselben Dienst wie wir und weinte fast täglich.

Geschlagen und geschwärzt.

Bald nach meiner Ankunft fragte mich ein Nazi, ob ich Maschineschreiben könnte. Ich antwortete mit „Ja“, und er brachte mich zu dem Lagerkommandanten, Sturmbannführer Krüger (?), der mich in seinem Büro beschäftigte. Hier lernte ich einen großen Teil über die Führung des Lagers und hatte Gelegenheit, prominente Häftlinge zu sprechen, wie z. B. den Direktor der Deutschen Rundfunkgesellschaft und die Bürgermeister verschiedener kleinerer Städte. Ich erfuhr, daß über 2500 Häftlinge in dem Lager waren, von welchen nur 5 Prozent Juden waren. Der Rest bestand aus Kommunisten, Sozialdemokraten und anderen politischen Feinden der Hitlerianer. Am 18. August wurden 102 SA-Leute zur Bestrafung gebracht, da sie „faul“ gewesen waren. Sie machten dieselbe Behandlung wie die anderen Gefangenen durch, nur mit der Ausnahme, daß sie nicht geschlagen wurden. Das Tagewerk war überhaupt für alle Häftlinge das gleiche, obwohl die Juden abgesondert schliefen und sich auf einer etwa 25 Quadratmeter großen Fläche aufhalten mußten. Prominente Gefangene wurden öfters geschlagen wie die anderen; doch erhielt jedermann seinen vollen Anteil an Schlägen, ganz besonders, wenn die Nazis des Abends aus dem Restaurant in der Nachbarschaft zurückkamen, dann konnte es passieren, daß sie in die große Halle kamen und einige von den Gefangenen fürchterlich schlugen. Sie bekamen es auch fertig, sie vollständig mit schwarzer Schuhwichse einzureiben, und überzeugten sich am nächsten Tage, ob auch alles abgewaschen war. Wenn nicht, so scheuerten sie die Gefangenen selbst. Im ganzen Lager waren nur vier Klosetts und ein Brunnen zum Waschen.

Das Lager war von Stacheldraht umgeben und einem elektrisch geladenen Draht. Rote Flaggen, die 5 Meter

von diesem Draht entfernt standen, warnten uns vor diesem Draht. Die Lagergarnison bestand aus 300 Mann, die in zwei Wachen geteilt waren, von denen eine Wache immer im Dienst war. 20 Mann standen auf dem Dach des Hauptgebäudes mit einem Maschinengewehr und 20 weitere um dieses Gebäude. Andere waren als Wachtposten auf verschiedenen anderen Plätzen inner- und außerhalb des Lagers. Hier gab es keine Gelegenheit zur Flucht. Des Nachts wurde das Lager mit einem Scheinwerfer abgeleuchtet, und Wachen gingen durch die Hallen, wo wir schliefen, und beleuchteten zur Kontrolle alle Gefangenen.

Meine Arbeit im Büro bestand in Buchhaltung, Maschinenschreiben und Nehmen von Fingerabdrücken. Ich erfuhr, daß das Lager die erste Zeit nur den Nazis gehörte und erst am 22. April von der Regierung übernommen wurde. Jeder Gefangene wurde hier mindestens acht Wochen festgehalten, und nur wenige wurden früher entlassen. Sie wurden alle gezwungen, jeden Pfennig, den sie bei ihrer Einlieferung mitgebracht hatten, in Lagergeld umzuwechseln und pro Tag 2,50 RM für ihren Aufenthalt zu zahlen; der Staat berechnet 1,50 RM pro Tag. In Wirklichkeit war es so, daß die SA-Leute dieses Geld selbst einsteckten. Auch schickten sie Abteilungen hinaus, die all das vom Lande hereinholen mußten, was im Lager gebraucht wurde. Ebenso machten sie falsche Berichte in den Lagerbüchern. Wenn prominente Gefangene kamen, wurden diese verhört. Der Kommandant fragte, wo Waffen oder Papiere der Kommunisten versteckt waren, und verlangte eine schnelle Antwort, um nicht „nachgeholfen" zu werden. „Nachhilfe" bedeutete Schlagen! Als Herr Braun von der Rundfunkgesellschaft aus des Kommandanten Zimmer kam, war zu sehen, daß Braun eine schwere Zeit hinter sich hatte. Beide Augen waren geschlossen,

und er konnte nur sehr schlecht sehen. Einer von uns Jungen fragte, ob er etwas Wasser zum Baden der Augen wünsche. Aber er lehnte ab, da er befürchtete, wir könnten in Schwierigkeiten kommen, wenn wir ihm irgendwie helfen, und im übrigen habe er „mit seinem Leben abgeschlossen"!

Die Post wurde durch zwei SA-Führer geöffnet und alle ankommenden Briefe sorgfältig sortiert. Die Häftlinge mußten ihre Briefe offen zur Absendung den SA-Männern übergeben. Einmal in der Woche durfte jeder ein Paket im Gewicht bis zu 5 Kilo empfangen. Sonntags in der Zeit von 2 bis 4 Uhr durften die Angehörigen die Häftlinge besuchen, natürlich wurden diese Besuche überwacht. Als Berichte in den Zeitungen standen: „Ausländische Flieger über Berlin" ließ der Kommandant antreten und gab den Befehl bekannt, daß wir drei Wochen lang keine Besuche und eine Woche keine Briefe empfangen dürften sowie für zwei Tage kein Mittagbrot erhielten. Die Lagerwache bestand aus SA-Leuten, gewöhnlichen Menschen der niedrigsten Art. Sie bekamen eine Mark pro Tag sowie freie Verpflegung und Logis. An jedem Montag machten sie gemeinsam mit der Reichswehr in einem kleinen Walde in der Nähe des Lagers militärische Uebungen. Der Kommandant und die höheren Führer waren SS-Männer (Schutzstaffeln). Diese entstammen den besseren Gesellschaftskreisen und bilden die Leibwache des Nazifühers. Sie sind besser bewaffnet, und das Ergebnis ist, daß SS- und SA-Leute sich gegenseitig hassen. Als die SS kam, das Lager zu besichtigen, hatte sie großen Streit mit der SA-Wache. Wenn beide Parteien betrunken sind, was oft der Fall war, und wenn sie es überdrüssig waren, Gefangene zu schlagen, so konnte es oft eintreten, daß sie sich gegenseitig schlugen.

Prominente Häftlinge

Unter den prominenten Häftlingen befinden sich viele Mitglieder des Reichs- und Landtags. Dr. Ludwig Levy, Rechtsanwalt in Potsdam, und der Direktor der Berliner Verkehrsgesellschaft wurden beide im März eingeliefert. Sehr bekannte Leute wie diese werden jeden Tag geschlagen, und häufig werden ihnen das Essen und die Besuche entzogen. In der Zeit, wo ich im Lager war, verübten zwei Häftlinge Selbstmord, Hermann Hagendorf aus Anhalt, der sich die Pulsadern durchschnitt, und Walter Klausch, der sich mit seinem Gürtel erhängte. Die meisten der Gefangenen durften kein Wort über die empfangenen Schläge sagen; aber alle Nächte konnten wir ihre Schreie hören. Wer entlassen wurde, hatte zwei Schreiben zu unterzeichnen, ein weißes, in dem stand, daß die Behandlung im Lager gut war, und ein blaues, mit dem die Häftlinge versprachen, in Zukunft gute Bürger zu sein und nicht gegen das neue Deutschland zu arbeiten.

Das Lager wurde ganz durch den Kommandanten geführt, die Befehle, die eingingen, kamen meistens telegraphisch und bestanden aus Anweisungen, wo Waffen und Papiere der Kommunisten zu suchen wären.

Endlich, am 22. August, entschied der Lagerkommandant die Freilassung von uns Jungen, die wir ja nur in Haft waren, weil die Regierung nach Uebernahme unserer Schule keine billigere Unterkunft für uns hatte. Der Kommandant kam gegen 10 Uhr 30 Min. abends und erzählte uns, daß wir das Lager spätestens in zwei Minuten zu verlassen hätten. Wer in dieser Zeit nicht draußen wäre, würde niemals mehr entlassen werden. Wir gingen so rasch wie wir konnten und wanderten die Chaussee nach Berlin zu. Die Nacht verbrachten wir unter einer Hecke, fünf Meilen vom Lager entfernt. Früh am nächsten Morgen ging ich in ein

Friseurgeschäft und telephonierte an das jüdische Landwirtschaftskomitee. Ich bat, daß sie uns holen möchten. Sie brachten uns dann in Automobilen nach Berlin, und dort schliefen wir nach zwei Monaten endlich wieder einmal in einem Bett.

Einige Tage später nahm ich, da ich einen Führerschein hatte, Stellung als Chauffeur bei einer Dame, die nach der Schweiz zu fahren beabsichtigte, wo sich auch meine Familie befand. Wir erreichten unseren Bestimmungsort, Sankt Gall, und ich war in Sicherheit."

Es fällt mir aufrichtig schwer, zu diesem Artikel, der einfach als Gipfelleistung verbrecherischer Verlogenheit bezeichnet werden muß, Stellung zu nehmen. Allein, daß die Times vom 19. September 1933 und The New York Times vom 1. Oktober 1933 diesen Artikel zu bringen wagten, ohne sich über die Wahrheit an Ort und Stelle zu überzeugen oder auch nur einen Versuch zu machen, verpflichtet mich, um der Ehre der SA willen Stellung zu nehmen.

Der Berichterstatter, der reinrassiger Jude ist, verschweigt allerdings seinen Namen. Da wir nur einen dieser jüdischen Zöglinge zu Nebenarbeiten an der Maschine herangezogen hatten, kann es sich nur um den Fürsorgezögling Baron handeln, vorbestraft wegen Diebstahls, der aus der Tatsache, daß er Dissident ist, glaubt folgern zu müssen, er sei kein Jude mehr.

Das Fürsorgeheim Wolzig ist also in seinen Augen eine Landwirtschaftsschule.

Daß sich keiner der Fürsorgezöglinge um Politik kümmerte, geht aus dem Bericht hervor, der zur Verhaftung des „vorzüglichen Lehrkörpers" und seiner gelehrigen Schüler führte.

Daß Totschläger, Trommelrevolver usw. sowie eine Menge kommunistischen Propagandamaterials Beweisstücke für landwirtschaftlichen Unterricht sind, das wird auch der voreingenommenste Leser nicht glauben wollen.

Der SA-Sturmbannführer Krüger, der durch diese Schmähartikel in der ganzen Welt diffamiert werden sollte, ist niemals Lagerkommandant von Oranienburg, sondern Leiter der Abteilung IA — Vernehmungsabteilung — gewesen.

Es handelt sich scheinbar um recht streitkräftige Makkabäer, die im Fürsorgeheim Wolzig untergebracht waren; denn immerhin zwingt uns die im Artikel aufgestellte Behauptung, daß 30 SA-Männer, schwer bewaffnet und zu allem Ueberfluß noch mit Maschinengewehren versehen, für zehn 13- bis 18jährige Judenjungens als Bewachung gerade noch hinreichend gewesen wären, ein kleines, aber um so humorvolleres Lächeln auf.

Und nun zu Oranienburg, das den kleinen jüdischen Fürsorgezögling mit der beachtenswerten Anlage eines „Relativisten" so sehr verkannte.

Die Höchstzahl der politisch Inhaftierten schwankte im Spätsommer 1933 zwischen 800 und 900. In dem Artikel der Times sind es 2500. Immerhin eine kleine Differenz von 1600 Häftlingen. Am 18. August 1933 sollen laut Bericht 102 SA-Männer zwecks Strafverbüßung eingeliefert worden sein. Eine Lüge, die durch nichts mehr überboten werden kann. Die Stärke des Wachtkommandos betrug zur damaligen Zeit 135 SA-Männer und ist heute auf 60 SA-Männer gesenkt worden. Laut Bericht sollen es 300 gewesen sein.

Während der ganzen Zeit des Lagerbestehens war nicht ein einziger Posten auf das Hauptgebäude gestellt worden. Laut Bericht sind es deren 20.

Und während sich im Lager nur ein leichtes Maschinengewehr (kommunistisches Beutestück) befindet, befanden sich laut Bericht der Times 20 Maschinengewehre in ständiger Bereitschaft.

So geht es nun weiter. Wort für Wort, Satz bei Satz, — Lüge — Verdrehung — Haß. Gelder, die für Häftlinge

des Konzentrationslagers von Angehörigen geschickt wurden, wanderten laut Bericht in die Taschen der SA.

Wie gesagt — ein Staatsanwalt hätte auf Monate hinaus ausgiebig zu tun, um sich mit der Person dieses pathologischen Lügners zu beschäftigen. Von den SA-Männern will ich hier im Zusammenhang schweigen; denn ich nehme mit gutem Recht an, daß der Fürsorgezögling B. es geflissentlich vermeiden wird, deutschen Boden noch einmal zu betreten.

Die bewußte Lüge, der Kommandant und seine Unterführer seien SS-Männer und lebten daher mit den Wachtmannschaften, die der SA angehörten, in „Urfehde", ist zu dumm, als daß sie besonderer Aufklärung bedarf.

Nun zu den Selbstmorden.

Es ist für mich schwer, sehr schwer, deswegen die Feder über das Papier zu quälen. Die Times und alle ihre Nachfolgerinnen hätten diese Situation aber vermeiden können, in die sie und ich als Lagerkommandant durch diesen verbrecherisch daraufloslügenden jüdischen Fürsorgezögling hineinmanöveriert worden sind. Aber es mußte so sein.

Der Häftling Hermann Hagendorf starb keinen Freitod, sondern er erlag im Krankenhaus Oranienburg den Folgen einer Bleivergiftung, die er sich in seiner Heimat zugezogen hatte. In krankem Zustande, der aber längst nicht den sicheren Tod vermuten ließ, wurde Hagendorf auf Veranlassung des Lagerarztes in das Oranienburger Krankenhaus übergeführt. Als Hagendorf verstarb, war es die SA seiner Heimatstadt, die sich seiner Frau ganz besonders hilfreich annahm und einen SA-Führer ihr zur Seite stellte. Davon steht allerdings in der Times nichts. Die Frau des verstorbenen Hagendorf besuchte mich in Oranienburg und sprach mir ihren Dank aus für die Hilfe, die wir ihr hatten zuteil werden lassen. Als Hagendorf in das Krankenhaus gebracht wurde, war ich es, der Lagerkommandant, der

ihm Mut zusprach und die Hoffnung auf Besserung mit auf den Weg gab.

Walter Klausch dagegen war der einzige Selbstmörder, den das Lager Oranienburg gehabt hatte. Er stand in dringendem Verdacht, Organisator einer neuen kommunistischen Gruppe in Nowawes bei Potsdam zu sein. Da er, obwohl bereits überführt, immer noch beharrlich leugnete, waren wir gezwungen (Verdunkelungsgefahr), ihn in Einzelhaft zu nehmen. Hier zog es Klausch vor, sich seiner Strafe durch Erhängen zu entziehen. Wiederbelebungversuche, an denen ich mich selbst beteiligt hatte, führten zu keinem Erfolg. Ich bedaure insofern den tragischen Tod des jungen Menschen, als ich in seiner Handlung, die absolut seiner idealistischen Einstellung entsprach, etwas sehe, was so charaktervoll war, wie es die Idee und vor allem die „Führer", für die er kämpfte und starb, nicht verdienten.

Und nun komme ich zu den Prominenten, die besondere Erwähnung in dem Schmähartikel der Times und der anderen Zeitungen gefunden hatten. Dabei darf ich gleich erwähnen, daß der Direktor der Berliner Verkehrsgesellschaft niemals im Konzentrationslager Oranienburg als Häftling gewesen ist. Es dürfte genügen, daß der im Times-Artikel als prominent bezeichnete Dr. Levy aus freien Stücken, bevor ich überhaupt von dem Artikel in der Times Kenntnis erlangt hatte, eine Berichtigung an hervorragender Stelle verlangte. Diese Berichtigung wurde auch gebracht. (Siehe Berichtigung und Uebersetzung umseitig.)

GERMAN CONCENTRATION CAMPS

TO THE EDITOR OF THE TIMES

Sir,—Having seen that an article about the concentration camp at Oranienburg, near Berlin, was published in *The Times* of September 19, and that my name is mentioned, I declare as follows:—During the whole time of my detention in the concentration camp at Oranienburg, near Berlin (not from March, 1933, but from June 28 to July 25, 1933), I did not see any political prisoners maltreated; I myself was never maltreated in the least; I was never deprived of breakfast or of receiving a visit. On the contrary, my treatment there by every one concerned was always thoroughly good and even respectful.

Yours faithfully,

DR. LUDWIG LEVY.

Potsdam, Sept. 25.

Uebersetzung.

An den Herausgeber der Times.

„In der Times vom 29. September 1933 las ich einen Artikel über das Konzentrationslager in Oranienburg bei Berlin, in dem mein Name erwähnt wird. Ich erkläre dazu folgendes: Während der ganzen Zeit meiner Inhaftierung im Konzentrationslager Oranienburg habe ich keine Mißhandlung von Gefangenen beobachtet; ich selbst bin nie mißhandelt worden. Frühstück oder Empfang von Besuch ist mir nie verweigert worden. Im Gegenteil war meine Behandlung stets gut und rücksichtsvoll."

Und Alfred Braun, der mehr als einmal, wenn er glaubte einen Rat einholen zu müssen, zu mir kam und sich mit Tränen in den Augen von mir verabschiedete, als er aus Oranienburg entlassen wurde, schrieb am 10. Oktober 1933 einen Brief an mich, aus dem ich den ersten Teil nachfolgend bringe.

Agnes Braun
Gef. B. Nr. I. 4449

Z.d.A.
K. Lager
Mappe

Berlin, den 10. Okt. 1933.
Alt-Moabit 12 a.

Sehr verehrter Herr Kommandant!

Vor mehr als einer Woche hat mich hier eine Engländerin in Begleitung eines Herrn aus dem Justizministerium besucht, zu dem Zweck der Berichtigung einer ausländischen Lügennachricht über Mißhandlungen, die ich im Konzentrationslager Oranienburg erlitten haben soll. Ich habe der Dame erklärt – mündlich und schriftlich – es sei kein Wort jener Behauptung wahr – und inzwischen habe ich mit meinem Rechtsanwalt in die Wege geleitet, daß wir in der „Times", die die Lügennachricht nachgedruckt hat, nach englischem Recht eine Berichtigung erwirken.

Erlauben Sie mir bitte, Herr Kommandant in diesem Vorfall eine Veranlassung zu finden, mich auf die gütige Erlaubnis zu berufen, die Sie mir gaben, als ich mich von Ihnen verabschiedete: einmal an Sie schreiben. Sie haben während der 6 Wochen meiner Schutzhaft im Lager des öfteren so von Mensch zu Mensch, hilfsbereit, gerecht und gütig zu mir gesprochen, daß ich den Mut habe, mich jetzt an Sie zu wenden.

Mit deutschem Gruß
Ihr
Agnes Braun.

Damit möchte ich den unerquicklichen Abschnitt Times beschließen. Sollten die Verantwortlichen der Times und der anderen Blätter, die auf das lügenhafte Erzeugnis eines Fürsorgezöglings hereingefallen sind, meine Abhandlung und Widerlegung als Berichtigung bringen, dann wäre das kein Rückzug, sondern eine Ehrenrettung in eigener Sache.

Eines Tages kam Miß Bothamley, eine Engländerin, die das große „Wagnis" unternommen hatte, Deutschland allein am Steuer ihres Wagens zu durchqueren.

Ueberall war sie gewesen. Im Osten hatte sie Danzig besucht. Im Westen war sie gewesen, durch das schöne Pommern war sie gefahren, um Land und Leute kennenzulernen — und so kam sie auch nach Oranienburg, um die „Burg des Grauens" zu besichtigen. In ihrer Begleitung befanden sich Vertreter verschiedener Regierungsstellen, die der Dame zugeteilt worden waren, um dafür Sorge zu tragen, daß sie ungehindert alles sehen konnte.

Miß Bothamley war eine Frau, die von England herübergekommen war, um die Wahrheit über Deutschland zu ergründen. Sie hatte über Deutschland derart Abfälliges erfahren, daß sie sich selbst an Ort und Stelle überzeugen wollte.

Bevor wir das Lager betraten, fuhren wir nach Neu-Holland, um das dort arbeitende Kommando der Schutzhäftlinge zu besuchen. Gleich in Oranienburg, nachdem ich mich vorgestellt hatte, bat mich Miß Bothamley neben sich an das Steuer. Sie sprach sehr gut Deutsch und war wißbegierig, wie — eben nur eine Frau, die so klug zu fragen weiß, sein kann.

Es überraschte mich keineswegs, als sie mich fragte, ob ich der Mann sei, der Alfred Braun und Dr. Levy so brutal geschlagen hätte, wie es in der Times mitgeteilt worden sei. Ich hielt einen großen Aufklärungsvortrag nicht für angebracht und bat Miß Bothamley nach Beendigung der mehrstündigen Besichtigung darauf zurückkommen zu

dürfen, da ich noch andere Lügen der Times durch die Besichtigung erledigen lassen wollte.

Bereitwillig ging die Engländerin auf meinen Vorschlag ein.

Während wir Sachsenhausen, ein Dorf in der Nähe Oranienburgs, passierten, ließ die anfangs angeregt geführte Unterhaltung nach.

Auf einmal, ganz plötzlich, nach langem Nachdenken — sah mich Miß Bothamley mit ihren guten, freundlichen Augen an und sagte: „Ich habe Sie mir ganz anders vorgestellt! Wissen Sie — nach dem Artikel der Times glaubte ich in Ihnen einen Menschen anzutreffen, der rücksichtslos oder brutal meinen Fragen ausweichen würde; aber Sie müssen tatsächlich unbelastet sein, sonst könnten Sie mir vorhin nicht so sicher angeboten haben, ich solle erst alles selbst auf mich wirken lassen, und dann wollten Sie das ergänzen, was noch zu erklären offen bliebe.

Ich freue mich über Ihre Sicherheit, denn bis jetzt habe ich bei meiner Fahrt kreuz und quer durch Deutschland nur Gutes erfahren — und kam eigentlich mit recht gemischten Gefühlen zu Ihnen!"

Inzwischen waren wir an der Arbeitsstelle eingetroffen, wo auf langen Schienensträngen sandbeladene Loren von Schutzhäftlingen geschoben wurden. Mit großem Interesse verfolgte die Engländerin die Arbeit. Nachdem sie die Häftlinge genügend beobachtet hatte, bat sie, einige von ihnen, vor den Loren stehend, photographieren zu dürfen; denn die Zufriedenheit der Gesichter, die keineswegs Spuren irgendwelcher Qual hätten, und die Wohlgenährtheit, die auf einwandfreie Verpflegung schließen ließe, müsse sie ihren englischen Freunden zeigen.

Auf der Rückfahrt zum Konzentrationslager merkte ich, daß ihre Ansicht über uns und das Lager, allein nach der Besichtigung des Arbeitskommandos, sich bereits geändert haben mußte.

Als wir im Lager eintrafen, war der Abend bereits angebrochen, und überall brannten Lampen in den Sälen und Hallen.

Nichts blieb unbesichtigt.

Mit großem Interesse ließ Miß Bothamley sich über den Aufbau des Lagers berichten und drückte uns mehr als einmal ihre ehrliche Verwunderung über das Geleistete und die absolute Sauberkeit des Lagers aus.

Inzwischen waren die Häftlinge auf dem Sportplatz zum Appell angetreten, den Miß Bothamley miterlebte. Wir gingen mit ihr die Reihen der Schutzhäftlinge entlang, und als wir auch diese Besichtigung hinter uns hatten, erklärte sie uns, daß sie bei einigen der Physiognomien, die sie im Halbdunkel gesehen habe, erschüttert gewesen sei. Sie habe im Augenblick verstehen gelernt, warum man solche Männer isoliert halte.

Der Beauftragte der Gestapa, Dr. C., der sich in der Begleitung der Engländerin befand, wünschte bei dieser Gelegenheit einige Entlassungen, die ausgesprochen worden waren, vorzunehmen.

Es handelte sich um ungefähr zehn Häftlinge, die herbeigerufen wurden und nun in Gegenwart von Miß Bothamley die freudige Mitteilung erhielten.

Der Eindruck der Verhandlung mußte einen tiefen Eindruck auf die Engländerin hinterlassen haben; denn sie bat, selbst einige Worte an die Häftlinge richten zu dürfen. Nun sollten auch wir erfahren, wie restlos die wenigen Stunden ihres Besuches in ihrem Innern Wandel geschaffen hatten. Sie sprach von der Lüge draußen, von ihrer Reise durch Deutschland und endete mit einem mahnenden Appell an die Entlassenen, endlich den Weg zu ihrem Vaterland zurückzufinden. Als ich draußen vor den Toren des Lagers Abschied nahm, mußte ich versprechen, ein Bild des Führers, das von einem Häftling im Lager gezeichnet worden war, nach England zu schicken.

Etwa vierzehn Tage darauf ging das Bild mit nachfolgendem Brief nach England ab.

Miß Margaret Bothamley
Blackneſt,
Aſcot-Berks (England).

Hochverehrte gnädige Frau!

Ich habe heute an Ihre Adreſſe das von einem meiner Schutzhäftlinge für Sie gezeichnete Bild unſeres Führers abgeſandt. Ich hoffe, daß Sie ſich unſeres Lagers gern erinnern, da Ihnen hier doch die Gelegenheit nach jeder Richtung hin gegeben wurde, um in einem uns und unſerem geliebten Vaterlande zuträglichen Sinne aufklärend wirken zu können.

Hoffentlich hat das von mir geleitete Lager bei Ihnen den Eindruck hinterlaſſen, daß hier alles geſchieht, um der geſamten Welt die Geißel des Kommunismus zu erſparen! Ich hoffe von ganzem Herzen, daß Ihr ſtolzes Vaterland England eines Tages das reſtloſe Verſtändnis für uns und unſeren Führer Adolf Hitler aufbringen wird, damit wir — die jungen Generationen beider Länder — zu einem gegenſeitigen Treue- und Freundſchaftsverhältnis gelangen können, an dem das kranke Europa geſunden ſoll. Große, wirklich wertvolle Freundſchaften können nur in einer Notzeit gegründet werden. Die deutſche Not — verehrte, gnädige Frau, iſt europäiſche Not. Wenn gewiſſenloſe Menſchen draußen im Ausland das Deutſche Reich Adolf Hitlers mit Unwahrheiten und Lügen zu belaſten verſuchen, erhöhen ſie die europäiſche Not und öffnen dem bolſchewiſtiſchen Aſien die Tore.

Neuerdings hat man mein Lager und meine Unterführer in einem in Paris und Amſterdam erſcheinenden Blatt derart angegriffen, daß ich es mir verſagen muß, Ihnen Einzelheiten mitzuteilen, weil Sie beſtimmt nicht verſtehen würden, daß ich Ihnen derart

anzügliche Beschimpfungen übermittle. Sie haben meine SA-Führer kennengelernt, und ich glaube, daß Sie in den wenigen Stunden unseres Zusammenseins Menschen kennengelernt haben, die es nicht verdienen, als Verbrecher bezeichnet zu werden. Nur wenn Sie es ausdrücklich wünschen sollten, will ich Ihnen gern eine Abschrift dieses Artikels zusenden. Es ist einfach unglaublich, was in diesem Artikel zusammengelogen wird. —

In der Hoffnung, daß Sie mein Brief bei bester Gesundheit antreffen möge, verbleibe ich mit dem Wunsche, daß Gott Ihrem und meinem Vaterlande den Frieden, den wir so notwendig gebrauchen, erhalten möge,

in steter Verehrung
Ihr
gez. Schäfer,
Lagerkommandant
Oranienburg.

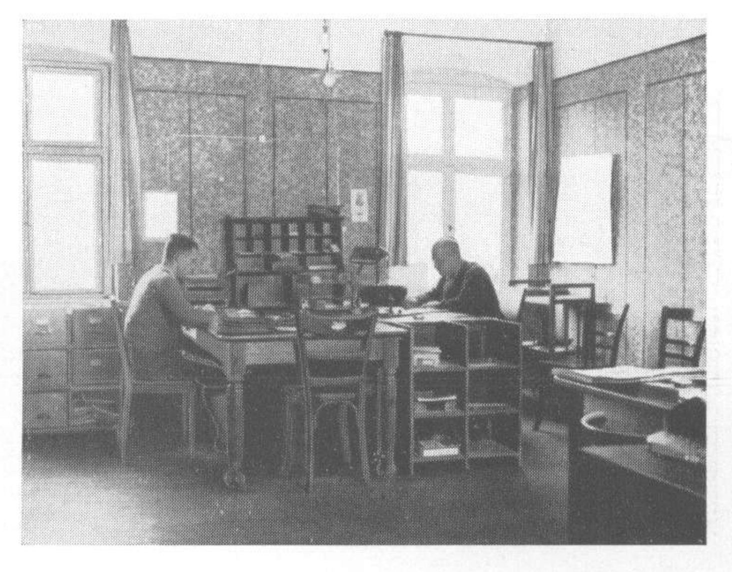
Am 7. November 1933 traf aus Blacknest Ascot nachstehende Antwort ein:



Landjägereibeamte bei der Vernehmung



Ein SA-Sturmführer bei der Vernehmung



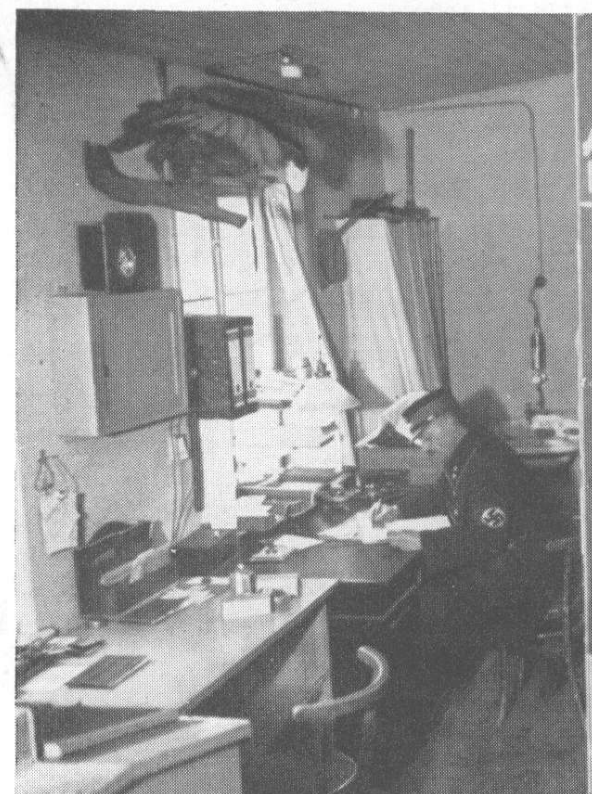
Der Leiter der Aufnahme-Abteilung bei gemeinsamer Arbeit mit einem Häftling



In der Zensurabteilung



Entlassen





Der „Feldwebel" bei der Arbeit

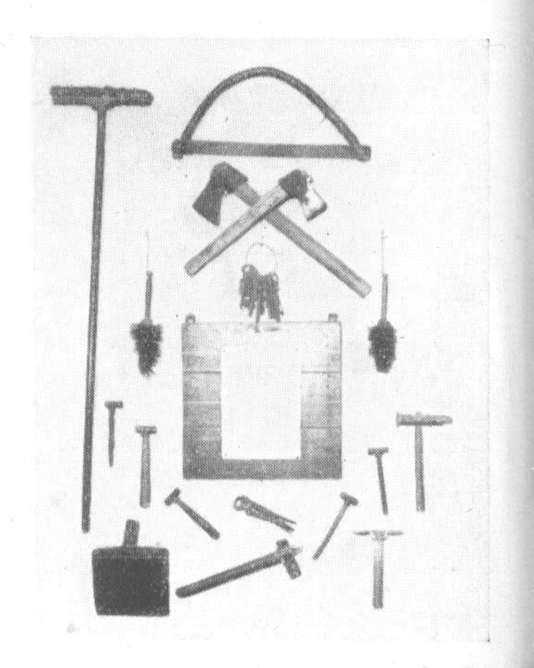




Erholungspause während der Mittagszeit



Teil des ausgedehnten Materiallagers



Aus dem Museum: Selbstgefertigte Handwerkszeuge

Nov. 4. 33

BLACKNEST.
ASCOT.
TELEPHONE ASCOT 583.

Sehr Geehrter Herr Schäfer
Ich bin eben in mein kleine Heimat endlich eingetroffen und eher ich auspacke schreibe ich so fort um Ihnen und dem Künstlern für dieses vortreffliches Bild von dem Führer herzlich zu danken Es ist ausgezeichnet und es hat mich wirklich innig berührt. Ich werde es hoch schätzen – und ich freue mich sehr darauf dass ich später ein Heimat haben werden können wo ich ein Wand habe das gross genug ist es auf zu hängen – Ich hoffe dass Sie meinen Brief und die Photo erhalten haben und dass Sie wissen dass ich diesen Bericht von einer Zeitung über Naumburg sehen möchte

Ich bin die einzige Engländerin viel-
leicht die die Gelegenheit und auch
das Mut hat Ihr Lager und Ihre
Unterführer zu verteidigen. Ich
habe schon 3 Vorträge gehalten
und jedes Mal zeige ich diese
Photos – es hat viel Eindruck ge-
macht. Ich arbeite jetzt um
meinen Vortrag zu übersetzen
und werde ein Exemplar Herrn
Conrady schicken lassen – Ich
hoffe dass Sie es bald sehen
werden.
Mit vielen Grüsse und besten Danke
an Sie und dem Künstler für dieses
schöne Bild –
Ihre Margaret Bothamley

Sehr geehrter Herrn Schäfer!

Ich bin eben in mein kleine Heimat endlich eingetroffen und eher ich auspacke schreibe ich so fort, um Ihnen und dem Künstlern für dieses vortreffliche Bild von dem Führer herzlich zu danken. Es ist ausgezeichnet und es hat mich wirklich innig berührt. Ich werde es hochschätzen — und ich freue mich sehr darauf daß ich später ein Heimat haben werden können wo ich ein Wand habe das groß genug ist es aufzuhängen. — Ich hoffe daß Sie meinen Brief und die Photos erhalten haben, und daß Sie wissen, daß ich diesen Bericht von einer Zeitung über Oranienburg sehen möchte. Ich bin die einzige Engländerin vielleicht die die Gelegenheit und auch das Mut hat Ihr Lager und Ihre Unterführer zu verteidigen. Ich habe schon drei Vorträge gehalten und jedes Mal zeige ich diese Photos — es hat viel Eindruck gemacht. Ich arbeite jetzt um meinen Vortrag zu übersetzen und werde ein Exemplar Herrn Conrady schicken lassen. Ich hoffe daß Sie es bald sehen werden.

Mit vielen Grüße und besten Danke an Sie und dem Künstlern für dieses schöne Bild —

Ihre Margaret Bothamley.

Mitte Januar 1934 erhielt ich die Uebersetzung eines Vortrages „Was ich in Deutschland gesehen habe". Diesen Vortrag hatte Miß Bothamley siebenmal in England gehalten, und er verdient, daß er mit verschiedenen Abschnitten in meinem Buch Aufnahme findet.

Was ich in Deutschland gesehen habe

Von Margaret Bothamley.

Neujahr 1934.

Ein Vortrag, der siebenmal in England gehalten wurde und der bei jeder möglichen Gelegenheit in der Hoffnung, den internationalen Frieden zu fördern, wieder gehalten wird.

Meine Damen und Herren!

Es kann sein, daß man von mir erwartet, ich werde meinen Vortrag mit einer Entschuldigung eröffnen, und zwar aus dem Grunde, weil wohl viele hier sind, die ebensoviel wie ich über Deutschland sagen könnten.

Aber wenn jemand hier ist, der so viel über Deutschland weiß wie ich, was wohl möglich ist, sollte er sich entschuldigen, daß er nicht schon längst aufgestanden ist, und was ich sagen werde, schon vor Wochen gesagt hat!

Vorweg möchte ich Sie darauf aufmerksam machen, daß es drei Kategorien von Reisenden gibt.

1. Diejenigen, die berühmt sind, wie Könige, Diplomaten oder vielleicht Schriftsteller, auf jeden Fall solche, deren Besuch im Ausland vorbereitet und angekündigt ist, sehen das, was sie sehen sollen und weiter nichts. Und im allgemeinen sind es solche Lämmchen, daß sie glauben, alles gesehen zu haben, was zu sehen ist!

2. Den, der entweder ein eifriger Parteigenosse, rechts oder links, ist, oder der eine gewisse Theorie zu beweisen entschlossen ist ohne Rücksicht auf die Tatsachen. Seine Meinungen sind von vornherein feststehend für alles, was er sieht. Was mit seinen Meinungen übereinstimmt, gilt als Beweis seiner Theorie; was dem nicht entspricht, ignoriert er vollständig.

3. Der, der so unbekannt ist, daß er in ein Land ebenso unbeachtet einreist wie der Staub in ein Zimmer schlüpft und sich gleich dem Staube auf Grafen und Kommunisten, auf Proletarier und Prinzen, auf Royalisten und Republikaner niederlassen kann.

Er mag keine Meinungen haben, er darf weder Vorurteile, noch die böse Angewohnheit von Verallgemeinerung haben; doch, wenn seine Augen und

Ohren auf sind, und sein Mund meistens zu ist, wenn seine Sympathie und sein Urteilssinn wach und diszipliniert sind, dann bestehe ich darauf, daß seine Meinung ebenso vertvoll ist wie die von jedem Diplomaten, jeder Königlichen Hoheit und jedem Parteigenossen der Welt.

Nun muß ich Ihnen gestehen, daß ich im Frühjahr wegen der Berichte und Plakate über Deutschland ganz empört war. Ueberall las ich in London: „Terror in Deutschland", „Nazi-Terror", „Swastika Terror", „Die Juden aus dem Kurfürstendamm herausgeworfen", „Hitler vernichtet die Pfadfinder", „Abschaffung der Gewerkschaften von Hitler" usw.

Ich war darüber so erstaunt, daß, als ich eine Einladung von Bekannten, Deutschland zu besuchen, bekam, beinahe geantwortet hätte: „Ich danke; ich warte, bis Ihr Hitler abgeschafft habt."

Dann sagte mir eine innere Stimme: „Ich habe dieses Wort ‚Terror' früher gehört — in Zusammenhang mit Rußland, 14 Jahre lang — nicht nur durch die Presse, sondern von Vertretern jeder Klasse, die in Rußland darunter gelitten hatten. Ich verbrachte die ersten Monate des Jahres 1925 in Ungarn, nachdem dieses Land vor 6 Jahren einen Terror erlebt hatte, daß man noch damals davon erschauerte.

Und dennoch, weniger als 6 Monate nach dem sogenannten Terror in Deutschland erhielt ich Briefe von meinen Bekannten, in denen sie mich ebenso unbefangen wie in ein englisches Seebad einluden.

Also, da ich einen jungen Deutschen kannte, der seine Verwandten besuchen wollte, und der die Hälfte der Reisekosten zusteuern konnte, und ich ein Auto besaß, daß ich auf keinen Fall mir allein leisten konnte, sagte ich in meiner eigenartigen Logik: „Also, fahren wir dahin!"

Wir fuhren also nach Berlin, wo ich gastfreundlich aufgenommen wurde und sehr wertvolle Einführungen erhielt; nach einer Woche fuhren wir nach Pommern, und ich las während der nächsten 14 Tage 6 bis 7 Stunden pro Tag Berichte über die kommunistische Gefahr in Deutschland, die ich in Berlin bekommen hatte.

Nach 14 Tagen fuhr ich allein durch den Korridor nach Danzig und Ostpreußen — und während dieser Fahrt mußte ich daran denken, daß diese mit einer allerdings kürzeren Autofahrt von London nach Bath verglichen werden könnte.

Diese Fahrt habe ich wiederholt gemacht, und ich versuchte mir vorzustellen, wie man sich in England wohl darüber ärgern würde, wenn man auf der Hin- und Rückreise zwölfmal durch Grenzen muß.

Dann fuhr ich wieder durch Pommern, holte meinen jungen Freund ab und wir fuhren nach Stettin, wo wir freiwillige Arbeitslager für erwerbslose junge Männer besuchten. Ich habe hier Bilder von einigen von diesen Burschen.

Ich verbrachte viele Stunden dort und hatte höchst interessante Unterredungen mit führenden Männern des Gaues und vor allem mit einem Admiral, der die Leitung dieser Lager hat.

Dieser Admiral bewies eine Liebe für seine Arbeit, daß ich erstaunt war. Ich könnte noch vieles davon erzählen, aber eines muß ich sagen, daß es vor allem zwei Regeln in diesen Lagern gibt.

Jeder Mann muß eine Zahnbürste mitbringen, und jeder Mann ruht sich auf seinem Bett von 2—4 Uhr jeden Nachmittag aus!

Da sie von morgens 5.30 im Sommer und 6.30 im Winter gearbeitet haben, ist diese Ruhezeit sehr richtig. Dann stehen sie auf, hören Vorträge, treiben Sport, schreiben Briefe usw.

Dann kam ich nach Berlin, wo ich viele Stunden im Konzentrationslager Oranienburg verbrachte. Ich kann nur bemerken, daß ich die Führer wie auch die Häftlinge sehr genau beobachtete und kann aufrichtig gestehen, daß ich ein liebes Kind freiwillig der Führung dieser jungen Männer überlassen würde.

Ich beschloß diesen Tag mit einem Besuch des Reichstags, in welchem ich den Prozeß gegen die Brandstifter dieses Hauses anhörte und mich über die Geduld des Richters wunderte. — Weiter ging die Reise über Hannover und Westfalen, wo wir noch Besuche machten, und zurück nach England.

Während dieser Zeit habe ich mit vielen Menschen gesprochen. Ich tanzte mit Bauern und tobte mit ihren Kindern am Erntefeste. Ich sprach mit Gepäckträgern, Friseuren, Buchhändlern, mit Angestellten jüdischer Geschäfte, mit Kleinbauern und Bauern, mit Gutsbesitzern und adligen Großgrundbesitzern — sogar mit Prinz August Wilhelm von Preußen, der mir besonders von einem Abendessen bei Doktor Goebbels erzählte, an dem auch der Führer Hitler teilgenommen hatte, und zwar an dem Tage, an welchem der Reichstag in Brand gesetzt wurde.

Ich sprach auch mit Polizeibeamten, selbst mit Geheimpolizisten, und zu einer Zeit, in der man im Radio warnte vor neugierigen Fremden, die nur ihre eigene Theorien bestätigt haben möchten — und mit einem deutschen Bauern, der in Rußland geboren war und 45 Jahre dort gelebt hatte. Es war ihm erst im Jahre 1930 gelungen, zu entfliehen. Aus Deutschland dagegen braucht kein Bauer zu entfliehen. Mein Gespräch mit ihm war wie ein schrecklicher Traum. Leider habe ich keine Zeit, Ihnen weiter über diesen Mann zu erzählen.

Als ich nach Deutschland reiste, war mein Zweck durchaus nicht, zu entdecken, wie schlecht die Deutschen sind und auch nicht, wie edel sie sind. Ich wollte mich nur über ihre Probleme orientieren.

Stellen Sie sich deshalb einmal vor, was Sie in London oder in anderen Städten denken würden, wenn Sie wüßten, daß von den Rechtsanwälten 50 Prozent Juden wären, von den Privatärzten 52 Prozent, von den Schulärzten 60 Prozent, von den Stabsärzten 70 Prozent und von den Zahnärzten sogar 80 Prozent Juden.

Wenn die führenden Stellen leitender Banken alle von Juden besetzt wären, wenn in einer Stadt, die kleiner als London ist, 718 Aufsichtsratsposten von 15 Juden in Besitz genommen wären. Die Namen dieser Herren sind mir bekannt, und der die wenigsten Sitze hatte, konnte 37 für sich verbuchen, der mit den meisten sogar 108. Die Börse wurde ausnahmslos von Juden kontrolliert, und unter den 147 Mitgliedern der Ausschüsse waren 116 Juden.

Die Angestellten des Presseamtes waren alle Juden, und selbst solche Zeitungen, die angeblich unabhängig waren, wagten nichts gegen die Juden zu veröffentlichen, weil sie befürchten mußten, keine Anzeigen mehr zu erhalten.

Die Kinos und Theater wurden durch Juden kontrolliert. Es konnte einem, der kein Jude war, nicht gelingen, daß sein Schauspiel überhaupt einmal gelesen wurde.

Wir halten es für grausam, daß man gegen die Juden diskriminiert. Wir ahnen aber nicht, wie grausam man diskriminiert wurde, wenn man kein Jude war.

Vor Kriegsschluß sind Juden aus Polen, Oesterreich, Ungarn, Rußland, Galizien in Deutschland eingedrun-

gen und haben führende Stellungen erlangt, da alle deutschen Männer im Krieg waren.

Es war leicht für jene, die deutsche Nationalität zu erwerben, da am Ende des Krieges der Minister, der die Visas kontrollierte, selbst Jude war.

Viele wurden Lieferanten für den Heeresbedarf usw. und ließen die Aufträge von Bekannten billiger ausführen. Andere kauften Lebensmittel zu einer Zeit, als Deutschland verhungerte, und verkauften solche in andere Länder, wo sie durch die Währung Vorteil davon hatten.

Solche Menschen und viele andere kamen ganz arm in Deutschland an, und nach kurzer Zeit wurden sie Millionäre mit Pelzmänteln, Autos und jedem möglichen Luxus und kauften billig schöne Villen, wo sie in ungeheurer Pracht wohnten und dort orgiastische Feste feierten, daß es ein Skandal in der ganzen Gegend war.

Als ihre Geschäfte nicht mehr gingen, sind sie entweder ins Ausland entflohen, mit allem, was sie mitnehmen konnten außer ihren Schulden, oder dank der Regierung, die selbst unter solchem Einfluß stand, erhielten sie für ihre Vergehen verhältnismäßig milde Strafe.

Ich habe hier Bilder und Beschreibungen von einzelnen solcher Männer, die Sie nachher noch sehen sollen.

Andere kauften am Ende des Krieges billig die Häuser ganzer Straßen und vermieteten die Wohnungen zu Wucherpreisen und verschwanden alsbald ins Ausland.

Reparaturen wurden nicht ausgeführt, weil der Besitzer im Ausland war. Die Häuser gingen deshalb zugrunde.

Und um solcher Menschen willen waren manche von Ihnen, meine kurzsichtigen englischen Freunde, der Ansicht, daß es keine Armut in Deutschland gäbe, weil man solche reiche (und auch unangenehme) Deutsche an der Riviera traf.

Solche Leute besaßen auch die Ausstattungsgeschäfte und verkauften die Waren auf Abzahlung. Als die Preise stiegen und später, infolge der Inflation, die Käufer die betreffenden Abzahlungen in Dollars nicht leisten konnten, griffen diese Juden ein, beschlagnahmten die Sachen, und die Schuldner verloren beides, Geld und Ware.

Stellen wir uns folgendes vor: Wie oft mußte ein Deutscher seinen Uebermantel verkaufen, um seine Miete oder sonstige Zahlungen zu erfüllen, und dann sah er im Tiergarten jüdische Frauen, die meistens jiddisch sprachen und die in prachtvollen Pelzmänteln bis zum Knöchel gekleidet waren, behängt mit wertvollen Spitzen, Juwelen, Uhren usw., die sie für einige Pfennige in der Inflation gekauft hatten. Würden wir keine Wut gegen solche Menschen fühlen?

Es wurde dem Führer gesagt, daß Deutschland wegen des Boykotts 2 Milliarden Mark verlieren würde. Ein Herr, der eigentlich kein Puritaner ist, sagte mir: „Wir werden diese Augiasställe ausräumen, es mag kosten, was es will."

Laut Sonderbefehl des Führers wurde der Boykott an einem Sonnabend durchgeführt, an einem Tag, an dem die kleinen jüdischen Läden auf jeden Fall zubleiben und deshalb am wenigsten darunter litten.

Man ist erstaunt, wenn ich sage, daß ich mit Juden gesprochen habe. Dank den Zeitungsberichten glauben viele, daß es keine Juden in Deutschland mehr gibt.

Vor zwei Jahren wanderte ich oft die Kleist- und Tauentzienstraße und den Kurfürstendamm entlang.

Ich traf lauter Juden. Dieses Jahr, da ich in der Augsburger Straße wohnte, war ich jeden Tag in der Kleist- und der Tauentzienstraße und am Kurfürstendamm. Ich traf lauter Juden — besser angezogen als ich —, die Restaurants, die ich mir nicht leisten konnte, besuchten, und die in Restaurants, wo ich speiste, reichlicher als ich aßen.

Die Kioske verkauften jüdische Zeitungen; ich kaufte solche und kein Mann im Braunhemd, der vorbeiging, machte irgendwelche Einwendungen.

Ebenso war es in anderen Städten wie Stolp, Stettin, Düsseldorf usw. Bei der gespannten Situation und der Schwere der Fälle sind bei solchem Ausräumen Uebertreibungen nicht zu vermeiden gewesen. Doch handelt es sich um Uebertreibung der ausländischen jüdischen Propaganda.

Ich habe eine Liste jüdischer Vereine — wichtiger Vereine, die durch Ortsgruppen in jeder großen Stadt vertreten sind.

Diese Vereine haben an bedeutende Ausländer und Vereine geschrieben und gebeten, dieser jüdischen Propaganda gegen Deutschland nicht zu glauben — aber umsonst, Ullstein schrieb in seiner Zeitung, daß sein Bruder nach Berichten von Nazis so geschlagen wurde, das er daran starb, in Wahrheit aber ist er in seinem Bett an jahrelanger Leberkrankheit gestorben.

Meine Damen und Herren, ich glaube, daß ich mir zu der Tatsache gratulieren kann, daß ich der Polizei von Berlin besser bekannt war als der Polizei von London.

Doch braucht man deswegen nicht üppig werden, da man nie weiß, was geschehen wird! Ich bin überzeugt, daß die Polizei in Berlin mich genau beobachtete — das fand ich für selbstverständlich, wenn ich bedenke, wie viel sie mir zeigten.

Aber, wenn sie mich auch noch so genau beobachteten, wurden sie doch so genau von mir beobachtet, und ich muß freilich gestehen, daß sie eine außerordentlich vortreffliche Körperschaft waren — ehrlich, menschlich, tüchtig.

Am Anfang hat die Kriminalpolizei wenig über mich gewußt. Ein Polizist glaubte wegen eines Mißverständnisses am Fernsprecher, daß er mich zum Kriminalmuseum, anstatt zu dem Kommunistischen Museum führen sollte. Vielleicht hielt er mich für eine Schriftstellerin von Kriminalromanen.

Während unserer Fahrt sagte er mir: „Wir hofften alle in der letzten Zeit, daß es Hitler gelingen möge, die Macht zu ergreifen."

„Wieso?" fragte ich.

„Weil seine Bewegung die einzige Partei ist, die durchaus organisiert und durchaus diszipliniert ist, und die den Kommunismus ernstlich niederringen kann", erwiderte er.

Noch einer erzählte mir, daß er mit der Aufklärung von Verbrechen wie Raub und Mord beschäftigt wäre — und daß er fortwährend den Chef der Polizei, der ein Halbjude war, darauf hinwies, daß solche Verbrecher immer Kommunisten wären.

Der Chef, er hieß Grzesinski, zuckte die Achseln und schien es gar nicht ernst zu nehmen.

Später, als dieser Beamte unter anderem die Liste von den 30 000 Leuten, die ermordet oder als Geiseln festgenommen werden sollten, im früheren Liebknecht-Haus fand, mußte er lächeln, daß Grzesinskis Name mit auf der Liste stand. Ich habe eine Photographie von dieser Liste, die Sie später sehen werden.

Von einem anderen erfuhr ich, daß 15 Knaben der Hitler-Jugend, die noch nicht das 16. Lebensjahr erreicht hatten, von Kommunisten ermordet wurden, die

aus Fenstern auf sie schossen oder des Nachts mit Messern sie niederstachen.

Jede Woche ereigneten sich Diebstähle von Sprengstoffen, Benzin und Säure. Ich habe hier ein Muster von den Unterrichten für Straßenkämpfe aus Moskau, und da merkte man auf sehr unangenehme Weise, wozu solche Sprengstoffe, Benzin und Säure ausgenützt werden sollten.

Ich sah ungeheure Massen von Waffen, Gewehren, Revolvern, Sprengstoffen, Bomben, russischen Uniformen und selbst Naziuniformen, die in dem früheren Liebknecht-Haus entdeckt wurden. Viele von den Verbrechen, die den Nazis zugeschrieben wurden, sind von Kommunisten in Naziuniformen verübt worden.

Ich sah Sensen, in der Art, wie sie Neger im Urwald zum Töten benützen, Fingerringe, an denen Nägel befestigt waren, Waffen, als Spazierstöcke oder Füllfeder maskiert; ich habe hier Photographien von Listen mit 30 000 Namen, die ermordet oder als Geiseln festgenommen werden sollten. Außerdem auch eine Sammlung von Flugschriften, die in verschiedenen Dialekten geschrieben sind, und in denen die bolschewistische Propaganda gegen den Imperialismus, hauptsächlich aber gegen Groß-Britannien aufhetzt.

Kürzlich las ich in einer französischen Zeitung, daß Frankreichs Platz an der Seite der Länder sei, die die rauhe Gewalt des Kommunismus bekämpfen! Sollte auch England sich nicht diesen Ländern anschließen?

Jetzt muß ich Sie daran erinnern, was die Deutschen während der letzten 14 Jahre gelitten haben.

Erstens haben sie im Krieg mit ebensoviel Entschlossenheit wie wir gekämpft.

Das Schicksal entschied gegen sie — wie hätten wir unter solchen Umständen gelitten!

Dann erlebten sie den Aufstand der Kommunisten und Spartakisten, da war kein Leben sicher. Fast jeder Bezirk litt unter kommunistischem Terror, München z. B. unter einem roten Terror in der Zeit vom 7. April bis 2. Mai 1919.

Während dieser Zeit sind 925 Personen gestorben. Die Roten nahmen zehn der führenden Einwohner als Geiseln fest. Unter ihnen waren Prinz von Thurn und Taxis, der Vorsitzende eines bekannten Münchener Vereins und die junge Gräfin Westarp.

Diese wurden gefesselt, geprügelt und ermordet, vorher wurde die Gräfin Westarp den kommunistischen Soldaten ausgeliefert.

Eine Abteilung aus dem Kriege heimkehrender junger Soldaten wurde getötet. Zwölf junge Offiziere wurden in den Straßen von Berlin ermordet, ein Kolonel Kluber wurde in den Fluß geworfen, und als er versuchte, das Geländer hinaufzuklettern, ermordet.

Der junge Sohn eines Nachbarn einer meiner Bekannten in Ostpreußen stieg nach dem Krieg auf seiner Heimreise aus der Bahn und wurde von Kommunisten, die versuchten seine Abzeichen abzureißen, angegriffen. Er schob sie weg und begriff eigentlich nicht, was sie wollten, und lief seiner Mutter entgegen. Als sie die Arme ausstreckte, wurde er vor ihren Augen getötet.

Während dieser Revolution sind 10 000 Menschen getötet worden.

Ich halte es nicht für übertrieben, wenn ich sage, daß die Führerschaft Deutschlands in diesem Jahr 1933 einem Mann gleicht, dessen Schiff brennt.

Das Schiff muß gerettet werden und deswegen muß vieles hinausgeworfen werden, was man sonst behalten würde. Wir im Ausland, in Sicherheit, können unsere Maßnahmen ruhig überlegen und sind wie Menschen im stillen Wasser, die unnütz schreien.

Wir merken nicht, daß etwas außerordentlich Brennbares, das unser eigenes Schiff anstecken könnte, da ist; wir sehen nicht, daß wir diesem Mann dankbar sein und helfen sollten, statt seine Aufgabe durch unsere kurzsichtigen Vorwürfe schwerer zu machen, ehe er die ganze Sache völlig in Ordnung bringen kann.

Ich bin der ernstlichen Meinung, daß diese Bewegung kein despotischer Aufruhr ist.

Sie bedeutet etwas viel Tieferes.

Sie ist auch nicht der Triumph irgendeiner Klasse, von Gutsbesitzern oder der Bürgerschaft oder dem Proletariat, sondern die Ausstoßung des Wertlosen jeder Klasse, und die Erhebung des Guten in eine Atmosphäre, wo die Menschen nicht kämpfen, sondern einander erkennen sollen.

Die nationale Arbeiterbewegung, die sich in irgendeinem Lande offenbart, ist von verschiedener Art je nach dem Bedürfnis eines Landes, sei es in Italien oder in Deutschland oder anderswo.

Gleich dem Kommunismus erkennt sie keine Grenzen, sie ist dynamisch, aber im Vergleich mit dem Kommunismus ist sie leidenschaftlich national, und das bedeutet keinen chauvinistischen Haß gegen irgendeine andere Nation, sondern eine gegenseitige Achtung.

Sie ist nicht streng gegen solche, die Kommunisten wurden aus Elend oder einer falschen Propaganda folgten.

Das habe ich in Oranienburg bemerkt. Sobald als möglich werden solche in verantwortlichen Posten beschäftigt — als Aufseher in den Schlafsälen, als Maschineschreiber oder in der Kantine. Die Bewegung ist nur streng gegen einen Typ von Kommunisten, die mich fast schaudern machten und aus deren Augen mir etwas Bestialisches entgegenblickte, was ich nie in menschlichen Augen zu sehen für möglich hielt.

Ein solcher Mann wird nicht mit einem Händeschütteln oder einer Schachstunde gezähmt.

Der Führer hat die Sehnsucht, das Streben nach „Ansprüchen" mit dem Wort „Dienst" aufgelöst.

Das habe ich überall bemerkt, von dem kleinsten proletarischen Kinde und Angestellten hinauf zu den jungen Söhnen und Töchtern der vornehmsten Familien, bis an den Führer und den Reichspräsidenten selbst. Dieser, ein alter Soldat, hat seine Begriffe von Klasse, Kaste und Beruf geopfert, um einen Mann aus einem anderen Denkkreis zu fördern, gerade dadurch, daß er seinen kolossalen unselbstsüchtigen Dienst erkennt; und durch diese „Dienstgemeinschaft" wuchs eine Freundschaft zwischen zwei edlen Geistern auf, die als Beispiel für jede Regierung gelten kann.

Die Aufgabe des Führers möchte ich in drei Sätzen zusammenfassen:

Er hat die ganze Jugend dieses großen Landes vor dem Zusammenbruch gerettet.

Er hat dem ganzen Lande die einfachen mächtigen Grundsätze der Religion wiedergegeben,

und er hat das Wunder vollbracht, in dieser großen Bewegung den Klassenhaß zu vernichten.

Ich muß mich also von Ihnen mit diesem Gedanken verabschieden: Sollten wir uns nicht einer solchen Bewegung anschließen?

Wir ahnen nicht, wie gewisse Interessen Tag und Nacht unablässig arbeiten, daß wir in dauerndem Verdacht und Furcht vor der Zukunft gegen Deutschland leben sollen.

Ich habe Beschlüsse aus wichtigen Versammlungen gesehen, die bestimmen, alles mögliche zu tun, um die Waren Deutschlands zu boykottieren, um die Arbeitslosigkeit zu steigern, die Greueltaten erfinden, kurz, um

eine fortwährende Stimmung gegen Deutschland zu erzeugen.

Ich könnte Ihnen noch vieles darüber erzählen.

Können wir aber mit einer solchen Politik den Frieden fördern?

Wir dienen nur den Aposteln des internationalen Hasses, wenn wir weiter so blind bleiben.

Deutschland steht auf dem Standpunkt, daß ihm nicht viel daran liegt, was im Ausland gesagt wird. Es hat zuviel durchgemacht und hat zu oft Enttäuschungen erlebt, um sich um andere Länder jetzt zu kümmern.

Doch glaube ich, daß, wenn wir in unserem Staate und unserer Presse alle die, die Furcht und Mißtrauen verbreiten, entlassen würden, wenn wir die öffentliche Meinung in Frankreich von dem Kriegsgeschrei vom Glauben an Waffenfabriken befreien könnten und auch die Zeitungen von gewissen finanziellen Beeinflussungen, und wenn wir zu Deutschland sagen würden: Wir sind eine große Brüderschaft; wir erkennen, was ihr während der letzten Jahre durchgemacht habt, wir verstehen, wie ihr für eure eigene Seele kämpft; wir sind euch dankbar, daß ihr den zersetzenden Geist des Kommunismus angegriffen habt; wir wollen unsere ältere und vielleicht erfahrener Diplomatie mit eurer jüngeren und frischen Diplomatie vereinigen und zusammen vorwärts in die Zukunft gehen; dann gestehe ich, und ich sage es nicht leichtsinnigerweise, könnte ich mein Leben dafür verpfänden, es würde nie wieder Krieg in Europa entstehen können.

M. B.

Weihnachten 1933.

Ich werde mich nun noch mit dem Elaborat eines jüdischen Edelmannes auseinandersetzen, und dann, wenn das alles widerlegt sein wird, was dort an Unrat zusammen-

getragen worden ist, sollen die Leser meines Buches ihr Urteil selber fällen.

Es handelt sich um das „Neue Tagebuch“, das in Paris und Amsterdam erscheint, und für das als Herausgeber Leopold Schwarzschild verantwortlich zeichnet. — Nomen et omen! Wieder erscheint der Artikel über Oranienburg anonym, weil das „Heldische“ seines Verfassers das Licht der Sonne nicht verträgt.

Interessant, aber weiter nicht verwunderlich ist die Tatsache, daß The Jewish Chronicle vom 15. September 1933 auf Seite 16 diesen Artikel etwas gekürzt, aber unter besonderer Betonung der in ihm enthaltenen Gemeinheiten abgedruckt hat.

Der Artikel hätte von unserer Seite keine Erwähnung verdient; aber in ihm werden SA-Führer, deren Ehre in der unerhörtesten Art und Weise angegriffen wird, mit Namen genannt, und ich halte mich deshalb für verpflichtet, der Welt auch zu zeigen, wie abgrundtief gemein jener zersetzende Geist ist, der von sich behauptet, Schildträger der öffentlichen Meinung zu sein.

Da viele Stellen dieses Artikels einfach nicht wiederzugeben sind, weil sie eine Gefahr für Anstand und Sitte bedeuten, muß ich es mir versagen, sie im Urtext meinen Lesern zu unterbreiten. Ich werde versuchen, diesen jedem Ehr- und Anstandsgefühl hohnsprechenden Teil dieses Artikels anzudeuten.

Im „Neuen Tagebuch“ wird der Verfasser dieses Schmähberichtes als „bedingungslos zuverlässiger Gewährsmann“ bezeichnet. Es besteht auch hier der dringende Verdacht, daß dieser Gewährsmann ebenfalls dem jüdischen Fürsorgeheim Wolzig entstammt; denn das Erziehungsheim wird gleichfalls mit großer Sachkenntnis beschrieben.

Nach einer Beschreibung des Konzentrationslagers, dessen Grundstücke der Firma Schering-Kahlbaum angedichtet werden, kommt folgende Feststellung:

„An eine Flucht auch nur zu denken, ist unmöglich. Wer in Oranienburg auf der Flucht erschossen wurde, ist ermordet worden."

Hierzu ist zu sagen, daß im Konzentrationslager Oranienburg, solange es besteht, bis auf den heutigen Tag noch nicht ein einziger Schuß gefallen ist. Im Verlaufe dieses Artikels wird hierauf noch besonders eingegangen werden.

Nachdem der „Gewährsmann" sich über „die Bunker des Lagers" eingehend geäußert hat, fährt er fort:

„Der Abgeordnete Heilmann, der frühere Führer der sozialdemokratischen Landtagsfraktion in Preußen, wurde am Tage seiner Einlieferung nach Oranienburg in einen dieser Bunker gesperrt und war gegen Ende August immer noch nicht erlöst. Heilmann — um seinen Fall vorwegzunehmen — wurde auch sonst in der fürchterlichsten Weise mißhandelt. Die Geheime Staatspolizei hatte ihn gleichzeitig mit den früheren Leitern des Berliner Rundfunks nach Oranienburg gebracht. Kaum hatten die Beamten samt den Pressephotographen und den Journalisten, die zur Teilnahme an dem Empfang der prominenten Gefangenen nach Oranienburg geladen waren, das Lager verlassen, als Heilmann zur „Vernehmung" in das Verwaltungsgebäude geführt wurde. Man hörte seine Schmerzensschreie und sein Stöhnen über den ganzen Hof. Nach etwa einer Stunde schleppten zwei SA-Leute den Abgeordneten hinunter, das Gesicht von Blut überlaufen, die Augen von Faustschlägen geschlossen, nicht mehr imstande, sich auf den Füßen zu halten. In diesem Zustand wurde Heilmann, der nicht emigriert und in seiner alten Wohnung geblieben war, bis die Geheime Staatspolizei ihn arretierte, in den „Bunker" gesperrt. Er wird dort wohl allmählich zu Tode gemartert werden.

Nachstehend bringe ich die photographische Aufnahme Heilmanns, aufgenommen in der daktyloskopischen Abteilung des Konzentrationslagers, drei Tage nach seiner Einlieferung.

Allein diese Aufnahme beweist, wie Heilmann drei Tage vorher „mißhandelt" wurde.

Es spottet einfach jeder Beschreibung, wenn man daran denkt, mit welcher Frivolität „der Gewährsmann" seinen Artikel verfaßt hat.

Heilmann war in seiner politischen Tätigkeit der Mann, durch dessen Hetz- und Wühlarbeit so mancher deutsche Arbeiter bereit gewesen war, seinem eigenen Bruder den Schädel einzuschlagen. Für mich, der ich Versammlungen von ihm besucht habe, ist Heilmann die Inkarnation der Charakterlosigkeit. Ich denke dabei an seine Reichspräsidentenwahlversammlung in Bernau, wo er den Kandidaten zu wählen aufforderte und den Arbeitern zurief:

„Wenn ihr es so nicht könnt, dann trinkt vorher einen Schnaps."

Sein Empfang durch die Häftlinge im Konzentrationslager war jedenfalls so, daß wir von uns aus Schritte unternehmen mußten, um ihn den Liebesbezeugungen seiner ehemaligen Genossen zu entziehen.

Im zweiten Kapitel meines Buches schrieb ich über Einzelhaft. Heilmann, „der Wortgewaltige", gab uns keine Veranlassung, ihn in Einzelhaft zu nehmen. Dazu fehlte ihm einmal der Mut und zum anderenmal der Charakter.

Er blieb der Mann, der er vorher gewesen war — nur mit dem Unterschied, daß er bei uns selbstverständlich zu schweigen hatte.

Als die „Prominenten" vor der Sanitätsstube angetreten standen, um gewogen zu werden, versuchte Heilmann den kranken Mann zu spielen.

Er schwankte auffällig und versuchte dadurch den Eindruck zu erwecken, als ließen ihn seine Kräfte im Stich.

Diese Rolle — man kann nur von einer Rolle sprechen — spielte er aber derart dilettantisch, daß selbst ein Laie das Spiel durchschauen mußte — und siehe da, als er angerufen wurde, er solle stillstehen, da stand Heilmann nicht nur still, sondern legte, ohne daß es von ihm besonders verlangt worden wäre, wie ein zur Ordnung gerufener Rekrut seine Mittelfinger an die Hosennaht.

Wenn bei drohender Ohnmacht allein ein Anruf genügen sollte, um das körperliche Gleichgewicht im Augenblick wiederherzustellen, dann — glaube ich — sollte das hinreichender Beweis für ausgesprochene Simulation sein.

Als ich nach Erscheinen dieses Hetzartikels Heilmann zu mir rufen ließ, um von ihm zu erfahren, ob er vielleicht in meiner Abwesenheit geschlagen worden sei, erklärte er mir, er sei über die Verbreitung einer derartigen Lügennachricht entrüstet und versicherte, seine Frau zu beauftragen, diesen Gerüchten überall entgegenzutreten.

Es bleibt also abzuwarten, was Heilmann selbst, wenn er einmal frei sein wird, in dieser Angelegenheit unternimmt.

Jedenfalls wurde Heilmann nicht „in einem Bunker allmählich zu Tode gemartert“, sondern am 7. September 1933 aus dem Konzentrationslager nach Berlin zur Vernehmung entlassen.

Nach der eigenartigerweise fast mit der Zahl der Times übereinstimmenden Angabe von 2400 (!) Häftlingen geht der „zuverlässige Gewährsmann“ zur Beschreibung eines Häftlings Beckmann über, dem die meisten im Oranienburger Bezirk wohnenden „Arbeiter“ angeblich ihre Schutzhaft verdanken sollen.

Einen Schutzhäftling Beckmann hat es im Lager Oranienburg nie gegeben.

Was aber schreibt der „Gewährsmann“ über diesen mysteriösen Beckmann und unser Verhältnis zu ihm?

„Viele Arbeiter aus dem Oranienburger Bezirk verdanken ihre Internierung der Denunziation eines früheren Kommunisten Beckmann — des einzigen Gefangenen unter 2400, der sich im Konzentrationslager „bekehrt" hat und seine früheren Genossen nach Möglichkeit belastet. Dieser Beckmann wird Journalisten bei Besichtigungen vorgeführt als Beweis, daß manche Häftlinge, zufrieden mit Behandlung und Verpflegung, das Konzentrationslager nicht mehr verlassen wollen und freiwillig in Oranienburg bleiben. In Wirklichkeit wagt sich dieser Beckmann nicht vor das Tor des Lagers, aus Angst, von den Angehörigen und Freunden seiner Opfer zur Rechenschaft gezogen zu werden. Zum Lohne für seine Verräterei hat das Lagerkommando diesen einzigen „bekehrten" Häftling als „SA-Anwärter" in die Wachmannschaft eingestellt."

Wenn der Gewährsmann von diesem Einzelfall der „Verräterei" spricht, dann weiß ich nicht, wie umfangreich die Liste derjenigen würde, die — um selbst freizukommen — ihre Spießgesellen und politischen Genossen denunziert haben.

Im vierten Kapitel meines Buches sei ihrer gedacht, wenn ich an Hand von Vernehmungsprotokollen Einblick in die Welt des Bolschewismus geben werde.

Anschließend erzählen „Das neue Tagebuch" und „sein Gewährsmann" die rührselige Geschichte zweier Handwerker, die sich als Schutzhäftlinge geweigert hätten, am Ausbau „ihres Kerkers" mitzuarbeiten.

Genau wie die Geschichte, entstammen auch diese beiden Künder eines „selbstmörderischen Heroismus" (laut Artikel) ein und demselben Phantasieland.

Aber es schadet nichts — grausame Mißhandlungen und 14 Tage „Bunker" waren die Quintessenz ihres „Heroismus".

Und weiter.

„Zu den ältesten Häftlingen gehört der sozialdemokratische Abgeordnete Gerhard Seger, dessen pazifistische Tätigkeit bestraft wird. Nach dem „Haarschneiden“ — allen Internierten wird der Kopf kahlgeschoren — mußte Seger ins Krankenhaus übergeführt werden: man hatte ihm die Kopfhaut an mehreren Stellen aufgerissen.“

Daß der sozialdemokratische Abgeordnete Gerhard Seger seiner pazifistischen Einstellung wegen in das Konzentrationslager gebracht worden wäre, dürfte auch der Voreingenommenste jener unglücklichen Lesergemeinde des Neuen Tagebuches nicht glauben.

Für alle anderen aber mag es genügen, daß der SPD-Führer Seger, der wegen Landes- und Hochverrats eingeliefert wurde, zweimal wegen Beleidigung vorbestraft war und sich dadurch einen Namen erworben hatte, weil er die Angehörigen der Wehrmacht in einer sozialdemokratischen Zeitung „Pestträger“ nannte, die man meiden müsse.

Also — der würdige Vertreter einer recht unwürdigen Parteitradition.

Das Krankenhaus Oranienburg hat Seger nicht zu sehen bekommen; denn die angeblichen Verletzungen beim Haarschneiden existieren nur in der „grausamen Phantasie“ des Skribenten.

Nun zu Seger, der sich augenblicklich im sicheren Prag bei seinen sozialdemokratischen Freunden aufhält.

Gerade noch zur rechten Zeit eröffnet Seger seinen Kampf gegen Oranienburg und gegen sein ehemaliges deutsches Vaterland. Noch einmal beschäftigt dieser unsaubere sozialdemokratische Skribent die Presse des Auslandes und bestätigt, wie unrecht wir hatten, als wir diesen Gesinnungslumpen so anständig behandelten, wie das in jedem anderen Lande mit derartigen vaterlandslosen Gesellen nicht geschehen wäre. Dieser Vorwurf trifft uns

SA-Führer und SA-Männer im Lager Oranienburg vollberechtigt; aber man halte uns zugute, daß wir diesen Mann, der zu den kläglichsten, unterwürfigsten Häftlingen Oranienburgs zählte, nicht für so erbärmlich ansahen, als er es jetzt durch seine Greuelhetze gegen Oranienburg und Deutschland beweist. Im Neuen Vorwärts, Nummer 34 vom 4. Februar 1934 (Erscheinungsort Karlsbad, Tschechoslowakei), schreibt der nach „heldenhafter Flucht" über die Grenze entwischte Oranienburger Häftling:

Neuer Vorwärts, Karlsbad
(Nummer 34 vom 4. Februar 1934).

> Ob Oranienburg, ob Sonnenburg, ob Brandenburg, ob Papenburg — diese Bastillen — Filialen des Dritten Reiches sind im Wesen alle gleich, sie sind eine Ausgeburt der dreckigsten Landsknechtsphantasie, der niedrigsten Racheinstinkte, der gemeinsten Herrschsucht, ein einziges ekelhaftes Symbol der moralischen Verlumptheit aller Hitler-Kreaturen.

Es bedarf wohl kaum eines Kommentars, um die Gesinnung dieses Mannes ins rechte Licht zu setzen. Das deutsche Volk hat sich in seiner Gesamtheit zu Adolf Hitler bekannt, und ich darf mit Recht annehmen, daß jeder anständige Ausländer die Ehre eines Menschen auch nach dessen Einstellung zu seinem Vaterlande und dem eigenen Volk beurteilt. Wenn Seger dann fortfährt und Dr. Goebbels, den Minister für Propaganda und Volksaufklärung, angreift und u. a. erklärt, Dr. Goebbels habe mir, dem Verfasser dieses Buches, den Auftrag hierzu erteilt, so darf ich Seger, der von sich behauptet, er sage die volle Wahrheit, der ersten bewußten Lüge zeihen. Ein solcher Auftrag besteht nicht, sondern dieses Buch wurde aus eigener Initiative geschrieben. Es soll den anständigen Menschen in der Welt gezeigt werden, wie groß, unüberbrückbar der Unterschied zwischen einem Manne, der

sein Vaterland, sein Volk und seinen Führer mit heißem, ungeteiltem Herzen liebt, und einem wegen Landes- und Hochverrats landflüchtig gewordenen Sozialdemokraten ist. Dieses Urteil wird gefällt werden, wir können ihm ruhig entgegensehen.

Der Artikel („Die Bastillen des Dritten Reiches") im Neuen Vorwärts vom 4. Februar 1934 ist weiter nichts als die tiefe Verbeugung des „namhaften" Sozialdemokraten Seger vor einem kleinen jüdischen Fürsorgezögling. Ich darf daher gleich zur Widerlegung der gemeinsten Lügen übergehen. Der nochmalige Vorwurf, den Seger in seinem Kapitel „Zimmer 16" (abgedruckt in der Volksstimme, Saarbrücken, Nr. 32 vom 7. Februar 1934) erhebt, der Arbeiter Hagendorf — über den bereits an anderer Stelle eingehend berichtet wurde — sei „buchstäblich bei lebendigem Leibe" erschlagen worden, ist und bleibt Lüge, bewußte Lüge!

Kreis-Krankenhaus Oranienburg
• Fernruf: Oranienburg 2064
Postscheck-Konto: Berlin Nr. 132629
*

Oranienburg, den 16. Februar 1934

Der Arbeiter Hermann Hagendorf, geb. 18.2.1900 in Coswig, ist hier am 20.6.1933 an Urämie (innere Harnvergiftung) infolge Nierenentzündung gestorben. Der Tod ist nicht die Folge erlittener Mißhandlung gewesen.

Dr. med Erich Stutzer
Leit. Arzt.

KREISKRANKENHAUS ORANIENBURG

Kreis-Krankenhaus Oranienburg
Fernruf: Oranienburg 2064
Postscheckkonto: Berlin Nr. 132629

Oranienburg, den 16. Februar 1934.

Der Arbeiter Hermann Hagendorf, geb. 18. 2. 1900 in Coswig, ist hier am 20. 6. 1933 an Urämie (innere Harnvergiftung) infolge Nierenentzündung gestorben. Der Tod ist nicht die Folge erlittener Mißhandlung gewesen.

Dr. med. Erich Stutzer,
leit. Arzt.

Es besteht nunmehr von unserer Seite keine Veranlassung mehr, diesen bedauerlichen Tod des Arbeiters Hagendorf zum Gegenstand weiterer Erörterungen zu machen.

In demselben Kapitel schreibt Seger weiter:

Am 28. Juni, am 14. Tag unseres Aufenthaltes, hatten wir den zweiten Toten, den 31jährigen Arbeiter Sens aus Zerbst. Ich habe ihm in seiner letzten Stunde Wasser gebracht und sonst beigestanden. Die Spuren der Mißhandlungen an seinem Körper, blutunterlaufene, tiefblaue und schwarz gefärbte Stellen auf dem Rücken von den Schulterblättern bis zum Gesäß, auf den Oberschenkeln und an den Waden, habe ich gesehen. Ich kann also bezeugen, daß auch dieser vollkommen gesund gewesene kräftige Arbeitersportler vom Sturmbannführer Krüger und zwei SA-Männern, also mit drei Gummiknüppeln zu Tode geschlagen worden ist. Er verschied durch Herzschlag infolge der durch die zahllosen und wahnsinnigen Schläge am ganzen Körper aufgetretenen Blutstauungen.

Zwei ehemalige Häftlinge aus Zerbst in Anhalt, die mit dem im Lager plötzlich verstorbenen Sens eng befreundet waren und von dem Augenblick der Einlieferung

ab bis zur letzten Minute mit Sens zusammen waren, kabelten — nachdem sie von der ungeheuerlichen Behauptung Segers Kenntnis genommen haben — am 16. Februar 1934:

062 Telegramm

Deutsche Reichspost

aus Zerbst 105/1024 11 40

Aufgenommen Tag Monat Jahr Zeit 16/2 34 15 40

von ... durch ...

Amt

Befördert Tag Zeit

an durch

1.

An das Konzentrationslager

Oranienburg

Von Greuelhetze Seeger Prag über Todesursache des ehemaligen Schutzhäftling Max Sens durch Presse Kenntnis genommen Seeger behauptet sich mit Sens im Lager Oranienburg zusammengelebt Sens war schwer herzleidend wurde der [illegible] nicht geschont nicht befreit war mit Sens in den letzten 2 Stunden dauernd zusammen und auch bei seinem Tode zugegen Sens ist nie mißhandelt worden diese Angaben mache ich an Eidesstatt freiwillig Wilhelm Jeremies Nr 186

Raum für dienstliche Rückfragen

C 187 Din 476

ehemaliger Schutzhäftling im Konzentrationslager Oranienburg

Ich erkläre an Eidesstatt, daß die Angaben des Jeremies auf Wahrheit beruhen.

gez. den 16 2 34 Willy Königstaedt ehemaliger Schutzhäftling Nr 203 im Konzentrationslager Oranienburg

Raum für dienstliche Rückfragen

C 187 Din 476

An das Konzentrationslager

Oranienburg.

Von Greuelhetze Seeger, Prag, über Todesursache von ehemaligem Schutzhäftling Max Sens, Zerbst, Kenntnis genommen. Seeger lügt bewußt, habe mit Sens im Lager Oranienburg zusammengelebt. Sens war schwer herzleidend, wurde bei Pflichtarbeit teils geschont, teils befreit, war mit Sens in den letzten 2 Stunden dauernd zusammen und auch bei seinem Tode zugegen. Sens ist nie mißhandelt worden. Diese Angaben mache ich an Eidesstatt freiwillig. Wilhelm Jeremies, Nr. 186, ehemaliger Schutzhäftling im Konzentrationslager Oranienburg.

Ich erkläre an Eidesstatt, daß die Angaben des Jeremies auf Wahrheit beruhen.

Zerbst, den 16. Februar 1934.

Willy Königstaedt, ehemaliger Schutzhäftling Nr. 203 im Konzentrationslager Oranienburg.

Die Polizeiverwaltung Zerbst in Anhalt gab von sich aus nachstehendes Gesundheitsgutachten:



DIE POLIZEIVERWALTUNG ZERBST

Zahlungen nur auf
Konto Stadthauptkasse Zerbst bei der Kreissparkasse Zerbst
Postscheckkonto: Magdeburg 532 :: Fernruf: 8, 24, 41, 47, 63

An

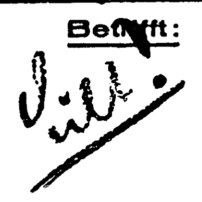
das Konzentrationslager

Oranienburg

Eingangs- und Bearbeitungsvermerke:

Ihr Zeichen:	Ihr Schreiben vom:	Unser Zeichen:	Datum:
		P II 149/34	

Betrifft:



Anliegend übersenden wir hiermit einen photographischen Abzug einer schriftlichen Erklärung des ehemaligen Schutzhäftlinges Wilhelm Jeremies über die Todesursache des ehemaligen Schutzhäftlinges Max Sens zur weiteren Verwendung.

Nach den von uns gemachten Feststellungen war Sens bereits seit mehreren Jahren schwer herzkrank.

Zerbst, den 17. Februar 1934.

Die Polizeiverwaltung.

[signature]

Es folgt das nachgeholte Gutachten über den Todesfall Sens vom Lagerarzt Oranienburg:

Oranienburg. 16. 2. 1934

Der Häftling Max Sens aus Zerbst, der auf Grund eines Herzleidens (Myocarditis) von jeglicher Lagerarbeit befreit war, ist am 28. Juni 1933 infolge plötzlichen irreparablen Versagens der Herzkraft (Mors subita) verstorben.

Dr. med. Carl Lazar
prakt. Arzt
ORANIENBURG
Barnauerstr. 45.
Fernspr. Nr. 40

[illegible]
Lazar gez.

Oranienburg, 16. Februar 1934.

Der Häftling Max Sens aus Zerbst, der auf Grund eines Herzleidens (Myocarditis) von jeglicher Lagerarbeit befreit war, ist am 28. Juni 1933 infolge plötzlichen irreparablen Versagens der Herzkraft (Mors subita) verstorben.

Dr. Lazar, Lagerarzt.

Weiter schreibt Seger im selben Kapitel:

Bei dem ersten anhaltischen Transport befand sich auch ein junger Dachdecker namens Nowak, der durch

> einen schweren Arbeitsunfall einen Wirbelsäulenbruch erlitten hatte, völlig erwerbsunfähig war und zur Aufrechterhaltung seines Körpers dauernd ein besonderes Korsett tragen mußte. Diesem armen Menschen wurde bei der Vernehmung auf Zimmer 16 ein Stuhl hingestellt. Als er saß, stand vor ihm ein SA-Mann und hinter ihm einer, beide mit den fleißig in Tätigkeit gesetzten Gummiknüppeln. Dann wurde ihm fortgesetzt „Aufstehen!“ „Hinsetzen!“ „Aufstehen!“ „Hinsetzen!“ befohlen. Jeder Befehl, der nie so schnell ausgeführt werden konnte, wie es den Folterknechten beliebte, war natürlich von Schlägen begleitet. Als wieder einmal „Hinsetzen!“ befohlen war, zog der hinten stehende SA-Mann blitzschnell den Stuhl weg, so daß der Wirbelsäulenkrüppel mit ganzem Körpergewicht auf den Fußboden stürzte.

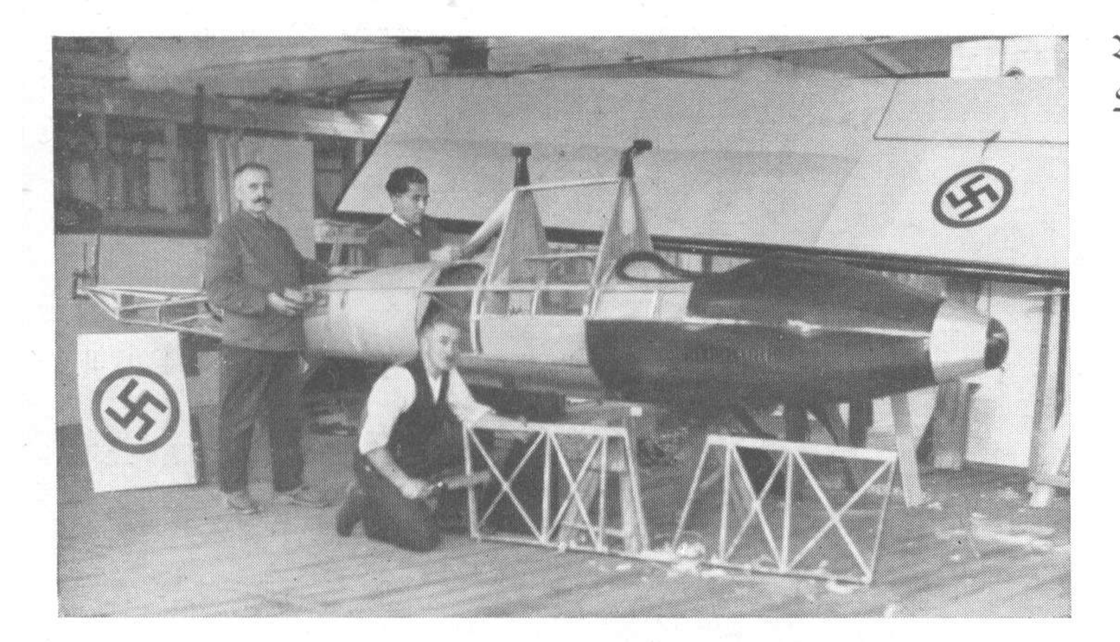
Hierzu muß ich feststellen, daß ich ein derartiges Maß von Geistesverrohung selbst bei diesem notorischen Lügner Seger nicht erwartet hatte. Wort für Wort Lüge, Verdrehung und Haß.

Wahr ist, daß Nowak nicht allein von jeder Beschäftigung im Lager befreit wurde, sondern der von Seger in nicht anders zu erwartender Manier angegriffene Lagerarzt Dr. Lazar sich nachweislich und persönlich mehr als einmal dafür eingesetzt hat, daß N. ein neues Stützkorsett an Stelle seines alten erhalten sollte. Zu diesem Zweck ließ Dr. L. den Häftling N. in meiner Gegenwart vorführen, um mich von der Notwendigkeit seiner Anforderung zu überzeugen. Da N. aber österreichischer Staatsangehöriger war, konnte eine endgültige Regelung dieser Angelegenheit vor seiner im Sommer 1933 erfolgten Entlassung nicht mehr erfolgen. So sieht es mit der Wahrheit des ehemals sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten Gerhard Seger aus.

Da Seger sein Buch gegen Oranienburg mit der bei deutschen Gerichten üblichen Eidesformel eröffnet, überlasse ich es jedem Leser, sich seine eigenen Gedanken über die Veröffentlichung zu machen.

Nachfolgend will ich durch eine Vernehmung beweisen, für welche Leute sich Seger einsetzt.

> Ich war Mitglied des Reichsbanners. In der Nacht vom 30. zum 31. Juli 1932 befand ich mich im Lokal Kubatschek in Friedrichsthal mit Emil Dietrich, Willi Kujack und Karl Schuhmacher. Außer Schuhmacher waren die anderen Mitglieder des Reichsbanners. Schuhmacher erzählte am Biertisch, daß hinter dem Grundstück des Gastwirts Bleise zwei Hitler-Jungen ein Zeltlager haben, und forderte uns auf, diese beiden Jungen aus dem Zelt zu holen, um sie zu mißhandeln. Wir tranken unser Bier aus und begaben uns auf dem kürzesten Wege zu dem Zelt. Ich habe das Zelt aufgemacht, habe den Jungen am Kopf herausgezogen und ihn mehrmals geschlagen. Der Junge riß sich los und lief davon. Ich lief als erster hinter ihm her und holte ihn ungefähr 200 Meter von dem Zelt entfernt ein; ich packte ihn und versetzte ihm mehrere Schläge mit der Faust auf den Kopf. Inzwischen waren die anderen drei angelangt. Ich ließ von ihm ab, und die anderen drei bearbeiteten ihn weiter, bis er zu Boden sank, erst dann ließen sie von ihm ab. Wir machten uns wieder auf den Rückweg, und ich sagte noch beim Fortgehen: „Bleib liegen und verrecke." In der Gastwirtschaft von Kubatscheck kehrten wir wieder ein und tranken noch einige Glas Bier und gingen dann auf die Straße, wo ich mich einer Klebekolonne des Reichsbanners anschloß. Irgendwelche Sachen der beiden Hitler-Jungens sind meines Wissens nicht von uns entwendet worden. Von dem zweiten Hitler-Jungen habe ich nichts gesehen, da sich dieser zur Zeit



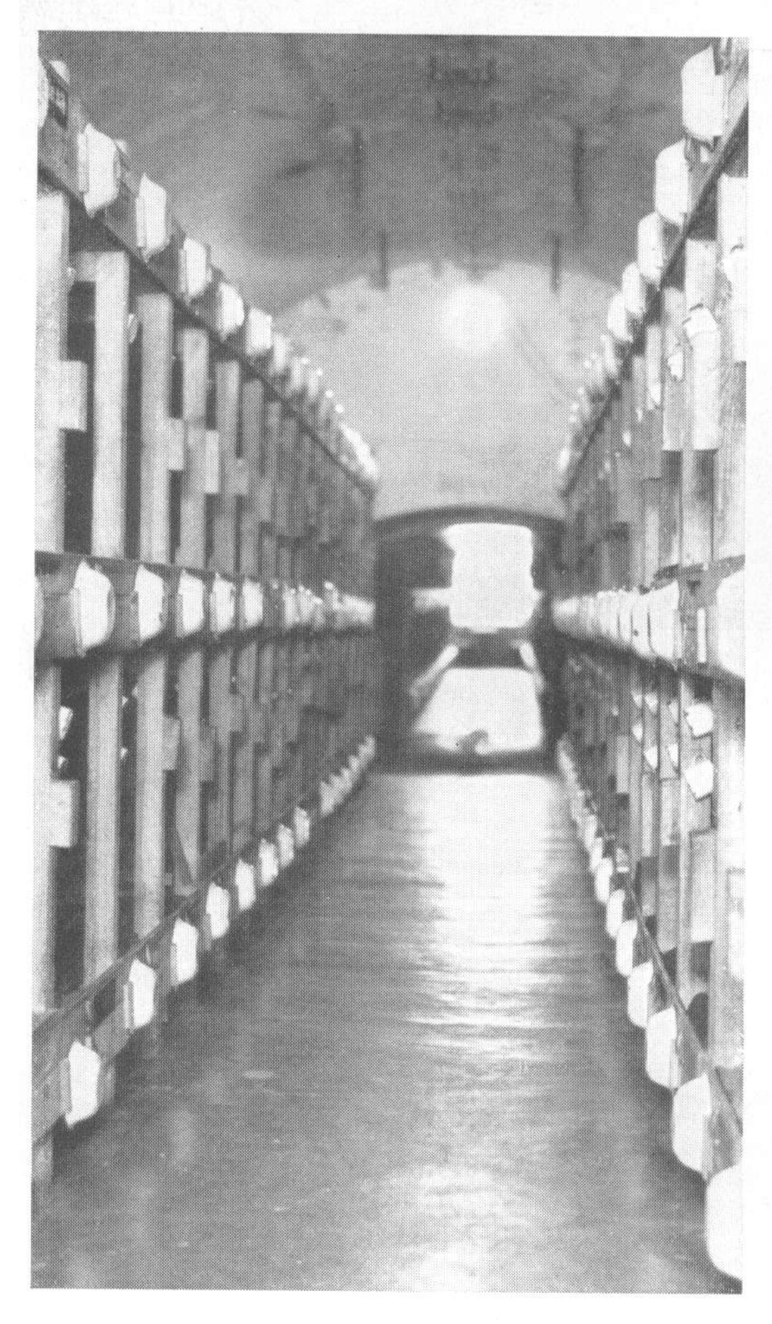
Beim Bau eines Segelflugzeuges

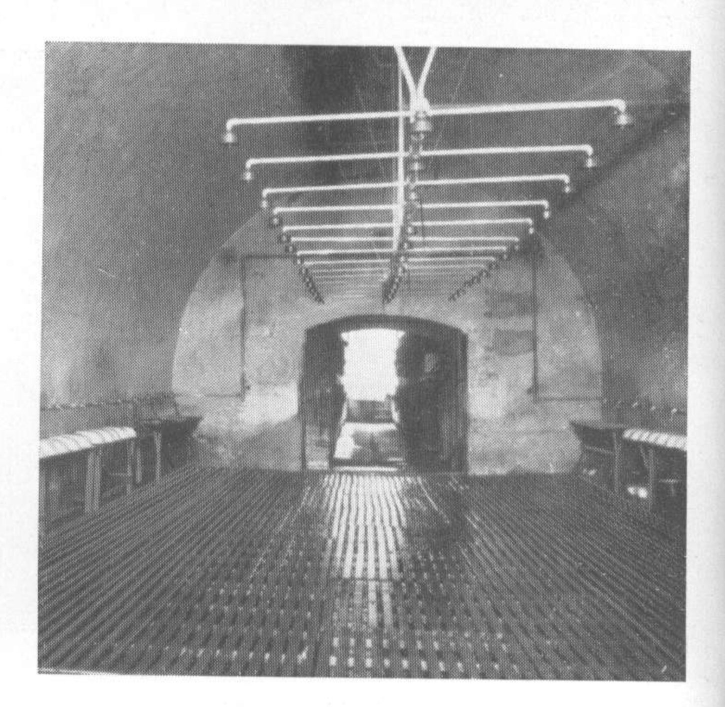


Freiübungen! Truppführer Ruf turnt vor

Morgengymnastik







Dusch- und Waschräume

Einer der großen Schlafsäle. An den Betten die angebrachten Eß- und Trinkgeschirre

Sanitätsstube



der Tat nicht im Zelt aufhielt. Weitere Angaben kann ich nicht machen; ich weiß nur noch, daß Schuhmacher dem Hitler-Jungen beim Weggehen mit dem Fuß ins Gesicht getreten hat.

v. g. u.

gez. Siegfried Hamann, Friedrichsthal.

Geschlossen.

Kr., Sturmbannführer.

Diese vier Reichsbannerhelden, von denen der älteste 51 Jahre und der jüngste 19 Jahre alt war, mußten mit einem Schild, das ihre Untat aufgezeichnet hielt, auf dem Hofe des Konzentrationslagers im Kreise auf und ab gehen. Ich könnte verstehen, daß Seger von dem Anblick seiner verbrecherischen Genossen nicht erbaut war. Was aber für uns völlig unverständlich — bei näherer Bekanntschaft mit Seger allerdings verständlich erscheint — ist die Tatsache, daß er diese Methode, die den anderen Häftlingen zeigen sollte, mit welchen Untermenschen sie Schulter an Schulter gefochten hatten, als besonders brutal bezeichnet.

Mehr will ich über Seger, der als Kantinenverwalter im Konzentrationslager leider eine angenehmere Beschäftigung hatte als seine Genossen, die draußen arbeiten mußten, nicht mehr sagen. Die Beschäftigung mit ihm dürfen wir mit gutem Recht in Zukunft denen überlassen, die die „Ehre" haben, ihm Heimstatt und Gastrecht zu gewähren. Aber — und das darf ich im Namen aller deutschen Volksgenossen offen und ehrlich bekennen —: Wir beglückwünschen kein Volk der Erde zu solchen „Errungenschaften", wie sie „Männer" vom Schlage Segers sind. Dem Neuen Vorwärts sei an dieser Stelle gesagt, daß wir sein Blatt, das uns beschimpft und das uns nach Oranienburg zum „Studium" geschickt wurde, bereitwilligst den Häftlingen vorlegten und ihrem Urteil überließen. Die Antwort darauf erfolgte bereits am nächsten Tage.

Oranienburg, den 8. Februar 1934.

An die

Redaktion des Dortmunder Generalanzeigers
(Rote Erde).

Sehr geehrte Redaktion!

Wir Unterzeichneten bitten um Aufnahme folgender Zeilen:

In jüngster Zeit erschien die illegale Zeitung, genannt „Der Vorwärts", Organ der SPD, hergestellt in Prag, mit einer Greuelmeldung über das Konzentrationslager Oranienburg. Demzufolge soll es hier sehr schauderhaft zugehen. Wir unterzeichneten Häftlinge aus Castrop-R. haben uns entschlossen, aus der ehrlichen Ueberzeugung, daß man so etwas nicht dulden darf und der Wahrheit die Ehre geben muß, diesem durch eine wahrheitsgetreue Schilderung der Verhältnisse im hiesigen Lager entgegenzutreten. Wenn man dort über ungenießbares Essen schreibt, so können wir nur bestätigen, daß unser Essen reichlich, sauber und abwechslungsreich ist. Des weiteren schreibt man dort von Einsperrung in steinerne Särge. So etwas gibt es im Lager überhaupt nicht. Wir sind mit dem bangen Gedanken nach hierher gekommen, daß wir etwas Böses zu erwarten haben, da schon früher derlei Gerüchte über die Läger im Umlauf waren. Wir müssen aber auch hier der Wahrheit die Ehre geben, und das Gegenteil ist der Fall gewesen. Wir wurden sehr gut empfangen, und von Mißhandlungen war keine Rede. Wir sind ungefähr mit 90 Mann aus Westfalen hier eingeliefert worden, und nicht ein einziger von diesen ist mißhandelt worden. Wir waren sehr erstaunt, als uns von allen Seiten das größte Entgegenkommen zuteil wurde. Des weiteren wird dort in dieser Schmierzeitung geschrieben von Erschlagung von Häftlingen.

Wir sind jetzt 2½ Monate hier, und es ist uns von so etwas nichts bekannt. Denn so etwas spricht sich doch sofort im Lager herum. Wir hatten über die SA eine andere Meinung, als wir eingeliefert wurden, als wir sie heute haben; denn es wurde doch genug gehetzt gegen die SA, und als wir hier im Lager erst richtig warm wurden, da stellten wir schon sofort fest, daß alle Hetze üble Verleumdung war, und im Gegenteil die SA uns sehr zuvorkommend behandelt. Was die sanitäre und hygienische Einrichtung anbelangt, darüber ist nicht zu klagen. Wird einer krank, wird er sofort behandelt. Sanitätswache ist Tag und Nacht. Wir können jeden Tag baden, Brause- oder Wannenbad, so, wie es einem beliebt. Von den hier anwesenden 600 Häftlingen gehen 115 arbeiten, vornehmlich Kulturarbeiten; alles andere sucht sich so im Lager seine Beschäftigung: Hoffegen, Kartoffelschälen usw. Der größte Teil spielt in einem räumlich angelegten Speisesaal Skat oder Schach usw. Die Schlafgelegenheit ist eine gute, und die Schlafzeit ist von abends 8 Uhr bis ½7 Uhr morgens. Daß das Leben im Lager kein schlechtes sein kann, beweist folgendes: Jeden Abend ist Konzert, ausgeführt von den Häftlingen, und dabei wird gesungen. Wir fragen nun, würde jemand scherzen und lachen können, wenn solche Zustände hier herrschten, wie es in der Oeffentlichkeit verbreitet wird? Wir könnten es uns jedenfalls nicht vorstellen. Wir appellieren an unsere ehemaligen Genossen: Weist solche Greuelmeldungen ab und befolgt das Gegenteil von dem, was die Verleumder und Hetzer von euch fordern, damit dient ihr euch nur selbst und uns allen. Auch verlangen diese Herren Emigranten in Prag, die Arbeiter sollen sich gegen die Regierung Hitler zur Wehr setzen, und zeigen dort allerlei Forderungen auf. Nun, wir können auch hierauf folgendes antworten: Unter dem vergangenen System

haben wir als Erwerbslose von der sogenannten Winterhilfe nichts verspürt. Wenn aber unsere Frauen uns mitteilen, daß sie geldliche Zulagen bis zu 20 RM bekommen haben, des weiteren bis zu 20 Zentner Kohlen schon bis jetzt erhalten haben und an Wäsche usw., dann ersehen wir darin eine wirklich ehrlich gemeinte Hilfe und haben kein Interesse, gegen unsere Helfer zu stänkern, sondern im Gegenteil mitzuhelfen, damit es noch mehr wird, als das man uns schon gegeben hat. Diejenigen, welche nach Prag ausgerückt sind und heute über Oranienburg Greuelmärchen verbreiten, haben sich so kameradschaftlich hier benommen, daß, falls sie wieder nach hier kämen, sie eine gehörige Tracht Prügel von allen Häftlingen bekämen. Also so sehen diejenigen aus. In Schafspelze sind sie gekleidet, und innerlich sind sie reißende Wölfe.

Wir hoffen, daß diese Zeilen dazu beitragen, die Wahrheit zu festigen und die Verleumdungen zu vernichten.

Franz Hasse, Castrop-Kariell. Robert Wagner.
Gustav Szesny. Walter Springer, Castrop-Rauxel I,
zurzeit Oranienburg.

Karl Wienicke, der beste Freund Segers, gab einem Engländer freiwillig folgende Erklärung ab:

Ich bin in Oranienburg seit dem 27. Juni 1933 ... Im Gegensatz zu der Greuelpropaganda z. B. eines Gerhard Seger, eines früheren Schutzhäftlings in Oranienburg, der Ende Dezember v. J. aus dem Lager entwichen ist und den ich sehr gut kenne (siehe seine kürzlichen Artikel im Neuen Vorwärts, der in Karlsbad veröffentlicht wird), erkläre ich hiermit:

Natürlich ist ein Konzentrationslager kein Sanatorium. Behandlung und Essen sind gut. Alle sanitären Einrichtungen (wie Waschen, Baden, W. C., Entlausung usw.), die nebenbei unter meiner Leitung

stehen, sind ausgezeichnet. Auch der Doktor- und Sanitätsdienst ist sehr gut. Sport und körperliche Bewegung sind durchaus ausreichend. Der Dienst ist streng, aber sehr gerecht. Ich möchte auch ausdrücklich erklären, daß ich niemals geschlagen oder sonstwie unmenschlich behandelt worden bin. Ich freue mich, die Gelegenheit zu haben, erklären zu können, daß die persönlichen Angriffe gegen den Kommandanten des Lagers, Herrn Schäfer, absolut unbegründet sind und reine Propagandalügen sind. In allen diesen langen Monaten meiner Haft hatte ich die beste Gelegenheit, mich zu überzeugen, daß der Kommandant ein gerechter, humaner und verständnisvoller Mensch und ein sehr fähiger Administrator ist, der immer ein offenes Ohr für irgendwelche Beschwerden hat. Bei meiner Ehre erkläre ich, daß der Kommandant, der die Achtung und das Vertrauen aller Gefangenen genießt, niemals eine Mißhandlung irgendwelcher Art angeordnet hat.

Karl Wienicke.

Nun zurück zum Neuen Tagebuch, mit dem wir uns für eine kurze Zeit beschäftigen wollen.

In diesem Artikel folgt eine „genaue Wiedergabe" der Ereignisse in Wolzig. Interessant ist hier nur, daß die SA-Männer ein Maschinengewehr und mehrere Pistolen unter die Betten der „Eleven" (!) gelegt haben sollten und dann zur Verhaftung des Schullehrers schritten, nachdem sie ein Waffenlager „entdeckt" hatten.

Nichts ist dumm genug, als daß es nicht Verwendung gegen uns finden könnte.

Daß nach Angaben des „unbedingt zuverlässigen Gewährsmannes" ein vierzehnjähriger Knirps jeden Morgen beim Appell habe vortreten müssen, um aufzusagen: „Ich bin ein Sittenstrolch, ich habe ein deutsches Mädchen verführt", sei so nebenher ohne Kommentar erwähnt.

Vier SA-Oberführer aus München sind ebenfalls nicht als Häftlinge im Lager Oranienburg gewesen, aber — es gilt andere Lügen als diese zu widerlegen.

Es würde zu weit führen, wollte ich die haarsträubenden Lügen im Abschnitt „Tageseinteilung" widerlegen. Erwähnen möchte ich nur, daß der „Berichterstatter" schreibt: „Niemals gibt es Fleisch. Zu ihrem Glück — sie würden sonst alle an Unterernährung zugrundegehen — können sich die Gefangenen, die über Geld verfügen, Lebensmittel besorgen lassen."

Hierzu sei folgendes gesagt: Am Ende meines Buches wird der Leser eine willkürlich aus dem Zusammenhang der Gewichtskartothek herausgenommene Liste finden, die zeigt — wie die Auswirkung der Verpflegung ist.

Das soll dann selber für sich sprechen und beweisen, wie weit die Niedertracht des Lügners aus dem Tagebuch führt. Nicht unerwähnt möchte ich aber die Häftlingskantine lassen, die unter der Leitung eines alten, bewährten SA-Obertruppführers steht.

Hier können alle Häftlinge gegen Lagergeld Genuß- und Lebensmittel kaufen, die ihnen zu niedrigsten Preisen angeboten werden. Da die meisten der Häftlinge über wenig Barmittel verfügen, sind es immer nur einzelne, die sich in den Besitz von derartigen Genußmitteln setzen. Aber eine Ergänzung zu der reichlichen und guten Verpflegung ist absolut nicht nötig. Jedem Häftling steht pro Tag außer seiner reichlichen Verpflegung eine Fleischration von 125 bis 150 Gramm zu.

Daß die „Prominenten" mit Geldbeträgen von zum Teil 800 bis 1200 RM das Lager betraten, läßt die „Großverdiener" erkennen, denen die Arbeiter in Dummheit folgten.

Und — daß sie nichts teilten, davon können diejenigen erzählen, die mit ihnen in Schutzhaft, aber arm wie Hiob

waren. Für diesen Anschauungsunterricht sind wir heute sogar noch dankbar.

Wenn im Abschnitt „Das Hoheitsgebiet der SA" davon gesprochen wird, daß der Lagerkommandant den Angehörigen Rechnungen über 4 RM pro Tag zugestellt habe, so halte ich es unter meiner Würde als SA-Führer, dazu Stellung zu nehmen.

Am Abend des denkwürdigen Tages, da der Führer den Austritt Deutschlands aus dem Völkerbund erklärt hatte, standen die Schutzhäftlinge auf dem Hof angetreten, um durch Lautsprecher die Rede des Führers zu hören.

Erst herrschte Totenstille, als die Anklagen des Führers über die Weite des Vorhofes hallten.

Jetzt hielt ich die Stunde für gekommen, um in den politischen Gegnern, die unsere Schutzhäftlinge waren, eine Resonanz zu schaffen.

Da fiel — aus den hinteren Reihen — ein Wort des Beifalls. Langsam und allmählich löste sich die Stille, die über den angetretenen Häftlingskompagnien lastete.

Rufe wurden laut. Rufe des Beifalls und der ehrlichen Freude über die befreiende Tat des Führers.

Und als der Führer geendet hatte — ohne daß ein Wort von uns gefallen wäre, sangen die Häftlinge spontan das Deutschlandlied!

Draußen vor dem Lager zog ein endloser Fackelzug, den die Einwohner Oranienburgs aus Freude über den großen Tag gebildet hatten, vorüber. In diesem Augenblick gab es keinen innerlichen Unterschied mehr zwischen den meisten, die hier als Schutzhäftlinge standen, und jenen, die dort draußen singend in der Nacht marschierten. Als sie das Deutschlandlied beendet hatten, ließ ich ihnen sagen, daß sie sich im großen Eßsaal versammeln sollten, da ich ihnen etwas vorzulesen hätte.

Spannung lag über allen, als ich aus meinem Zimmer zurückkehrte.

Achtung! Alles hinsetzen ! — und dann las ich ihnen aus dem Neuen Tagebuch von Leopold Schwarzschild und den Artikel über das Lager vor.

Als ich den nachfolgenden, im Originaltext abgedruckten Abschnitt, der von Erschießungen und Mord im Lager spricht, vorgelesen hatte, ging ein Entrüstungssturm durch den Saal.

> Auch wenn „Selbstmorde" oder „Erschießungen auf der Flucht" vorkommen, erscheint kein Beamter und kein Staatsanwalt im Lager, um die Dinge zu prüfen. In der Nacht zum 28. Juni wurden vier Arbeiter aus Bernburg an der Saale — Hans Kramer, Wilhelm Munck, Leopold Moses, Emil Graupner — erschossen. Die übrigen Gefangenen hörten nachts zwischen 1 und 2 Uhr das Knattern der Maschinengewehre (!!). Beim Morgenappell wurde den Häftlingen mitgeteilt, die vier Bernburger — die man vorher beschuldigt hatte, daß sie ihre Mitgefangenen „aufwiegeln" wollten — seien „nach Hause entlassen". Gegen Mittag entschloß sich der Kommandant, diese Version fallen zu lassen. Der Polizei ging eine kurze Mitteilung zu, die Betreffenden seien „bei einem Fluchtversuch erschossen" worden. Weder die Namen der Schützen, die den angeblichen Fluchtversuch so erfolgreich verhindert hatten, noch sonstige nähere Umstände wurden mitgeteilt. Die Polizei war zufrieden und holte ohne weitere Nachforschungen die Leichen der Erschossenen ab. Beim Abendappell erklärte der Lagerkommandant, daß eine siebenwöchige Besuchssperre für sämtliche Häftlinge verhängt werden müsse, damit keine falschen Gerüchte in die Oeffentlichkeit kämen; die Gefangenen sollten sich dafür bei ihren Genossen bedanken, die zu flüchten versuchten."

Hinten in den letzten Reihen des Saales wurde plötzlich gelacht. Ein Häftling stand auf — es war der laut Tagebuch — „erschossene“ Emil Graupner.

Während die anderen „Miterschossenen“ bereits daheim bei ihren Angehörigen saßen, als ich diesen Artikel, der von ihrem entsetzlichen Maschinengewehrtod berichtet, vorlas, lebte der letzte — Emil Graupner — gesund unter uns. Als Graupner am 11. Januar 1934 entlassen wurde, konnte der Sanitätswachthabende acht Pfund Gewichtszunahme verbuchen!

Das ist die Wahrheit über die — „knatternden Maschinengewehre“ in der Nacht zum 28. Juni, „nachts zwischen 1 und 2 Uhr“.

Eine Lüge kann vielleicht an Wahrscheinlichkeit gewinnen, wenn man Tag und Stunde ihr als prägnante Beigabe mitgibt; aber sie wirkt um so gemeiner und niederträchtiger, wenn dann, wie in diesem Falle — der „lebende“ Gegenbeweis erbracht wird. Bis hierher könnte man annehmen, daß der Haß und die Lüge gegen das Lager Oranienburg sich endlich, da gründlich — ausgetobt hätte.

Aber nein!

Warum verschweigt dieser Lump — denn eine andere Bezeichnung verdient der anonyme Schreiber dieses grotesk verlogenen Artikels nicht — wissentlich meinen Namen und diffamiert, genau wie der Skribent in der Times, den SA-Sturmbannführer Krüger, der doch gar nicht Lagerkommandant war!

Es ist doch immerhin seltsam, daß alle in dem Artikel genannten SA-Führer und -Männer tatsächlich existieren und im Zusammenhang ihrer Dienststellen innerhalb des Lagers genannt werden.

Nur der Lagerkommandant wird wissentlich mit einem anderen Namen belegt. Sollte er geschont werden?

Sollte sich der Schreiber, der dem Berichterstatter der Times so sehr geistesverwandt ist — vielleicht doch schämen?

Nachdem das Lager mit seinen Einrichtungen und Häftlingen durch ein Schlammbad von Verlogenheit und Entstellung gezogen worden ist, kommt der „Gewährsmann" zum Schluß.

Aber — wie sieht dieser Schluß aus? Hier kann man nur noch von pathologischem Haß sprechen.

Mein Adjutant, der aus einer der bestangesehenen Familien von Oranienburg stammt, wird in diesem Artikel zum „widernatürlichen Verbrecher" gestempelt, der zu den bekanntesten dieser Art gehört, die in einem hierfür zuständigen Unterweltlokal in Berlin verkehren. Ich bin seit einigen Jahren mit meinem Adjutanten befreundet und kenne diesen alten SA-Führer auch außerdienstlich. Dieser gemeine Anwurf wird allein durch die Tatsache völlig entkräftet, daß D. heute noch mein Freund und Adjutant ist.

Anstand und Sitte verbieten mir jedoch, das mitzuteilen, was im Tagebuch weiter über ihn, der jedem Häftling, vom Bestehen des Lagers ab gerechnet, bis heute ein ausgesprochen korrekter und gerechter Vorgesetzter war, geschrieben wurde.

Es ist einfach unglaublich!

Jahr um Jahr, Monat für Monat, Tag für Tag ein Leben ganz und gar zu opfern, — nicht daran denken, daß man jung ist, sondern gerade, weil man jung ist, alles hingeben, arbeiten, — opfern und opfern. — Ja — das ist, weiß Gott, so groß, daß auch an dich, SA-Führer, alles herangetragen werden kann — alles — auch dieser Schmutz vom Tagebuch jenes Verbrecherkreises von Emigranten.

Es bleibt Schmutz, erbärmlichster, niedrigster Schmutz!

Wir SA-Männer, die wir nicht erst seit gestern unser Leben der Zukunft unseres Volkes verschrieben haben, wissen, was menschliche Gemeinheit zuwege bringen kann.

Aber es schreckt uns nicht.

Mit blankem Schild sind wir in diese Revolution, die uns das Dritte Reich des Führers brachte, marschiert — und mit blankem Schild werden wir alles verteidigen, was der Verteidigung wert ist. Das hätte ich zum Abschluß des Artikels, den ein „unbedingt zuverlässiger Gewährsmann" schrieb, zu sagen. Und nun zum Braunbuch.

Auf Seite 312 finden wir ein Bild, in dem folgende Situation festgehalten ist:

Am SA-Doppelposten vor dem Lager geht ein Schutzhäftling mit Koffer vorbei, während der Hofposten das Tor hinter ihm schließt.

Die richtige Unterschrift des Bildes müßte lauten: „Entlassen!" — Was schreibt aber das Braunbuch hinzu?

„Junger Arbeiter wird weggeführt, wohin? Vielleicht melden die Zeitungen schon in einigen Stunden: ‚Auf der Flucht erschossen!'"

Bei dem abgebildeten Schutzhäftling handelte es sich um den entlassenen Zimmermann Karl Vainceur aus Glienicke, Kreis Niederbarnim, der durch Gnadenakt neben anderen Häftlingen am 1. Mai 1933 aus der Schutzhaft entlassen werden konnte.

Als ich das Braunbuch bekam, war mein erstes, daß ich versuchte, mit dem ehemaligen Schutzhäftling in Verbindung zu kommen.

Er hatte inzwischen auf einem Neubau in Borsigwalde bei Berlin Arbeit gefunden.

Vainceur, der zu jenen deutschen Arbeitern gehört, die in ihrem jungen Arbeiterdasein um ihre sozialistischen Ideale gerungen haben, saß wie versteinert da, als ich ihm sein Bild im Braunbuch mit diesem vernichtend-dummen Kommentar zeigte. Das erste, was er sagte, war: „Ja — da muß etwas geschehen! Das ist ja eine ganz gemeine Verdächtigung!"

Und es geschah auch etwas.

Das Propagandaministerium nahm sich dieser Angelegenheit an. Eines Tages fuhr ein moderner Tonfilmapparat vor das Tor des Lagers — und dann wurde die Wahrheit gefilmt.

Durch 5000 deutsche Filmtheater lief in einer Wochenschau der kurze Abschnitt dieser Widerlegung, wie sie aufschlußreicher nicht sein konnte.

Im Film trat der angeblich Erschossene genau wie damals mit seinem Koffer aus dem Tor und sagte:

„Ich heiße Karl Vainceur. Das Braunbuch schreibt, ich sei vielleicht erschossen. Wie Sie sehen, lebe ich, bin gesund und habe Arbeit!"

Das waren die Worte des im Braunbuch bereits totgesagten jungen Arbeiters.

Und mag die Lüge noch so geschickt gesponnen sein — es gibt etwas, was stärker ist — die Wahrheit.

„So denkt man über Euch im Ausland!" schrieb mir ein Kanadier und sandte The Jewish Chronicle mit, in dem der gekürzte Artikel aus dem Emigrantentagebuch enthalten war.

Darauf gibt es nur eine Antwort.

„Was sollen wir nur von Euch denken, wenn Ihr weiterhin so gedanken- und vorurteilslos alles das glaubt, was man Euch an Gemeinheiten über Deutschland vorsetzt?"

Der Schluß dieses Kapitels sei den Prominenten gewidmet.

Wie ungenau der Wertmesser Nimbus für den Menschen ist, dafür legt das Leben Tag für Tag Beweise über Beweise vor.

Als jene „Prominenten" in unser Konzentrationslager eingeliefert wurden, traten uns Menschen entgegen, die nur dem Namen nach prominent waren.

Aber das war auch alles!

Ein verlegen lächelnder Bürger — ganz verlegen, weich, überaus weich und behäbig — das war Fritz Ebert, der

einstmals so gefährliche Intrigant von Brandenburg an der Havel, wo er als Redakteur einer sozialdemokratischen Zeitung recht unrühmlich gewirkt hatte.

Wenn ich ihn und die anderen beschreibe, so darf man von mir, dem Soldaten einer Bewegung, die nur Dienst und Hingabe an diesen Dienst verlangt, nicht verlangen, daß ich mich zu eingehend mit Menschen beschäftige, die es heute nicht mehr verdienen, mit vielen Worten genannt zu werden. Unser Dienst im Lager bestand darin, genau wie den anderen Häftlingen, so also auch Fritz Ebert und den anderen „Prominenten" Arbeit zuzuweisen.

Wer da geglaubt hatte, es gäbe für uns noch etwas — was man im gut bürgerlichen Leben den „Respekt vor der Prominenz" nennt, der täuschte sich ganz gewaltig.

Nach alledem, was wir beim Einzug dieser Gladiatoren — Ebert, Heilmann usw. — erlebten, mußten diese Prominenten angenommen haben, wir besäßen noch diesen Respekt.

Fein — im Besten vom Besten gekleidet, gleichsam — als ginge es in ein Modebad oder sonst irgendwohin, standen sie in Reih und Glied — Mitglieder der großen Schicksalsgenossenschaft — Oranienburg.

Und dann, am nächsten Tag, in Drillichhose und Rock, Ebert mit Schaufel und Heilmann mit Besen, auf dem Vorhof des Lagers, bereit zur Arbeit. Nichts war für die Häftlinge des Lagers so wohltuend, als der Anblick ihrer Prominenten — wie sie jetzt, gleichgeschaltet mit ihnen, einen Weg, eine Straße gingen — zur Arbeit.

Ich habe mir nicht die Zeit nehmen können, um auf sie besonders zu achten; aber das kann ich versichern, wenn sie jemals imstande gewesen sein sollten, die Arbeit des „kleinen Mannes" zu würdigen — besser als von der Rotationsmaschine, dem Rednerpult oder dem Reichstagsplenum her — wurden sie an die wirkliche Würdigung der Handarbeit herangebracht. Vielleicht schlug ihnen das Ge-

wissen dabei, wenn sie jetzt neben dem kleinen Partei-funktionär oder -wähler standen und Sand auf die Kipp-loren warfen — vielleicht. Aus der positiven war eine negative Prominenz geworden. So überflüssig sie sich selbst vorkommen mochten, so wenig wollten sie ihre Schicksals-genossen missen.

Dort, wo besondere Arbeiten zu erledigen waren, baten die Zugführer, mit ihren „Führern" gemeinsam arbeiten zu dürfen.

Und nach wenigen Tagen waren aus den früheren Gleichmachern — Gleichgemachte ersten Ranges geworden.

Wir SA-Männer, die wir Ursache genug gehabt hätten, Haß zu empfinden und rücksichtslos unsere Gegner zu be-handeln, hatten durch die Arbeit den Ausweg für alles gefunden, was uns und ihnen gefährlich werden konnte.

Wer draußen aber glauben sollte, es seien Männer unter ihnen gewesen, der hat sich gründlich, aber gründlich getäuscht. Wir fragten uns mehr als einmal, wie es über-haupt möglich gewesen war, daß Männer dieses Formats solange Plätze einnehmen konnten, ohne von ihren eigenen Wählern mit Schimpf und Schande davongejagt zu werden. Aber das war ja alles geschickt vorbereitet worden.

Erst entmannte man geistig und sittlich dieses Volk — und dann konnte man kleben — kleben — kleben. Statt die Arme der Götter, rief man lieber die Bajonette des Fein-des und Gesinnungsgenossen herbei. Aber — nun hatte das Schicksal anders entschieden — man stand in Reih und Glied, Häftling unter Häftlingen. Tief hatte man sich in das behagliche Leben des Spießbürgers eingelebt. Nun schlief man unter einer Decke auf Stroh mit Menschen zu-sammen, denen man Friede, Freiheit und Brot — nicht einmal — hunderttausende von Malen versprochen hatte. Selbst die Zigarre, die Heilmann nicht glaubte während der Arbeit missen zu können, während die armen Proleten neben ihm neiderfüllt zu ihr herüberblinzelten, die mußte

der Disziplin im Lager weichen. Mit der ihm und seiner Rasse eigenen Unbekümmertheit ging er darüber hinweg, bis er doch dabei wieder angetroffen wurde und dann Veranlassung zu dem bereits im 2. Kapitel meines Buches erwähnten beschämenden Zwiegespräch zwischen ihm und mir gab. Heilmann fiel allgemein durch sein devotes Kriechertum auf. Ein Mann, dem man auf Schritt und Tritt anmerkte, wie schlecht sein Gewissen und wie wenig gut die heroische Unterlage dafür war.

Ein solcher Mann konnte nur zersetzend wirken, denn allein das sprach aus seiner körperlichen und seelischen Konstitution. Und wieder neben ihm — satt, bequem, egoistisch und verstockt — der prominente „Kandelaber-Prinz", der seinen „furchtbaren" Beinamen von einem furchtbaren Ausspruch, den er einstmals in einer mutigen Reichsbannerminute getan, mitvererbt bekommen hatte — Fritz Ebert, das würdige Gegenstück zu Heilmann!

Relativ am besten fand sich Franz Künstler, die SPD-Größe in der traurigsten und erbärmlichsten Zeit unseres Vaterlandes (1918 bis 1933) — in die ihm schicksalhaft zugewiesene Arbeit.

Was ich aber als Abschluß der Prominentenbesprechung meinen Lesern nicht vorenthalten will, das ist ein Brief, geschrieben am 10. August 1933 und an Künstler gerichtet, von einem Arbeiter aus dem Berliner Norden, der mit voller Adresse und Namensnennung, also ehrlichem, offenem Visier, den Herren prompt die Wahrheit wie folgt geigte:

Berlin, 10. August 1933.

Herrn Künstler.

Beiliegendes Stück Seife verehre ich Ihnen, dasselbe stammt noch aus Ihrer Glanzzeit, Sie werden sich noch erinnern, wo Sie mit derartigen Mittelchen uns eingeseift, wo Sie uns verraten und verkauft haben. Sie und Ihre Kumpanei die Sie

schuldig sind an dem Elend in das wir deutsche Arbeiter geraten sind, heute ist Ihnen Gelegenheit gegeben über Ihren schändlichen Arbeiterverrat nachzudenken. Wir Arbeiter kennen kein Haß- und Rachegefühl, aber eine besondere Freude wird es mir sein, zu wissen, das dieses Stück „Künstler-Seife", mit der wir Arbeiter eingeseift wurden, seinen wirklichen Zweck erfüllen wird, indem Sie Herr Künstler und Ihre Kumpane Heilmann und Ebert sich Ihre von Arbeiterverrat bedreckten Hände waschen werden.

Mit der Ihnen gebührenden Nichtachtung
zeichne ich
Wilhelm M.

Berlin N 20, Pankstraße.

Bei diesem Stück Seife handelte es sich um „Wahlseife", die durch die SPD anläßlich einer Wahl vertrieben wurde und einen für die SPD eingepreßten Wahlaufruf enthielt.

Eine absurde Lächerlichkeit, die sich im Konzentrationslager rächte. Von den anderen „Prominenten" erübrigt es sich zu sprechen. Sie hatten Stellungen innegehabt, die sie „weidgerecht", „systemgerecht" e r wirtschaftet hatten. Auch sie standen unter dem bei uns herrschenden Arbeitsgebot. Olymp und Styx, wie dicht beieinander. Der Herr Ministerialrat Giesecke arbeitete in der Häftlingsaufnahmeabteilung. Er war ein alter Herr, dem wir körperliche Arbeit nicht zumuten wollten und der hier mit Nebenarbeiten beschäftigt wurde. Der ehemalige Rundfunkintendant Flesch sowie Alfred Braun, der übrigens als einzigster nach seiner Untersuchungshaft in Moabit noch einmal nach Oranienburg kam, um mir seinen Dank für die anständige und menschenwürdige Behandlung auszusprechen, lebten im Häuschen des alten „Feldwebels" — zählten Schrauben und Nägel — Hämmer und Meißel und buchten die Hand-

werkszeuge der anderen — morgens und abends. Herr Magnus wanderte von Abteilung zu Abteilung und wurde überall beschäftigt.

Doch über Greuelhetze und Angriffe aller Art hinweg, mit altgewohntem SA-Elan, hatten wir inzwischen uns jenen Aufgaben ganz und gar verschrieben, die da hießen — Organisation und Arbeit.

Unsere Abteilung IA (Polizei-Abteilung)

Der politische Gegner in der Beleuchtung der Abteilung IA

Die ersten Inhaftierungen, die, wie bereits eingangs erwähnt, aus staatspolitischen Erwägungen heraus erfolgten, sollten einmal der Sicherung der Revolution und zum anderen der Sicherung der Verhafteten selbst dienen. Der politische Kampf, der mit unvergleichlicher Leidenschaft geführt worden war, hatte mittlerweile eine Situation geschaffen, die jetzt, zu Beginn der Generalabrechnung mit dem System und seinen Freunden leicht zum blutigen Austrag der hieraus erwachsenen persönlichen Feindschaften führen konnte.

Um die Rechtsunterlagen für die Schutzhaft zu schaffen, entstand mit dem Lager naturgemäß eine Abteilung, die wir Polizeiabteilung nannten, und deren Aufgabe es war, durch Vernehmung der Schutzhäftlinge die Fragen zu klären, die unbedingt der Klärung bedurften. Die Dauer der Schutzhaft wurde im Anfange von den höchsten Polizeiverwaltern der Kreise, den Landräten, bestimmt und bezog sich auf die im Lager angefertigten Vernehmungen.

Warum man der SA, als der politischen Kampftruppe der Partei, bei Beginn der Revolution Polizeibefugnisse zuerkannte, lag nicht etwa daran — wie das draußen und auch im Innern von den Feinden behauptet wurde —, daß sich die oberste SA-Führung zu Konzessionen gegenüber der SA verpflichtet fühlte, sondern fand seine Berechtigung in der Tatsache, daß gerade die SA als politische Kampforganisation immer mit dem Gegner Fühlung gehabt hatte und ihn genau kannte.

Viele Angehörige der kommunalen wie der staatlichen Polizei waren selbst Mitglieder der Sozialdemokratischen Partei oder sogar organisierte Kommunisten, und so war

es ganz selbstverständlich, daß vor der einsetzenden Säuberung des Polizeikörpers die Sturmabteilungen der NSDAP mit der Wahrnehmung der Polizeigewalt beauftragt wurden.

Sie waren es, die für das Dritte Reich Opfer über Opfer gebracht hatten.

Sie hatten am meisten unter dem Terror der marxistisch verhetzten Massen zu leiden gehabt, und ihnen stand durch die Gesetzmäßigkeit der nationalsozialistischen Revolution das Recht zu, dort einzugreifen, wo die Gefahr der Gegenrevolution oder der Verdunkelung akut war. Zu unserer Unterstützung in technischer Hinsicht wurden dem Konzentrationslager Oranienburg altbewährte Landjäger zugewiesen.

Diese alten Soldaten der Kriegs- und Vorkriegszeit bewährten sich außerordentlich. Zur Ehre der Landjägerei sei an dieser Stelle gesagt, daß nur wenige ihrer Beamten in den 14 Jahren marxistischer Herrschaft gesinnungsmäßig Schiffbruch gelitten hatten. Die meisten von ihnen waren das geblieben, zu dem sie preußischer Geist erzogen hatte: Soldaten, die mit Treue und aufrichtiger Liebe an dem Vaterlande hingen, das für sie nicht nur der Verwaltungsstaat demo-bürokratischer Prägung war, sondern der Inbegriff von Ordnung, Sauberkeit und Größe.

So kam es, daß vom ersten Tage an zwischen Landjägerei und SA eine unverbrüchliche, treue Freundschaft bestand. Sie hatten keinen Terror gegen uns geübt noch gekannt und waren trotzdem Beamte gewesen, denen wir so wenig wie nur möglich in ihrer und unserer schwersten Zeit Schwierigkeiten bereitet hatten. Unbedenklich konnten wir anfangs den alten Beamten die Vernehmungen überlassen, denn sie kannten genau so gut wie wir den Gegner. Als dann später die SA-Führer sich selbst genügend ein-

gearbeitet hatten, konnte die politische Vernehmung auf sie übergehen. Heute besteht die Aufgabe der Landjägerei nur noch in der Feststellung krimineller Vergehen oder Straftaten der Schutzhäftlinge.

Diejenigen, die durch wirtschaftliche und seelische Not dem Marxismus in die Arme getrieben worden waren und nur deshalb für eine Veränderung der Verhältnisse in Deutschland — allerdings mit verkehrtem Vorzeichen — gekämpft hatten und darauf auch von mir als politische Durchschnittsmenschen angesprochen wurden, hatten nur ganz selten mit dem Strafgesetzbuch zu tun gehabt. Aber bei vielen der im Konzentrationslager Oranienburg festgesetzten Marxisten bildete die Kriminalität die Brücke zum politischen Aktivismus. So war es selbstverständlich, daß die Angehörigen kommunistischer und marxistischer Terrorgruppen zum größten Teil sich aus kriminell belasteten und einschlägig vorbestraften Menschen zusammensetzten.

Als am 30. Januar 1933 abends auf der Havelbrücke in Oranienburg mehrere SA-Männer vom marxistischen Pöbel niedergeschlagen wurden, mußte nachher festgestellt werden, daß sie zugleich ihrer Wertsachen, die sie bei sich getragen hatten, beraubt, also vollkommen ausgeplündert worden waren.

Das ist nicht etwa ein Einzelfall, sondern hieran knüpfen sich endlos Fälle, wo Terrorgruppen des Gegners mit ausgesprochen räuberischer Absicht die Opfer angefallen haben. Ein bekannter Kommunist aus dem kleinen Ort Basdorf bei Wandlitz, Kreis Niederbarnim, war nicht weniger als vierzehnmal wegen Diebstahl, Einbruch, sexueller Verbrechen und sogar Totschlag vorbestraft. Vielen Schutzhäftlingen konnte die Freiheit sofort wiedergegeben werden, wenn die Vernehmungen, die eingehend auf die Rich-

tigkeit der gemachten Angaben nachgeprüft wurden, eine gewisse Harmlosigkeit des politischen Gegners ergaben. Ich spreche hier bewußt von einer „gewissen Harmlosigkeit" und meine dabei Menschen, die mehr zahlende Mitglieder ihrer Partei und sonst weiter nichts gewesen sind.

Am 23. März wurde ein Mann aus dem Oranienburg benachbarten Germendorf eingeliefert. Er machte zuerst den Eindruck eines alten Biedermannes. Seine Vernehmung ergab nichts Belastendes. Bei Nachprüfung der Vernehmung stellte sich aber folgendes heraus. Am Tage hatte er, der sozialdemokratischer Parteiangehöriger war, keine Tätigkeit entfaltet, die ihn hätte gefährlich erscheinen lassen. Abends aber, wenn es dunkel wurde und die Flugzettelverteiler der verschiedenen politischen Parteien an „ihre Arbeit" gingen, dann übernahm er die Spitzeltätigkeit für SPD und Kommune.

Auch hier wäre noch nichts einzuwenden gewesen, wenn er zu diesem Zweck sich eine Waffe nicht selber gebaut hätte, die an Grausamkeit kaum noch zu überbieten war. Ein starker Eichenknüppel war an seinem zur Keule verdickten Ende mit langen Nägeln beschlagen, deren Spitzen überall vorschauten. Also — ein moderner Morgenstern. Damit hatte er verschiedentlich SA-Männern des Nachts gedroht, und die Zeit wäre nicht mehr fern gewesen, wo diese furchtbare Waffe das Leben eines der Unsrigen ausgelöscht hätte.

So blieb der harmlos scheinende „Biedermann" bei uns.

Ich werde nun aus der Fülle des mir vorliegenden Materials und aus den von mir persönlich bearbeiteten Fällen einiges herausnehmen, um in diesem Kapitel zu zeigen, wie die Welt des aktivistischen Marxismus, die Welt des Bolschewismus aussah.

Durch die Vorarbeiten der örtlichen Polizei von Bergfelde, einem kleinen, malerisch rings von Wald umgebenem Dorf, zwischen Oranienburg und Birkenwerder gelegen, war es möglich, einen in diesem Ort wohnhaften Kommunisten festzunehmen und dadurch einer raffiniert organisierten Terrorgruppe auf die Spur zu kommen.

Der Kommunist Kurt E., ein kleiner, schmächtiger, verschlagen aussehender Bursche, wurde ins Konzentrationslager eingeliefert und zugleich der Wunsch geäußert, ihn in einer nochmaligen Vernehmung festzulegen, da es sich um einen ganz besonders verstockten Menschen handle.

Bei einer Haussuchung, die nach seiner Verhaftung nochmals stattgefunden hatte, waren einige Militärgewehre gefunden worden, und es bestand nach wie vor der Verdacht, daß er auch noch im Besitz von Munition sei.

Da es sich um einen ganz besonders gearteten Fall zu handeln schien, nahm ich mich dieses Kommunisten persönlich an. Die erste, von einem Landjäger angefertigte Vernehmung des E. lautete:

> Am 3. März 1933, um 16 Uhr, wurde ich in meiner Wohnung von dem Oberlandjäger B. festgenommen und in das Amtsgerichtsgefängnis Oranienburg eingeliefert. Am 4. April 1933 wurde ich dem Konzentrationslager Oranienburg überwiesen. Meine Wohnung wurde durchsucht. Es wurde nichts (!) gefunden. Der Grund meiner Festnahme ist mir nicht bekannt. (!) Ich gehörte als Mitglied bis zum Monat November 1932 der KPD an. Ich hatte Differenzen mit dem Vorstand und wurde deshalb aus der Partei ausgeschlossen. Eine Funktion innerhalb der Partei habe ich nicht bekleidet. (!)

Streitigkeiten bzw. Zusammenstöße mit Angehörigen der NSDAP und der Polizei habe ich nicht gehabt.

Eine Waffe besitze ich nicht. (!!)

v. g. u.
(Folgt Name E.)
g. w. o.
B., Oberlandjäger.

In Güte war nichts auszurichten. Immer, wenn er aus dem Vernehmungszimmer an seine Arbeitsstelle im Lager wieder entlassen wurde, flackerte etwas in seinen Augen auf, was mir zu bestätigen schien, daß er absolut unaufrichtig sei.

Immer wieder wurde er vorgeführt und ohne Erfolg aus der Vernehmung entlassen, bis eines Tages mich der örtliche Polizeileiter von Bergfelde anrief und mir die gelungene Verhaftung eines flüchtig gewesenen Kommunisten mitteilte.

Dieser Mann, ein gewisser Bo., stand als Freund des Kommunisten E. im Verdacht, von Waffen und Munition zu wissen. Und so entschloß ich mich, um in meinen Feststellungen gegen E. weiterzukommen, nach Bergfelde zu fahren, um dort an Ort und Stelle, bevor der dort inhaftierte Bo. dem Lager überwiesen wurde, ungestört und frei von der im Lager drohenden Verdunkelungsgefahr Nachforschungen anstellen zu können.

Als ich in Bergfelde eintraf, war es dem dortigen Polizeibeamten bereits gelungen, Bo. zu einem Geständnis zu bringen.

Bo. selbst machte auf mich den Eindruck eines unsteten Menschen, der ein erheblich belastetes Gewissen zu haben schien. Ungepflegt, in sich zusammengekauert, saß er auf dem Flur, der zu dem Amtszimmer der Bergfelder Polizei führte. Ich ließ ihn hereinführen, und als er sich außer

den örtlichen Polizeibeamten dem SA-Führer gegenübersah, von dem er wußte, daß er der Kommandant des Konzentrationslagers war, fiel ihm das Herz in die Hosentasche. Er bat, mit mir allein bleiben zu dürfen, da er sein bisheriges Geständnis zu erweitern gedächte. Bezeichnend war, daß er mich sofort bat, ich möge für ihn vor Gericht ein gutes Wort einlegen, denn viele andere Straftaten, die mit den politischen Straftaten zusammenhingen, würden dann vielleicht eine mildere Beurteilung finden, wenn ich seine Bereitwilligkeit, alles zu verraten — anerkennend mitteilte.

Ich konnte also immerhin gespannt sein. Daß ich aber ein derart umfangreiches Material mitgeteilt bekäme, wie es dann geschah, darauf war ich beim besten Willen nicht vorbereitet. Ich konnte nicht so schnell schreiben, wie die Angaben erfolgten. Ab und zu mußte ich anhalten, um mir mein Gegenüber genauer anzusehen; denn die Entgegennahme dieses Geständnisses übertraf nicht nur meine Erwartungen, sondern war in verschiedenen Teilen fast unglaublich.

Wir wußten genau, daß die Kommune über genügend Waffen verfügte. Daß sie aber, selbst draußen auf dem Lande, derart wohlbewaffnet und raffiniert organisiert war, das hatte ich selbst nicht geglaubt. Durch die Angaben dieses Mannes, der Mitglied der kommunistischen „Fünfergruppe" — einer der üblichen, schwerbewaffneten Terrorgruppen der KPD, die überall existierten — war, waren wir in der Lage, sofort noch einige überraschende Verhaftungen durchzuführen. Unter Mitnahme der bereits auf der Polizei befindlichen Kommunistenwaffen ging es in Automobilen nach Oranienburg.

Bevor wir zum Lager kamen, ließ ich anhalten, um zu verhindern, daß E., der außerordentlich stark belastet war, seiner Spießgesellen ansichtig werden sollte. Nachdem ich E. zu einer Vernehmung hatte vorführen lassen, wurden

die kommunistischen Neuankömmlinge in ein Nebenzimmer geführt. E. ahnte noch nichts von der ihm bevorstehenden Ueberraschung. Mit verzweifeltem Mut log er munter drauf los, und ich ließ ihn auch gewähren. Plötzlich unterbrach ich ihn und fragte: „Was befindet sich in Ihrer Laube, vier Finger breit neben dem linken Fenster, wenn man in Ihre Stube kommt, in der Bretterwand?“ E. stutzte für den Bruchteil einer Sekunde. Die präzis gestellte Frage schien ihn verwirrt zu haben, aber — er fand sofort sein inneres Gleichgewicht wieder.

„Nichts!“ lautete die Antwort.

Ich fragte noch einmal und sah ihm dabei scharf in die Augen. Wieder wurde er unsicher, blieb aber bei seiner ersten Behauptung.

„Wenn ich Sie jetzt in meinen Wagen setze und wir fahren nach Bergfelde, dann werden Sie die Doppelwand Ihrer Laube einreißen müssen, und finden wir dann das Gesuchte, wird Ihre Lage keinesfalls freundlich sein. — Also —!“

E. leugnete weiter. Ich ging zu anderen Fragen über, um ihn in dem Glauben zu belassen, daß mich seine Behauptung beruhigt habe.

„Was liegt in Ihrer Hundehütte?“

Ich merkte sofort, daß E. sich darüber klargeworden war, daß inzwischen etwas geschehen sein mußte, was entweder Verrat — oder blinder Zufall des Suchkommandos war. Er schwieg und überlegte. Ich fragte nochmals. E. schwieg und sah mich lauernd an, als wollte er an meinen Augen etwas ablesen, das ihm eine Brücke zur neu einzuschlagenden Taktik sein konnte.

„Ich lasse Sie jetzt für wenige Augenblicke allein — und wenn ich wiederkomme, dann werden Sie alles wissen!“

Mit diesen Worten verließ ich das Zimmer, um mich nebenan seiner Spießgesellen zu versichern. Während die

anderen beharrlich schwiegen, bedeutete mir Bo. mit den Augen zwinkernd, daß er mit mir allein bleiben wolle.

Es geschah. Ihm waren inzwischen noch andere, für uns äußerst wichtige Momente, die uns in die Welt der verbrecherischen Geheimnisse dieser Untermenschen führen sollten, eingefallen. Ich kehrte zu E. zurück. Er stand noch an derselben Stelle, wie ich ihn verlassen hatte. Nervös spielten seine Finger an den Hosenbeinen — er wich meinem forschenden Blick aus. Ich bedeutete ihm, sich an den Schreibtisch zu setzen. Widerwillig folgte er meinem Befehl.

„Nehmen Sie Papier und einen Bleistift und zeichnen Sie die Fensterwand Ihrer Stube auf."

Langsam begann er zu skizzieren. Man merkte ihm sofort das innere Widerstreben an. — Nach geraumer Zeit befahl ich ihm: „So — und nun, bitte, auch das Versteck einzeichnen."

Er sah mich groß an, wagte aber nicht mehr zu widersprechen. So konnte es weitergehen. Nun erfolgte die Gegenüberstellung mit Bo. Urplötzlich, als er das Gesicht seines kommunistischen Kumpans im Türrahmen erscheinen sah, änderte er seine Taktik.

Sofort entsann er sich, daß er in der Doppelwand seiner Wohnbaracke an der von ihm bezeichneten Stelle Patronen für die bereits beschlagnahmten Militärgewehre verborgen habe. Das war der Beginn einer Vernehmung, die uns nicht nur tief in die Welt des Bolschewismus hineinführen, sondern für viele Tage und Wochen beschäftigen sollte.

Immer neue Verhaftungen erfolgten. Mitten hinein in das Wespennest war der Stoß geführt, und als wir eines Tages das Zimmer betraten, das allein zur Aufnahme der in Bergfelde beschlagnahmten Kommunistenwaffen diente, fanden wir keinen Platz mehr, um die Pistolen, Dolche, Patronen, Gummiknüppel, Schlagringe unterzubringen,

die täglich gefunden wurden. E. als Führer der Fünfergruppe hatte vor seiner Verhaftung die Waffen an seine Spießgesellen verteilt und genaue Anweisung gegeben, wie die Waffen unterzubringen seien, um sie für den Eventualfall gebrauchsfähig zu haben. In einer Fichtenbohle wurde z. B. das Lager für eine 9-Millimeter-Parabellumpistole mit langem Lauf nebst zwei dazugehörigen gefüllten Magazinen eingeschnitten. Dann wurde die Bohle mit Teer bestrichen, ein Deckel aufgenagelt und unter einem Blumenbeet vergraben. Militärgewehre wurden in selbstangefertigten Weißblechröhren verlötet und dann in der Böschung eines Waldhohlweges untergebracht.

Wir fanden mit Teerpappe beschlagene Holzkisten, die bis an den Rand mit Patronen gefüllt waren. Vielen Patronen waren die Spitzen abgeschliffen worden, und bei einem der Spießgesellen fanden wir selbstgegossene Bleigeschosse, die ebenfalls in diese äußerst gefährlichen Dum-Dum-Geschosse verwandelt worden waren. So sah die Vorbereitung des Bürgerkrieges aus!

Angesichts dieser Tatsachen dürfen wir mit Recht von der Welt verlangen, daß sie die Disziplin der SA, die sie ihren Gegnern gegenüber bewahrte, nicht nur restlos anerkennt, sondern auch bewundert. Ich habe seinerzeit mehrfach Ausländer in das Zimmer der kommunistischen Waffen von Bergfelde geführt, wenn sie uns vorher mit Fragen überfallen hatten, die sich auf die erhobenen Vorwürfe in der Auslandspresse bezogen. Still — ganz still verließen sie dann diese Kammer des Grauens — und unterließen es, weiter zu fragen. Allerdings erkundigten sie sich verschiedentlich — und das ganz berechtigt —, ob die einstigen Besitzer dieser Mordinstrumente noch lebten. Und manchmal begegneten wir dann, wenn wir sie gesund bei der Arbeit zeigten und sie sich selbst als die Besitzer vorstellten, einem Kopfschütteln, das alles das stumm

umschrieb, was wir selber empfanden. Bevor ich diesen Fall weiter behandle, lasse ich eine freiwillig von Bo. niedergeschriebene Abhandlnug folgen. Obgleich das schlechte Deutsch des Schreibers dem Leser Schwierigkeiten bereiten wird, bringe ich es trotzdem urtextlich.

Was ich in der KPD erlebte und tat.

Ich bin im Jahre 1930 in Friedeberg/Nm. der KPD beigetreten, und wurden wir gleich die ersten 4 Wochen gefragt, ob ich Waffen hätte. Ich sagte: „Zu was?" Da wurde mir gesagt, daß ich solche gebrauchen täte, wenn wir Naziversammlungen besuchen oder für die KPD Saalschutz stellen. Auch wurde ich dann einer Kampftruppe zugeteilt, als ich 8 Wochen bei war. Da wurden wir jede Woche 2mal in Waffen unterrichtet, der Kampfführer war ein gewisser Artur Dörr. Ich war damals im Netzebruch bei einem Bauer als Kutscher tätig und konnte nicht immer die Abende zum Unterricht einhalten. Als ich einen Abend wieder da war, da sagte mir Dörr, daß sie mich dann nicht gebrauchen könnten, und wenn ich was über die Abende erzählen würde, dann würde ich umgelegt werden. Dann hieß es von Nazis. Ich brauchte dann nur zur Mitgliederversammlung zu kommen. Als einmal eine Mitgliederversammlung war, da hatten die Nazis in Friedeberg auch eine Versammlung. Es wurden 15 Mann bestimmt, die zur Naziversammlung gehen sollten und einen Streit dort anfangen. 20 bis 25 Mann lagen auf dem Felde, da das Lokal dicht an dem Felde lag. Die 25 Mann hatten alle Waffen. Soweit ich damals die Waffen kannte, waren es Trommelrevolver bis zu 08 Pistolen, und etliche hatten auch Gummi und Totschläger bei. Aber die 15 Mann sind nicht in die Versammlung reingekommen, da

sie ja durch die SA bekannt waren. Ich bin dann von Friedberg/Nm. wieder nach Bergfelde gezogen, wo ich nicht mehr der KPD beitreten wollte, aber ich ließ mich durch Neumann überreden und zahlte doch weiter. Als ich nach Bergfelde kam, da war grade in Schönfließ auf dem Gut ein Streik im Gange, und ich lernte da den Erhardt aus Bergfelde kennen. Er war Leiter des K. g. D. F., und er sagte, ich sollte mit nach Schönfließ kommen, aber ich bin nicht mitgegangen. Er hatte aus Berlin den verbotenen R. F. B. bestellt. Die sollten das Auto der Stahlhelmer überfallen, was ihnen aber nicht gelang. Dann haben sie den Milchkutscher vom Gut, als er morgens mit Milch kam, überfallen. Erhardt wollte auch das Gut anstecken, was aber ich und der KPD-Führer W. H. aus Glienicke ihm ausgeredet haben. Erhardt lag Tag und Nacht auf der Lauer. Die Leute vom Gut ließen sich zu dem Streik durch eine Person, die von Berlin kam, aufhetzen. Es war auch ein gewisser A. K. aus Bergfelde, der zum Streik hetzte. Aber die Arbeiter haben dann auch bald die Sache erkannt und die Arbeit wieder aufgenommen. Als ich nun in den K. g. d. F. war, da sagte Erhardt zu mir, er wolle einen Kampftrupp ausbilden. Er suchte sich die Leute dann aus. Es waren Schabowski, Hartung, R., Gr., V. und ich dabei. E. gab mir dann einen F-Karabiner und sagte, ich solle mir noch eine 08 kaufen. Ich sagte, das ich für solche Sachen kein Geld hätte; dann gab E. mir eine 08, die der KPD Bergfelde gehörte. Wir 7 Mann mußten dann jede Woche einmal zu E. kommen. Der hatte von einem Laubenbesitzer von dessen Laube einen Schlüssel. E. erklärte uns auch gleich, daß derjenige umgelegt werde, der was darüber erzählt.

E. nahm dann durch den Ortsg. L. der KPD G. eine Verbindung mit Berlin auf, die auch gleich bereit wahren, die Sache zu machen. Sie schickten jetzt jede Woche einen gewissen A. nach Bergfelde, der mußte uns in Waffen unterrichten, und dann brachten sie zu E. 5 98-Gewehre raus. Ich hatte aber in den K. g. d. F. (Kampfbund gegen den Faschismus) die Kassirung über und ich habe dahin gearbeitet, das der K. g. d. F. in kurzer Zeit, es wahren damals 44 Mann, aufgelöst worden ist. In der Woche mußten wir dann zum Sallschutz kommen, wenn die Nazis in Bergfelde Versammlung hatten, dann hat E. aus Hohen-Neuendorf da auch solche Genossen bestimmt, die Leute geholt, die mußten dann mit uns im Walde hinter Hofjäger mit Pistolen liegen und welche sind dann zur Versammlung reingegangen. Es ist aber Gott sei Dank nicht dazu gekommen, was E. wollte. Auch bei jeder Wahl, die wahr, da lagen bei G. und andere, die dicht an der Wahlstelle wohnten, welche mit Pistolen, im Fall die Nazis, wie es hieß, einen Ueberfall täten. Als bei einer Wahl morgens die Rede wahr, daß der KPD-Mann W. von Nazis in Glinicke erschossen sei, dann kamen die Kampfbundleiter aus Gr.-Mühlenbeck und Hohen-Neuendorf zusammen in Bergfelde und beschlossen, daß man abends nach Glinicke kommen sollte und jeden Nazi runterschießen sollte, der einem in den Weg lief. Ich glaube, daß der W. von der KPD runtergeschossen wurde, weil er zu viel gewußt hatte und er sich nicht mehr an die Arbeiten der KPD beteiligte. Ich kannte auch W. Da war es die beste Ausrede, Nazis hätten ihn erschossen. Wir mußten auch mit dem Hohen-Neuendorfer Kampftrupp oft nach Mühlenbeck. Es hieß, die Nazis wollten Klein-

Moskau überfallen. Da lagen bei dem E. Leute mit Pistolen im Keller, und die anderen lagen im Walde versteckt. Auch wurde E. mitgeteilt, er solle einen Ueberfall auf den Gemeindevorsteher machen. Dann sind dann E. und ich hingegangen und haben Steine in das Fenster geworfen. Ich muß sagen, es schadete ihm nichts, denn er hat die Erwerbslosen als Arbeitsscheue hingestellt, und der Ortsgruppenleiter der NSDAP weiß ja auch, wie er es mit uns gemacht hat. Auch wollte E. einen Einbruch in die Polizeireviere tun, er sagte, man müßte die Akten vernichten. E. hatte auch schon Leute aus Hohen-Neuendorf bestellt, und abends sagte er mir, ich sollte die Leitung übernehmen, er müßte nach Berlin. Als die Leute dann abends kamen, sagte ich, so was mache ich nicht mit, und habe sie dann wieder nach hause geschickt. Der Anton hatte auch 8 Karabiner nach Hohen-Neuendorf geschafft, wo E. mit Hermann J. einen Kampfbund aufgezogen hatte. Als E. mal zu uns sagte, man müsse Geld beschaffen, um Waffen und Munition zu kaufen, da hatte E. gesagt, wir holen Holz aus dem Walde und verkaufen es. Das Geld hat aber E. für sich verbraucht. Auch wollte E. ein Englisch. M. G. kaufen, es sollte 125 M. kosten. Da bin ich überall rumgelaufen mit einer Liste, die er gemacht hatte und hatte auch 35.— M. bekommen. Das Geld hatte er auch für sich verbraucht und E. sagte, das M. G. ist nach Pankow an den K. g. d. F. verkauft worden. Ich wollte damals schon die KPD verlassen, ich glaubte aber, daß ich auch umgebracht würden werde und habe dann seit 1932 im August keinen Beitrag mehr bezahlt und in der Zeit kam es dann mit E. zum Klappen und es stellte sich raus, daß er Waffen ver-

kauft und das Geld für sich verbraucht hatte. Nun wollten die Berliner die 5 Gewehre wieder haben und ich sagte, die bleiben in Bergfelde und sind auch nicht abgeholt worden. Als E. nun nicht mehr Leiter des Kampfbundes wahr, sollte ich es machen, und ich machte es eine Zeit und habe dann die Sache auch einschlafen lassen. Als ich nun in Berlin Arbeit bekam und nach Berlin zog, da kamen eines Tages Sch. und R. und frugen mir, wo ich die Waffen hatte. Ich hatte damals von E. eine 08, einen Karabiner und einen 98er gehabt, da sagte ich, ich werde sie ihn geben und habe sie aber doch nicht gegeben, sondern als der Umsturts kam, was ja mein Fehler war. Ich hätte sie gleich geben sollen, da wurde ich verhaftet und sagte auch gleich, wo und wehr alles Waffen hätten. Ich möchte nun gern wissen, ob der Anton und wo E. noch Waffen gekauft hat, es wahr in Lübars.

Der Sch., der ja auch im Lager ist, hatte zu E. gesagt, er hätte in Berlin auf dem Fischerkitz eine Verbindung, wo er Waffen und Munition kaufen kann. Nebenbei wahr Sch. und Hartung E. in dem RFB.

Das ist, was ich erlebte und tat in der KPD. Es sind noch kleine Fälle, die ja nicht lohnen, aufzuschreiben.

Nachtübungen und Handgranaten werfen, aber keine richtigen.

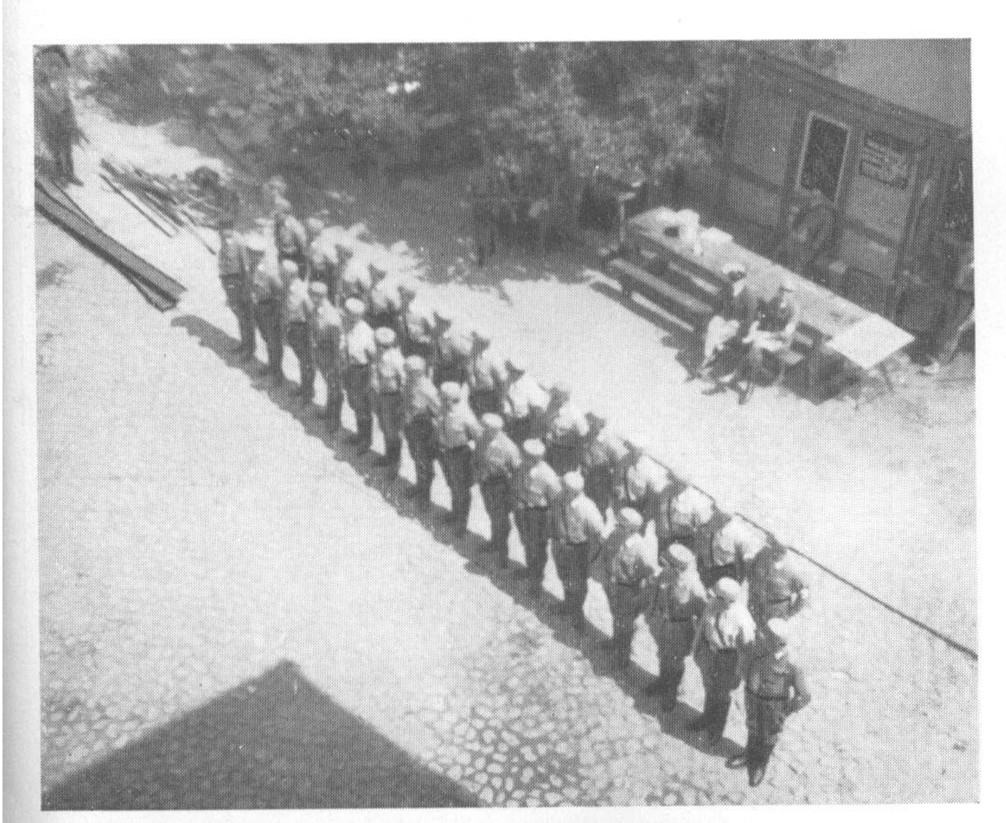
B. entlastete sein Gewissen nicht nur in politischer Hinsicht, sondern auch in krimineller. Das war eine jener von mir bereits beschriebenen kommunistischen Terrorgruppen. Wenn die Gelegenheit zur Waffenausbildung, als Vorbereitung zum Bürgerkrieg, nicht da war oder gerade keine Ueberfälle auf SA-Männer fällig waren, ging man auf Raub aus.



Ein Wachtzug tritt an



Wecken!



Wachtvergatterung



Arbeitskommando Neu-Holland

Feierabend der Tischler

Wer aber gedacht hätte, daß diese Burschen dort rauben gingen, wo die Aussicht auf wertvolle Beute bestand, der irrt sich gründlich. Bei armen Arbeiterfamilien brach man in Lauben ein und stahl den Aermsten der Armen das Letzte, was sie besaßen.

So entwendete man z. B. einem jungverheirateten Arbeiterehepaar die gesamten Betten, die auf dem Hof zum Auslüften aufgehängt waren. Die gesamte Leibwäsche ließ man ebenfalls mitgehen und ging dann daran, den Schrank samt Küchengeschirr und sonstigen Utensilien aufzuladen und fortzufahren. Damit dieser gemeine Raub auch an die richtige Stelle gelangen sollte, überbrachte man das gestohlene Gut dem Kommunistenführer des Nachbarortes, der in einer Siedlerkolonie wohnte und für das Weiterbringen der Sachen Sorge tragen mußte.

Einem armen Fischer raubte man mit Netzen den ganzen See aus. Und wenn man in der Laube eines armen Mannes erfolglos eingebrochen hatte, ging man nach echter Verbrecherart daran, alles zu demolieren, was gerade im Wege stand. Jeden Tag kam eine neue Gemeinheit ans Tageslicht.

Einmal war der Automobiltransport einer SA-Formation im Dunkel der Nacht beschossen worden. Gott sei Dank ohne Erfolg. Jetzt, wo alles zusammenbrach, belastete ein Spießgeselle den anderen. E. blieb als Täter übrig.

Die Hauptbeschäftigung des E. war der Waffenschmuggel. Seine Beziehungen reichten bis in die Gegend von Küstrin. Auffallend war der Schmuggel in hochwertigen Waffen, und so war es selbstverständlich, daß wir überall Verhaftungen vornahmen, wo wir in den Besitz von Adressen gelangten, an die Waffen geliefert worden waren. In fast allen Fällen handelte es sich um arbeitslose Kommunisten, die trotz ihrer persönlichen Armut eigenartigerweise in der Lage waren, 15 RM und darüber

für Pistolen zu bezahlen. Und alles, alles geschah mit Wissen und unter Hilfeleistung von Frauen. Ein Jahr zuvor hatte man bei größeren Demonstrationen Waffendurchsuchungen der „Antifa-Leute" vorgenommen, aber seltsamerweise niemals welche vorgefunden.

Jetzt stellte sich bei den Vernehmungen heraus, daß die Frauen, die an den Seiten des Zuges mitmarschiert waren, die schußfertigen Pistolen in ihren Handtaschen und Einholekörben getragen hatten, um im Bedarfsfalle sie den Männern zuzureichen und nach Gebrauch dann wieder abzunehmen. Und so wie hier — in dem kleinen Walddorf Bergfelde — sah es überall aus — in ganz Deutschland. Nicht nur das bürgerlich eingestellte Deutschland, das vielfach aus Engstirnigkeit und Egoismus heraus den Führer abgelehnt hatte, sondern die ganze europäische Welt hat dem Führer Abbitte zu leisten. Wäre er und seine SA nicht gewesen, hätte eine Unterwelt ihren Marsch in den Tag angetreten, und dann wäre im Triumph der Blutrausch durch die Lande gezogen. Der 30. Januar 1933 hat diese Gefahr durch Adolf Hitler gebannt. Als wir in einer Nacht in Bergfelde die letzten Pistolen, Dolche und ihre Besitzer abholten, standen schreiende, heulende Weiber auf den Straßen.

Vergebens — der Griff saß. Außer den Rädelsführern, die jetzt das Konzentrationslager mit dem Gefängnis vertauscht haben, sind alle Beteiligten wieder entlassen worden.

Aber die SA wacht und wird so lange, wie wir alten Nationalsozialisten da sein werden, nicht aufhören, wachsam zu bleiben. Die Generation, die nach uns kommt, soll den Weg in eine sonnige Zukunft ungestört antreten.

Viele Monate vor der Verhaftung des E. war zwischen den Orten Hohen-Neuendorf und Bergfelde ein Kassenbote überfallen und beraubt worden. Durch einen verhafteten kommunistischen Funktionär wurde der Verdacht der

Täterschaft auf E. gelenkt. In diesem einen Fall gelang es uns nicht, E. zu einem Geständnis zu bewegen. Nach den in seiner ersten Vernehmung angegebenen Differenzen zwischen ihm und dem Vorstand der örtlichen KPD befragt, erklärte E., daß ihm der Vorwurf gemacht worden sei, er habe den Kassenboten überfallen und das erbeutete Geld nicht abgeliefert. So sahen unsere Gegner aus. Das war der Impuls ihres Lebens, das war ihre Welt. Mit der Verhaftung anderer Kommunisten kamen andere Gesichter und neue Vernehmungen, die vielfach genau wie im vorstehend geschilderten Fall dasselbe Milieu aufzeigten, das wir in Bergfelde angetroffen hatten.

Worauf es uns von Tag zu Tag mehr ankam, nachdem wir in Bergfelde Schule gemacht hatten, war das Aufsuchen von Waffenlagern.

Täglich war die SA unterwegs, und wenn man die Liste der asservierten Waffen im Lager Oranienburg nachsieht, dann grinst einem der Totenschädel von „Rot-Mord" entgegen.

Eine andersgeartete Revolution als die vom Januar 1933 hätte Deutschland in ein Chaos von Blut und Verzweiflung gestürzt.

Ich setze den Fall, daß vor der Machtergreifung des Führers die schwerbewaffneten Terrorbanden der Kommunistischen Partei in Berlin losgeschlagen hätten und die Verbände der SA in den märkischen Nachbarkreisen Berlins hätten versucht, der Berliner SA zu Hilfe zu eilen — das Blutbad wäre nicht abzusehen gewesen.

Während wir — und das darf ich aus ehrlichstem Wissen heraus sagen — verschwindend wenig Handfeuerwaffen im Vergleich zum Gegner besaßen, hätten wir uns durch ein Vorgelände durcharbeiten müssen, in dem fast jede Laube einer kleinen Festung gleichgekommen wäre. Es gab überhaupt kein Dorf im Kreise Niederbarnim, wo nicht hochwertige Waffen bei Kommunisten gefunden wurden. Das

einzige, was wir den Gegnern gegenüber immer mit Erfolg einsetzten, war nur der Elan der SA.

Die Suche nach Waffen wurde uns unendlich schwer gemacht. Hatten wir durch unsere Vernehmung einen Lagerplatz von kommunistischen Waffen ausfindig gemacht und kamen, um das Lager auszunehmen, so stießen wir oftmals auf das leere Nest.

Am Abend zuvor war urplötzlich ein Motorradfahrer mit seiner Beiwagenmaschine vorgefahren — und danach fanden wir nur noch die Reste von öldurchtränkten Lappen und Tüchern. Oder wenn wir an der durch Spitzel angegebenen Stelle im Walde nachgraben wollten, fanden wir die bereits ausgehobene Waffengrube vor.

Dann hieß es suchen und forschen. In Bergfelde gruben wir einen ganzen Garten um. Nichts zu finden!

Erst als wir die Gänge zwischen den Beten umgraben wollten, zeigte man uns freiwillig die Stelle, wo unter dem Weg die Waffen lagen. Alle Versprechungen von uns, die Besitzer unbehelligt zu lassen, wenn sie freiwillig die Verstecke anzeigten, wurden leichtfertig in den Wind geschlagen.

Im Gegenteil. Man log und führte uns bewußt irre. Kamen wir dann doch dahinter, brauchte sich keiner zu beschweren, wenn hart zugefaßt wurde. Diese Menschen verdienten einfach nicht, mit Glacéhandschuhen angefaßt zu werden. Wenn dann dem einen oder anderen SA-Mann die Hand ausrutschte — weiß Gott — es war zu verstehen.

Wie der Mord vorbereitet wurde, soll nachstehendes Beispiel von verschiedenen Angehörigen der kommunistischen Fünfergruppe Glienicke und Umgegend erzählen.

Abends, wenn es dunkel geworden war, gingen sie mit Pistolen und Blendlaternen ausgerüstet in den nahen Wald. Dann wurde ein Wahlplakat, das einen SA-Mann darstellte, an einem Baum angebracht, und plötzlich leuchteten die Blendlaternen auf das Plakat. Jeder schoß dann, soviel seine Pistole hergab, auf das Ziel.

Das war der Weg zum Mord. Jetzt, wo wir die kläglichen Burschen vor uns hatten, wußten sie zu ihrer Entschuldigung weiter nichts zu sagen, als — sie wollten nur einmal feststellen, wie das Mündungsfeuer von Pistolen des Nachts aussieht. Eine grauenhafte Frechheit. In anderen Ländern hätte man diese politischen Gegner unter Standrecht gestellt.

Bei uns verlangte man bei ihrer Entlassung lediglich das schriftliche Versprechen, sich künftighin nicht mehr im staatsfeindlichen Sinne zu betätigen. In einer zweiten Vernehmung gab ein gewisser E. an:

> „Auf Vorhalt, daß in meiner Wohnung am 4. 7. 33 bei einer nochmaligen Untersuchung 163 Bleigeschosse, 11-mm-Dum-Dum — beschlagnahmt worden sind, erkläre ich, daß diese Bleigeschosse mit Büchse von mir im August 1932 in Hohen-Neuendorf am Schuttablageplatz (Rot-Pfuhl) gefunden wurden."

Eine Lüge, durch die er den Spießgesellen zu decken versuchte, mit dem er die Geschosse selbst gegossen hatte. Als auch dieser Fall geklärt war, gab er zu, sich „geirrt" zu haben.

Die Tatsache, daß man eine Blechbüchse, die Schwarzpulver mit einem gefährlichen Sprengzünder enthielt, und noch viele Meter Zündschnur bei ihm fand, glaubte er damit begründen zu können, daß er uns erzählte, ein Bekannter, dessen Name ihm entfallen sei, habe diese Sprengration in seiner Hundehütte aus „Versehen" untergestellt und vergessen wieder mitzunehmen.

Der große Unbekannte, der bei allen verbrecherischen Vorbereitungen Pate gestanden haben soll, spielte immer wieder die Hauptrolle — nicht nur bei E., sondern bei allen anderen auch.

Ein anderer erzählte, daß eines Abends unbekannte Kommunisten aus Berlin gekommen seien und ihm unter das Sofa einige Kisten gestellt hätten. Er hätte dagegen

protestiert, aber es hätte nichts geholfen. Als wir ihn fragten, warum er die Polizei nicht benachrichtigt hätte, schwieg er sich aus. Wir wußten bereits durch Verrat, daß es sich um ca. 3000 Schuß Munition gehandelt hatte, und fragten, wohin diese Kisten gekommen wären. Da glaubte er uns folgendes Märchen glaubhaft vortragen zu können. Er hätte diese Kisten unter eine Vortreppe seines Hauses gestellt, und als die Treppe eines Tages von Bauarbeitern abgetragen worden sei, wären die Kisten verschwunden gewesen. Ein anderer Kommunist, bei dem wir eine Stielhandgranate fanden, versuchte uns mit einer nicht wiederzugebenden Frechheit weiszumachen, daß diese Stielhandgranate seiner Ansicht nach ein Hammer sei. Nachdem wir ihm nachgewiesen hatten, daß an dieser Handgranate Instruktionsstunden abgehalten worden seien, gab er klein bei und versicherte uns, daß das aber nur aus „sportlichem Interesse" geschehen sei. Sein Fußballverein hätte sich für alles interessiert, was mit Sport zusammenhinge.

Harmlose Angelegenheiten, Lüge und Gemeinheit, Hinterhältigkeit und Verbrechen. Alles — alles auf einem Haufen charakterlichen und weltanschaulichen Unrats durcheinander wuchernd.

Unbeirrt ging trotzdem der Weg der SA durch diesen Urwald von Bolschewismus und Mord. Und der Glaube an den deutschen Volksgenossen, der da schlotternd, jammernd, seine Unschuld beteuernd, nachher doch als ganz gefährlicher Lügner vor uns stand, erhielt keinerlei Stärkung.

Man muß daher diesen SA-Männern, die sich als die Träger der revolutionären Exekutive bezeichnen können, ein ganz anderes Verständnis entgegenbringen, als das leider vielfach bei uns, vor allem aber seitens des Auslandes, das nur jene abgefeimte Greuel- und Boykotthetze zugetragen erhält, geschehen ist.

Aber auch dort bricht sich die Wahrheit Bahn. Die Wegbereiter der Wahrheit gehen langsam, aber sicher ihren

dornigen Weg, der einmal dort endet, wo das Verständnis für uns die Verständigung einleiten und bedeuten wird.

Nachfolgend soll die Vernehmung eines ehemaligen Sozialdemokraten, der sich freiwillig zur Aussage stellte, und ferner die Vernehmung eines Häftlings aus dem Lager zeigen, wie bei den Waffentransporteuren der Marxisten gearbeitet wurde.

Freiwillig erscheint der Schlosser Erich B., am 2. 1. 1904 zu Berlin geboren, wohnhaft Berlin SO 36, Ratiborstraße, und gibt folgendes zu Protokoll:

Ich war von 1927 bis August 1932 Mitglied der SPD und des Reichsbanners und gehörte zum Ortsverein Kreuzberg. Mein Austritt erfolgte, da ich die Zugehörigkeit zur SPD mit meinem Gewissen nicht verantworten konnte.

Ungefähr im August dieses Jahres besuchte ich meine Schwägerin, die ehemalige Krankenschwester Toni M., wohnhaft Berlin, Lichterfelder Straße. Hier erschien auch der ehemalige Hausdiener vom Urbankrankenhause Gitschiner Straße, Willi F., welcher in Berlin, Muskauer Straße, mit einer Frau N. zusammen wohnt. F. und die M. waren beide im Urbankrankenhaus tätig. Im Laufe der Unterhaltung erzählte uns Frau N., daß ihr Mann (gemeint ist hiermit F.) im Auftrage der SPD-Partei Waffen aus dem Walde geholt hätte. Hierbei wurden sie von der Polizei verfolgt und seien bald gefaßt worden; sie hätten sich aber mit ihrem Motorrad im Schilf versteckt und wären somit durchgekommen. Jetzt fiel mir auch ein Gespräch ein, welches Mitglieder der SPD im Frühjahr 1932 im Parteilokal, Berlin, Muskauer Straße, führten. Ich wurde damals schon von den Mitgliedern mißtrauisch behandelt. Als ich mich den Sprechenden näherte, hörte ich nur noch, wie einer derselben sagte, daß die Waffen nach dem Zentralfriedhof Friedrichsfelde geschafft

seien. Weitere Gespräche in diesem Sinne wurden in meiner Gegenwart nicht mehr geführt. Um was für Waffen es sich hierbei handelt, kann ich nicht sagen, ich weiß nur, daß F. eine schwere NSU-Maschine mit Seitenwagen fährt, womit er allerhand Kasten transportieren kann.

Den Zentralfriedhof in Friedrichsfelde kenne ich genau, da meine Verwandten dort beerdigt sind. Ich vermute daher, daß die Waffen unter dem dort befindlichen kommunistischen Denkmal oder in dessen unmittelbarer Nähe vergraben sind.

Ein gewisser R., welcher in Berlin, Wartenbergstraße (eigene Wohnung), wohnt, muß nach meiner Ueberzeugung Näheres über das Vorhandensein der Waffen wissen. R. war Leiter des Ortsvereins Kreuzberg und als solcher von allen Ereignissen unterrichtet. Soweit ich unterrichtet bin, befindet sich R. (nähere Personalien sind mir nicht bekannt) im Untersuchungsgefängnis Alt-Moabit Berlin.

v. g. u.

Erich B.

g. w. v.

H., Polizei-Hauptwachtmeister im Sonderdienst.

Oranienburg, den 13. Oktober 1933.

Weiterverhandelt.

Vorgeführt erscheint der Schutzhaftgefangene Wilhelm R., Nr. . . ., und erklärt, mit dem Gegenstand der Vernehmung bekannt gemacht und zur Wahrheit ermahnt, folgendes:

Im Spätherbst 1923 wurde in Trebbin eine sogenannte Proletarische Hundertschaft gebildet. Von dem damaligen Unterbezirksleiter der KPD Paul Austmeier, jetzt verstorben, wurden mir ca. 10 Pistolen (0,8) sowie 6—8 Pistolen (6,35 bzw. 7,65) übergeben mit dem Auftrag, sie der sogenannten Proletarischen

Hundertschaft in Trebbin zu übergeben. Die Verteilung erfolgte im Lokal von R., Trebbin, Bahnhofstr. Nach meiner Erinnerung blieb die größere Anzahl der Pistolen in Trebbin, während eine kleinere Zahl auch nach umliegenden Dörfern kam, so z. B. Wendisch-Wilmersdorf und Löwendorf. Eine Kontrolle über die Waffen wurde von mir nicht mehr ausgeübt. Bei gelegentlicher Nachfrage hörte ich jedoch, daß ein Teil der Waffen nicht mehr auffindbar sei. Ein kleiner Rest befand sich noch in den Händen des Arbeiters H., der sie wohl von einigen Leuten zurückerhalten hatte.

Im Spätherbst 1931 überbrachte mir der Arbeiter Paul H. ein in Sackleinen und Bindfaden verschnürtes Paket, das er mich bat, aufzubewahren. Da ich am Gewicht des Paketes und an der äußeren Beschaffenheit des Paketes Waffen in dem Paket vermutete, unternahm ich am andern Tag sofort Schritte, um das Paket wieder loszuwerden. Ich ging nach dem Parteihaus der KPD, Berlin, Kleine Alexanderstr. 28, um dort zu erklären, daß ich die Sachen nicht aufbewahren wolle. Ich sprach mit einem gewissen Otto K., der einen anderen in der Kantine anwesenden, mir nicht näher bekannten Mann zu mir brachte, welcher mir sagte, daß ich nachmittags gegen 5 Uhr nach der Vertriebsstelle der AJZ. in der Friedrichstraße gehen soll und nach Theo fragen. Dieser Weisung folgte ich und traf dort auch den mit Theo benannten und den sich auf meine Nachfrage meldenden Mann. Der erklärte, das Paket noch am selben Abend abholen zu wollen. Er erschien gegen 8—8½ Uhr abends mit einem Motorrad mit Beiwagen. In Gegenwart des Arbeiters H. habe ich ihm das Paket ausgehändigt.

Im Jahre 1923 wurde von jemandem, auf den ich mich nicht mit aller Bestimmtheit entsinne, jedoch vermute, daß es sich um den um diese Zeit in Thyrow

wohnenden Kl. handelt, ein Posten Munition für Infanteriegewehre zur Ortsgruppe der KPD gebracht. Ein Teil der Munition ging nach Trebbin und wurde, soweit ich mich entsinne, von dem Arbeiter O. abgeholt. Der Rest der Munition ging meines Wissens nach Wendisch-Wilmersdorf. Später, nach Jahren, hörte ich einmal, daß die Munition von damals unbrauchbar geworden sei. Ueber ihren weiteren Verbleib habe ich nichts gehört.

Was die Pistolen anbetrifft, sind mir die einzelnen Personen, die sie erhalten haben, nur zum Teil in Erinnerung. Mit Bestimmtheit kann ich sagen, daß folgende Leute damals eine Pistole erhielten:

O., Hermann Z., Paul H., Paul P., Karl Pf. und Hermann G.

Es ist mir bekannt, daß außer diesen Pistolen eine Reihe von Leuten in Trebbin und in den umliegenden Ortschaften Handfeuerwaffen besaßen. Eine genaue Zahl kann ich nicht angeben, aber aus gelegentlichen Bemerkungen denke ich mir, daß noch ca. 10 Stück in Frage kommen konnten. Wie mir bekannt wurde, hat H. den Rest der Pistolen (3—4 Stck.) an den Steinsetzer Paul S. in Th. ausgehändigt.

v. g. u.
Wilhelm R.
Geschlossen.
K., Sturmbannführer.

Nachtrag.

An Munition für die Pistolen war nur eine ganz geringe Menge vorhanden. Ungefähr für jede Pistole ein Magazin. Diese Munition ist im gleichen Verhältnis zu den Pistolen verteilt worden.

v. g. u.
Wilhelm R.
Geschlossen.
Krüger, Sturmbannführer.

Ich wende mich nun einer anderen Gattung marxistischer Gegner zu. Es handelt sich um die Organisatoren der Kommunistischen Partei, die zum größten Teil ehemalige Parteigänger oder flüchtige Funktionäre sind.

Es soll nicht Aufgabe dieses Kapitels sein, die illegale Arbeit dieser kommunistischen Unterbezirke im großen und ganzen zu beschreiben, sondern es sollen besondere Fälle, die unmittelbar mit dem Konzentrationslager Oranienburg zu tun haben, durch die vernehmungstechnische Art ihrer Behandlung zeigen, wie überhaupt gearbeitet wurde.

Die Geheime Staatspolizei, die unter der Leitung des Ministerialrats Dr. Diels eine unvergleichliche Arbeit in dieser Hinsicht geleistet hat, könnte in ganz anderem, ungeahntem Umfange den Beweis liefern, wie raffiniert bei dieser illegalen Arbeit vorgegangen wurde.

Es liegt aber keineswegs heute im Interesse des Staates, wollte man den Gegnern hierdurch den notwendigen Einblick in die Technik der Gegenmaßnahmen geben.

Wie weit durch die unsinnige politische Zerklüftung der vergangenen Jahre die Zersetzung selbst der deutschen Familie gediehen war, beweist die Tatsache, daß die Veranlassung zur Aufrollung des nachfolgend geschilderten Falles politische Feindschaft zweier Brüder war.

Anfang September 1933 ging bei uns ein Schreiben ein, in dem ein Bruder den anderen Bruder illegaler Tätigkeit anklagte und uns darauf aufmerksam machte, daß der Betreffende einem auf der Flucht befindlichen Kommunisten weitergeholfen hätte. Wir gingen der Anzeige nach und ließen durch die Ortspolizeibehörde den jungen Mann festnehmen und uns zuführen.

Nun stand er vor uns. Klein, schmächtig, selbstverständlich unschuldig, „gentlemanlike“, Lackstiefel und weite Hose, Jackett auf Taille, der typische „Rosenbar-Tanzkavalier“.

Erst leugnete er alles; aber die Angaben, die wir erhalten hatte, waren so präzis, daß wir — selbst wenn bös-

willige oder gehässige Denunziation vorlag — uns nur auf das zu stützen brauchten, was unbedingt den Tatsachen entsprechen mußte. Eine Stunde später wußten wir, daß er einen kommunistischen Flüchtling mit Vornamen Herbert aufgenommen und weitergebracht hatte. Da wir dringend den Verdacht schöpften, daß es sich bei diesem „Herbert" um einen der Mittäter an der Ermordung der beiden Polizeioffiziere in Berlin (am Bülowplatz) handle, kam es uns hauptsächlich darauf an, bevor wir wertvolle Zeit einbüßten, alle diejenigen zu ermitteln, die vor und nach dem Verhafteten an dem Fall beteiligt waren. Sturmbannführer K. wurde mit der Aufklärung des Falles beauftragt, und es dauerte nicht lange, da war seine Arbeit von Erfolg gekrönt. Jetzt sollten wir zum erstenmal erfahren, wie geschickt und vorsichtig vom Gegner gearbeitet wurde.

Zum erstenmal bekamen wir mit kommunistischen Frauen zu tun, die in ihrer Art genau so hartnäckig drauflos logen, wie wir das bei ihren männlichen Partnern schon zur Genüge kennengelernt hatten. Unerbittlich wurden sie durch die Vernehmung in die Enge getrieben, und als sie einsahen, daß nichts mehr zu retten war, gestanden sie alles.

Als erste konnten wir ein junges, unscheinbares Mädchen festnehmen lassen, das aber an Lügenhaftigkeit und Verstocktheit manchen seiner Genossen noch in den Schatten stellte. Des Abends wurde es dem örtlichen Amtsgerichtsgefängnis zugeführt — und am nächsten Morgen ging die Vernehmungsarbeit weiter. Nachdem es einige Tage mit dem Gefängnis Bekanntschaft gemacht hatte, bequemte es sich endlich zu folgender Aussage. In dieser Vernehmung ist die Rede von einem Kommunisten Sch., der sofort verhaftet wurde, aber, wie gewöhnlich, log, und erst, als wir ihn am 7. Oktober dem Mädchen gegenüberstellten, ein volles Geständnis ablegte.

Oranienburg, den 16. September 1933.

Weiterverhandelt.

Ich habe bisher die Unwahrheit gesagt. Nunmehr will ich ein Geständnis ablegen:

Seit ungefähr acht Wochen wohne ich in Untermiete bei Wilhelm Sch. in Hennigsdorf, Feldstraße. Sein Sohn Walter Sch., der ein eifriger Kommunist war, wohnte in der gleichen Wohnung. Am 2. September d. J. erhielt ich von Walter Sch. den Auftrag, mit dem Fahrrad nach Velten zu Frau Erna G., Wilhelmstraße, zu fahren. Dort sollte ich einen jungen Mann abholen und ihm zuführen. Das habe ich auch getan. Ich habe mich der Frau G. gegenüber als aus Hennigsdorf kommend ausgewiesen, worauf sie mir den unbekannten Mann übergab. Der Mann fuhr mit der Eisenbahn nach Hennigsdorf, während ich wieder mit dem Fahrrad nach dort zurückfuhr. Auf Bahnhof Hennigsdorf hatten wir uns verabredet, uns wieder zu treffen, was auch geschehen ist. Vom Bahnhof führte ich den Mann nach der Wohnung von Walter Sch. In der Wohnung von Walter Sch. hielt sich Herbert (der Vorname des Unbekannten ist mir in der Wohnung von Sch. bekanntgeworden) vier Tage auf. Am Dienstag abend, also am 5. September, gab mir Sch. den Auftrag, am Mittwoch nach Arbeitsschluß in die Wohnung des Fritz F. zu gehen und dort zu fragen, ob Herbert sich dort einen Tag oder zwei Tage aufhalten könne. Dort erhielt ich auch zusagenden Bescheid. Am 6. September gegen 20 Uhr habe ich dann Herbert in die Wohnung von F. gebracht und habe mich gleichzeitig mit Herbert verabredet, daß wir uns am nächsten Tage gegen 16 Uhr in der Wohnung des F. treffen würden. Von dort aus ging ich mit ihm zu dem Friseur Max Sch., wo sich Herbert das Haar schneiden und festlegen ließ. Vom

Friseur aus verabschiedeten wir uns. Ich ging zu meiner Tante, während Herbert zu Walter Sch. ging, sich zu verabschieden, da er, wie er mir sagte, heute noch nach Tegel müsse. Ich habe ihn seitdem nicht wieder gesehen.

An dem Tage, an dem ich von Walter Sch. den Auftrag bekam, nach Velten zu fahren, war vorher eine Frau bei Walter Sch., die auffallend hellblondes Haar trug. Als ich aus meiner Stube kam, saß Walter Sch. mit dieser hellblonden Frau in seiner Stube. Kaum kam ich aus meiner Stube heraus, erschien Walter Sch. in der Küche und bat mich, ihm einen Gefallen zu tun, einen jungen Mann aus Velten abzuholen. Während dieses Gespräches habe ich diese hellblonde Frau in der Stube gesehen, aber nicht mit ihr gesprochen. Ich sagte zu, worauf sich Walter Sch. wieder zu der unbekannten Frau in das Zimmer begab. Während ich mir noch schnell in der Küche Kaffee zubereitete, verließ die Frau das Haus. Nach dem Weggange der Frau meinte noch Walter Sch. zu mir scherzhaft in bezug auf die hellblonde Frau:

„Ein hübsches Kind!"

Ich habe die Frau niemals vorher gesehen und kann auch nicht sagen, wie die Frau heißt und wo sie wohnt. Weitere Aussagen kann ich nicht machen.

v. g. u.

Euphemie K., Hennigsdorf.

Geschlossen.

K., Sturmbannführer.

Oranienburg, den 29. September 1933.

Verhandelt.

Vorgeführt erscheint der Schlosser Walter Sch. aus Hennigsdorf und erklärt, mit dem Gegenstand der Vernehmung bekanntgemacht und zur Wahrheit ermahnt, zur Sache folgendes:

Am 31. August d. J. erschien in meiner Wohnung eine Frau, die mich bat, einen kommunistischen Flüchtling für einige Tage zu beherbergen. Im Laufe des Gespräches erfuhr ich, daß es sich bei dem Flüchtling nur um eine kleine Sache handeln solle. Was es ist, hat sie mir nicht gesagt. Jedenfalls merkte ich, daß es sich um eine illegale kommunistische Sache handelt. Aus Mitleid um den Flüchtling habe ich zugesagt. Die Frau selbst war mir unbekannt. Ich beschreibe die Frau folgendermaßen:

ca. 25 Jahre alt, frisches Gesicht, auffallend große braune Augen, blondes Haar, normale Körperfigur, ca. 1,67 groß und modern gekleidet.

Die Unbekannte gab mir den Auftrag, am 2. September den Flüchtling von Frau G., Velten, Wilhelmstraße, abzuholen. Da ich aber am fraglichen Tage beruflich beschäftigt war, schickte ich meine Untermieterin Euphemie K., von der mir bekannt war, daß sie sich kommunistisch betätigte, nach Velten, die mir dann auch den Flüchtling zuführte. Ich habe den Flüchtling in meiner Wohnung vier Tage beherbergt. Am vierten Tage erfuhr ich von ihm, daß er Herbert K. heiße und daß er aus Furcht vor Wiederaufnahme des Prozesses in der Röntgenstraße, in der es zu Zusammenstößen zwischen Kommunisten und SA-Leuten mit tödlichem Ausgang kam, flüchtig sei. Ueber die blonde Frau erfuhr ich lediglich, daß sie in Tegel, Siedlung „Freie Scholle", wohne. Von sich selbst erzählte er außerdem, daß er vor der Flucht in Charlottenburg gewohnt habe. Während der vier Tage, die er bei mir verbrachte, besuchte ihn auch einmal die oben erwähnte Frau. Was bei diesem Besuch gesprochen wurde, kann ich nicht sagen, da ich mich während dieser Zeit in meiner Werkstatt aufhielt. Ich habe lediglich bei der Verabschiedung gehört, daß die

Frau ihn mit seinem Vornamen Herbert und er sie mit Genossin ansprach. Beim Weggehen der Frau sagte ich ihr noch, daß ich Herbert nicht mehr lange behalten könne, da ich selbst nicht viel zu essen habe. Darauf entgegnete sie mir, ich müßte dem Herbert nun selbst weiter helfen. Ich tat es auch, indem ich der K. den Auftrag gab, ihn in die Wohnung des mir bekannten Fritz F. zu bringen, was auch geschehen ist. Wo dieser Herbert nach dem Aufenthalt bei F. geblieben ist, kann ich nicht sagen.

v. g. u.

Walter Sch., Hennigsdorf.

Geschlossen.

K., Sturmbannführer.

Nachtrag. Herbert erzählte mir, daß er aus seiner Flucht nach Velten öfters aus Tegel Geldbeträge erhalten habe. Solange er aber nun in Hennigsdorf sei, habe er nichts mehr erhalten.

v. g. u.

Walter Sch., Hennigsdorf.

Geschlossen.

K., Sturmbannführer.

Oranienburg, den 7. Oktober 1933.

Weiterverhandelt.

Es erscheint der Schutzhaftgefangene Walter Sch., zurzeit Konzentrationslager Oranienburg, und erklärt, mit dem Gegenstand der Sache bekanntgemacht und zur Wahrheit ermahnt, folgendes:

Ich habe bewußt bei meiner ersten Verhandlung die Unwahrheit gesagt. Nunmehr will ich ein volles Geständnis ablegen und die reine Wahrheit sagen.

Eines Tages, nach meiner Schätzung Ende August oder Anfang September, kam eine mir unbekannte

Frau in meine Wohnung und bat mich, einen politischen Flüchtling in Quartier zu nehmen. Als Erkennungszeichen übermittelte sie einen Gruß von Richard Sch. Nach längerem Zögern sagte ich zu. Die Frau gab mir den Auftrag, den Flüchtling von Frau G. aus Velten, Wilhelmstraße, abzuholen. Ich selbst holte den Flüchtling nicht ab, sondern beauftragte hiermit die mir bekannte Euphemie K. aus Hennigsdorf. Diese führte mir den Flüchtling auch zu. Derselbe hielt sich bei mir fünf Tage auf. In der Zwischenzeit hatte ich mit meiner von mir getrennt lebenden Frau gesprochen und diese gebeten, den Flüchtling auch eine kurze Zeit aufzunehmen. Nach Ablauf der fünf Tage nahm meine Frau den Flüchtling auch für zwei Tage auf. Hierauf gab ich dem Flüchtling wieder bei mir Unterkunft. Nach zwei Tagen schickte ich denselben in Begleitung der Euphemie K. zu F., Hennigsdorf, Adolf-Hitler-Straße (Rotes Schloß), der den Flüchtling auch aufnahm. Am nächsten Tage erschien bei mir wieder die unbekannte Frau und gab mir den Auftrag, dem Flüchtling zu übermitteln, daß er um 19 Uhr am Bahnhof Tegel sein solle, da er dort erwartet werden würde. Ich übermittelte den Bescheid, den der Flüchtling auch befolgte.

Acht Tage später suchte mich die unbekannte Frau mit dem Flüchtling wieder auf und fragte, ob ich den Weg nach Bötzow wüßte. Nachdem ich ihnen den Weg beschrieben hatte, verabschiedeten sie sich wieder, und habe ich dann nichts wieder von den beiden gehört.

v. g. u.

Walter Sch., Hennigsdorf.

Geschlossen.

K., Sturmbannführer.

Ebenso interessant wie abstoßend war die Vernehmung der Frau G., deren Namen und Adresse wir nach langem Hin und Her durch die Vernehmung des Mädchens erfahren hatten. Frau G. machte den denkbar unaufrichtigsten und schlechtesten Eindruck auf uns.

Mürrisch, frech und verstockt, stellte sie den Originaltyp einer Kommunistin dar, die zu allem fähig war. Nichts Frauliches — nichts, was uns die Möglichkeit gab, in der Methode unserer Vernehmungen etwas zu tun, was an das Gemüt einer Frau rühren könnte. Diese freche, dreiste Art zu lügen, ließ darauf schließen, daß die Unaufrichtigkeit, die uns aus ihren fanatischen Augen entgegensah, Lebensinhalt war.

Das Amtsgerichtsgefängnis, in das sie abends überführt wurde, machte absolut keinen Eindruck auf sie — und als sie in ihrer vorletzten Vernehmung zum Schluß aussagte: „Es tut mir aufrichtig leid, daß ich bei meiner ersten Vernehmung so geschwindelt habe", konnten wir fünf Minuten später bereits feststellen, daß sie uns in demselben Umfange wie vorher bewußt irregeführt hatte.

Nun mußten wir zur Gegenüberstellung schreiten.

Nachdem das Mädchen vorgeführt wurde, leugnete Frau G., es zu kennen. Eiskalt ging ihr Blick über das verzweifelte Mädchen hinweg. Das Mädchen bettelte, flehte die Frau an, doch die Wahrheit zu sagen, daß sie sich auf einem Tanzvergnügen kennengelernt hätten und dann öfters zusammengekommen seien.

Frau G. schwieg — und zuckte nur leicht mit den Schultern. Erst, als wir ihr zu verstehen gaben, daß wir nun gezwungen seien, unerbittliche Strenge walten zu lassen, bequemte sie sich zu einem Teilgeständnis. Wieder schloß diese Verhandlung mit der Versicherung, daß es ihr heute aufrichtig leid tue, so gelogen zu haben.

Oranienburg, den 7. Oktober 1933.

Weiterverhandelt.

Es erscheint die Schutzhaftgefangene Frau Erna G., geb. J., und erklärt, mit dem Gegenstand der Sache bekanntgemacht und zur Wahrheit ermahnt, folgendes:

Ich habe bewußt bei meiner ersten Verhandlung die Unwahrheit gesagt. Nunmehr will ich ein volles Geständnis ablegen und die reine Wahrheit sagen:

Ich habe den flüchtigen Mörder nicht in meiner Wohnung beherbergt, sondern habe auftragsgemäß gehandelt und habe ein Quartier für die Dauer von zehn Tagen bei Alfred L., Velten, Wilhelmstraße, besorgt. Ich bin zu L. gegangen, weil ich wußte, daß er kommunistisch eingestellt ist, daß er aber anderseits wenig bekannt war. L. erklärte sich auch bereit, den Flüchtling zu beherbergen. L. hat gewußt bzw. hat es durch mich erfahren, daß es sich bei dem untergebrachten Mann um einen kommunistischen Flüchtling handelt. Während der zehn Tage habe ich dem Flüchtling und auch er mir mehrere Besuche abgestattet. Während dieser Zeit hat der Flüchtling auch einmal Besuch von der unbekannten Frau aus Tegel erhalten. Am Freitag kam die unbekannte Frau in meine Wohnung und erklärte mir, daß der Flüchtling am nächsten Tage um 14 Uhr aus meiner Wohnung nach Hennigsdorf abgeholt werden würde. Das ist auch geschehen durch die Euphemie S.

Es tut mir heute aufrichtig leid, daß ich bei meiner ersten Vernehmung so geschwindelt habe.

v. g. u.

Erna G., Velten.

Geschlossen.

K., Sturmbannführer.

Nachtrag.

Das Erkennungszeichen der mir unbekannten Frau aus Tegel war, daß sie erklärte, sie komme von Richard Sch., und Richard Sch. ist mir als kommunistischer Funktionär bekannt. Deshalb sagte ich auch zu. Ich weiß, daß Sch. seit dem Tage der Regierungsübernahme flüchtig ist und illegal lebt.

v. g. u.

Erna G., Velten.

Geschlossen.

K., Sturmbannführer.

Jedenfalls waren wir einen kleinen Schritt vorwärtsgekommen, wenn auch in der dann folgenden Endvernehmung sich herausstellte, daß wir wieder nach Strich und Faden belogen worden waren.

Mit dieser Frau sich weiter zu beschäftigen, ist so unerquicklich, daß ich erst dort wieder anknüpfe, wo sie uns ein endgültiges Geständnis ablegte und wir dann so zu ihrer Vorgängerin Frau E. Gr., dem nächsten Bindeglied in der Kette der Zubringer, kamen.

Frau E. Gr. war im Aussehen das genaue Gegenteil der Vorbeschriebenen.

Aber, wer da glaubte, daß die Ausgeglichenheit ihres Gesichtes, das sichere Auftreten bei ihrer Vorführung Anhaltspunkt für den Beweis innerer Qualität sei, der hatte sich um so gründlicher getäuscht. Genau wie bei den anderen Frauen war auch hier die Lüge Trumpf.

Schwierig wurde die Vernehmung dadurch, daß diese Frau es immer wieder verstand, durch ihre persönliche Intelligenz für sie gefährliche Situationen zu vermeiden. Nachdem die Waffe ihres ansprechenden Aeußern sich als unwirksam erwiesen hatte, versuchte sie, Mitleid zu erregen. Und als das auch fehlschlug und die Gefängnishaft zweier Nächte nicht spurlos an ihrem inneren Erleben

vorübergegangen war, bequemte sie sich zu einem umfassenden Geständnis.

Im März 1931 bin ich in die Kommunistische Partei eingetreten und Mitglied bis zur Auflösung gewesen. Illegal gehörte ich der Kommunistischen Partei nicht an. Im März d. J. kam Albert M., wohnhaft Freie Scholle, Steilpfad, zu mir und gab mir den Auftrag, illegal lebenden Genossen Quartier zu verschaffen. Ich gab hierzu meine Zustimmung. Auf Veranlassung des M. kam dann kurz darauf Richard Sch. zu mir, um Quartier zu erhalten. Ich führte Sch. zu K., Freie Scholle, Schollenweg. Kurze Zeit später kam Sch. noch einmal zu mir, und führte ich denselben dann zu S., Freie Scholle, Egidystraße.

Anfang August d. J. ist Sch. wieder zu mir gekommen mit dem Auftrag, die Quartierfrage im größeren zu übernehmen. Ich gab ihm aber nicht sofort meine Zustimmung, da mir die Sache zu riskant vorkam. Nach acht Tagen kam aber Sch. wieder zu mir und beauftragte mich, am nächsten Tag, morgens 9 Uhr, am Bahnhof Savignyplatz auf einen Herrn zu warten, der als Erkennungszeichen einen verbunnen Daumen hatte. Zur angegebenen Zeit war ich an Ort und Stelle und erblickte auch den in Frage kommenden Mann. Verabredungsgemäß fragte ich ihn nach einer Straße (das war mein Erkennungszeichen dem Manne gegenüber). Nach gegenseitigem Erkennen kamen wir auf den Zweck des Treffens zu sprechen, der darin bestand, daß ich einem kommunistischen Flüchtling weiterhelfen solle, der mir dann am nächsten Tag übergeben werden sollte. Als Treffpunkt für den nächsten Tag wurde die Ecke See-, Müllerstraße ausgemacht.

Bevor ich nach der Müllerstraße gefahren bin, hatte ich schon im Auftrage von Sch. die Verbindung mit

Frau G. in Velten, Wilhelmstraße, betreffs Unterbringung des Flüchtlings, aufgenommen. Frau G. hatte ihre Zustimmung gegeben. Ich hatte mich mit Frau G. für den nächsten Tag um 14 Uhr am Bahnhof Tegel verabredet, damit sie dort den Flüchtling in Empfang nehmen konnte.

Abends 20 Uhr traf ich mich verabredungsgemäß mit dem Herrn vom Savignyplatz. Nach der Begrüßung trat an uns ein mir unbekannter Herr heran und machte uns auf den kommunistischen Flüchtling Herbert K. aufmerksam. Die beiden Männer unterhielten sich ganz kurz: Habt ihr die Sache überprüft, und ist es notwendig, daß er illegal lebt? Trotzdem bekam ich aber noch den Auftrag, mir von Herbert K. genau den Sachverhalt erzählen zu lassen. Nachdem ich mich von den beiden verabschiedete, ging ich an Herbert K. heran und fuhr mit K. mit der Straßenbahn nach Tegel, brachte ihn dort nach der Freien Scholle zu K., Schollenhof. Am nächsten Mittag holte ich K. dort wieder ab, um ihn Frau G. am Bahnhof Tegel zu übergeben. Auf diesem Wege teilte ich K. mit, daß ich ihn einmal in Velten besuchen würde. Bemerken möchte ich noch, daß ich von dem Erich 5 RM erhalten habe, die ich auch dem Herbert K. übergeben hatte. Diesen Betrag hatte ich von dem Erich in der Danziger Straße erhalten. Diese Zusammenkunft hatten wir während unserer Zusammenkunft in der Seestraße verabredet.

Einige Tage später bin ich dann nach Velten gefahren, wollte zu Frau G. gehen, um zu erfragen, wo Herbert K. ist. Traf den K. aber schon auf der Straße und bin mit ihm in den Park gegangen. Gab ihm hier die 5 RM und forderte K. auf, mir ganz genau zu erzählen, weshalb er flüchtig sei. K. erzählte mir, daß er in den Prozeß in der Röntgenstraße

verwickelt sei. Er wäre wohl im Prozeß freigesprochen, befürchte aber, von der SA trotzdem noch gesucht zu werden. Ich sagte K., daß ich diesen Bericht weitergeben und ihm dann auch weiteren Bescheid geben werde.

Ich hatte mich mit dem Erich (dem Mann mit dem verbundenen Daumen) am Bahnhof Wedding um 9 Uhr morgens verabredet, um E. den Bericht zu übergeben. Bin aber 20 Minuten zu spät gekommen und traf E. nicht mehr an. Ein oder zwei Tage später kam Sch. zu mir. Diesem erzählte ich, daß ich den E. versäumt hätte, und er möchte die Verbindung wiederherstellen. Sch. versprach es mir. Bei dieser Gelegenheit gab er mir die Adresse von Walter Sch., Hennigsdorf, Feldstraße. Ich selbst fuhr dann auch nach Hennigsdorf zu Walter Sch. Er gab mir die Zusicherung, daß Herbert K. aus Velten abgeholt wird. Ich fuhr nun mit meinem Rade zu Frau G. nach Velten und sagte ihr, daß K. am nächsten Tag abgeholt werden würde.

Ich besuchte K. in Hennigsdorf bei Walter Sch. und teilte K. mit, daß ich den Bericht nicht weitergeben konnte. Ich fragte K. auch noch, ob er noch bei Sch. bleiben könne. Walter Sch. gab mir die Zusicherung.

Acht Tage später suchte mich K. in meiner Wohnung auf. Ich selbst war aber nicht anwesend, wir trafen uns aber auf dem Wege zwischen der Freien Scholle und Tegel. K. fragte mich, was nun eigentlich werden soll; er könne nicht länger in Hennigsdorf bleiben. Ich mußte ihn aber noch vertrösten, da ich kein anderes Quartier für ihn hatte. Habe K. auch mitgeteilt, daß ich den Bericht immer noch nicht weitergeben konnte. K. ist dann wieder nach Hennigsdorf gefahren.

Ich fragte dann Hans F., Borsigwalde, Schubartstraße, den ich durch Frau H. am Schlächterladen des Konsumvereins kennenlernte, ob er eine Unterkunft für einen Flüchtling hätte. Er gab dieses zu, und wir verabredeten uns. Trafen uns dann auch am nächsten Tage, abends 19 Uhr 30 Min., in der Neuen Ernststraße in Borsigwalde. Vorher war ich nach Hennigsdorf gefahren zu Walter Sch. und hatte K. mitteilen lassen, daß er um 19 Uhr 15 Min. am Bahnhof Tegel sein solle, da er dort von mir erwartet würde. Er traf dort auch ein, und bin ich mit K. zur Neuen Ernststraße gegangen und übergab ihn dem Hans F.

Einige Tage darauf kam Richard Sch. zu mir und erzählte mir, daß er die Verbindung mit dem Erich immer noch nicht habe herstellen können, und sagte mir auch gleich, daß ich für den Flüchtling in Bötzow bei L. in der Bahnstraße eine Unterkunft bekommen könne.

Acht Tage nach der Uebergabe des K. an F. kamen beide zu mir nach der Freien Scholle. Fr. bat mich, noch unbedingt heute ein anderes Quartier für K. zu beschaffen. Ich bin dann sofort mit K. nach Bötzow gefahren. Die mit dem Vornamen Lene bezeichnete Frau war nicht anwesend. Ich ließ K. bei der mir bekannten Familie Tsch. in der Bahnstraße. Tsch.s hatten keine Ahnung, um was es sich hier handelte. Ich sagte zu Tsch., daß K. abends die Lene sprechen wolle. Ich selbst habe mich dann nicht weiter um K.s Unterkunft in Bötzow gekümmert, sondern bin nach Hause gefahren.

In Bötzow blieb K. etwa acht Tage. In der Zwischenzeit hatte mir Sch. schon eine neue Adresse gebracht, und zwar E. in der Kolonie „Gartenfreunde", Borsigwalde, Sonnenweg. Ich fuhr zu dem mir mit

E. bezeichneten Mann und fragte diesen, ob er eine Unterkunft für einen kommunistischen Flüchtling beschaffen könne. E. sagte zu, und wir verabredeten, daß Herbert K. am nächsten Tag zu ihm kommen solle. Ich fuhr dann am nächsten Tag nach Bötzow, Bahnstraße, und teilte K. mit, daß er sich noch am selben Tag nach Borsigwalde, Kolonie „Gartenfreunde", Sonnenweg, begeben solle. Wir vereinbarten noch, daß ich K.s Wäsche von F. abholen und diese K. am nächsten Morgen an der Brücke Neue Ernststraße übergeben würde. Wie verabredet, trafen wir uns an der Brücke, und ich übergab K. die Wäsche und sagte ihm auch, daß ich mich nach neuem Quartier umsehen würde, d. h. wenn mir Sch. neue Adressen angeben würde.

Ich bin dann nicht mehr mit K. und Sch. zusammengekommen. Am Freitag, dem 29. September, wurde ich verhaftet und dem Konzentrationslager Oranienburg zugeführt.

Die beiden Familien Tsch. und Sch. habe ich bereits vorher kennengelernt, und zwar durch meine Eigenschaft als Werberin für den Berliner Volks-Feuer-Bestattungs-Verein.

Alle gemachten Angaben entsprechen der Wahrheit.

v. g. u.

Emmy Gr., geb. Fr.

Geschlossen.

K., Sturmbannführer.

Dieses Geständnis lieferte uns derart wertvolles Adressenmaterial, daß wir hier die Verfolgung der Kette unterbrechen konnten und somit die Zeit zurückgewannen, die uns durch das systematische Hinhalten der drei Frauen verlorengegangen war. Zwei Tage später gelang es Sturmbannführer K. in Zivil, die überraschende Fest-

nahme des gesuchten kommunistischen Flüchtlings Herbert K. auf einem Laubengrundstück in Hennigsdorf durchzuführen. Der Vorstoß in einen ganz vorbildlich organisierten kommunistischen Unterbezirk war geglückt.

Noch am selben Abend konnte die Geheime Staatspolizei zur Verhaftung vieler Angehöriger dieser Zersetzungszelle schreiten. Bei Herbert K. handelte es sich um einen jungen Kommunisten, der mit der Ermordung der beiden Polizeioffiziere, wie wir anfangs angenommen hatten, nichts zu tun hatte. Aber er war in die Angelegenheit der Ermordung eines SA-Mannes in der Röntgenstraße verwickelt. Seine Bekanntschaft mit Berliner kommunistischen Terroristen war ganz erstaunlich. Er gehörte der berüchtigten Häuserschutzstaffel „Klaffert" an.

In zwei urtextlich folgenden Vernehmungen stelle ich die Exponenten zweier Schichten innerhalb der Kommunistischen Partei heraus.

Der eine — Sohn eines Pfarrers, war als Intellektueller bis zum Frühjahr 1933 krampfhaft bemüht, durch seine illegale Arbeit seinem Vaterlande so viel wie nur irgend möglich Schaden und seinem Elternhause Schande zuzufügen.

Nach dreizehnjährigem Besuch der höheren Schule langten seine geistigen Kräfte gerade so weit, um als Funktionär für die Partei der Vaterlandlosen zu wirken. Bezeichnend ist für ihn das Geständnis, daß er in seiner letzten Schule, die er besuchte, durch einen jüdischen Lehrer Dr. Ausländer (Berlin-Reinickendorf) kommunistischen Anschauungsunterricht erhielt.

Ich bedauere diesen Vater aufrichtig, der nicht einmal so viel geistige Gewalt über seinen Sohn gehabt hatte, wie ausgerechnet ein jüdischer Lehrer.

Wenn man zurückdenkt an eine Zeit, wo sich eine deutsche studentische Jugend singend, erfüllt von leuchtender Vaterlandsliebe, bei Langemarck zum Opfer brachte; wenn

ich an das Jahr 1918 zurückdenke und an jenen Frühjahrsabend, als Teile des 132. Infanterieregiments in Straßburg i. E. durch die Straßen der Stadt zum Bahnhof rückten und unter jenen Feldgrauen mein Freund, der Führer meiner Jugend, ebenfalls Sohn eines alten elsässischen Pfarrers, sein junges, blühendes Leben opferbereit gen Frankreich trug.

Und wenn ich dann des Tages gedenke, als alles zusammengebrochen war und der Sohn dieses elsässischen Pfarrers zurückkehrte, seelisch todwund, um das Schicksal seines Vaterlandes bangend, seine jungen Freunde, kaum dem Kindesalter entwachsen, um sich scharte, um ihnen den glühenden Haß gegen die marxistischen Verräter und den raubenden Feind ins Herz zu gießen, — — dann ziehe ich einen Vergleich.

Dort ein Pfarrerssohn, dem der alte, weißhaarige Vater den Segen in der kleinen elsässischen Dorfkirche mit auf den Weg gegen die Feinde des Vaterlandes gab.

Hier ein Pfarrerssohn, dem ein jüdischer Lehrer kommunistische Weltanschauung in das Herz pflanzte — und als der Same aufging, vegetierte ein elendes Nachtschattengewächs auf dem Hof — in den Hallen des Konzentrationslagers Oranienburg.

Und wenn ich jedem Arbeiter, der den Lockungen und Versprechungen seiner marxistischen Führer folgte, Verständnis entgegenbringen kann, weil ich weiß, warum der wirtschaftlich arme und notleidende, ausgesaugte und abgenutzte Mensch leicht diesen Weg gehen konnte — hier kann ich es nicht.

Wenn einem Menschen das Glück und der Segen zuteil wurde, am Born der Wissenschaft und des Geistes sich sattzutrinken, und er findet den Weg nicht nach oben, um mit freudigem Herzen bereit zu sein, allen mit geistiger Kraft führend zu helfen, sondern hinabsteigt und mithilft,

die Verzweifelten noch mehr der Verzweiflung entgegenzutreiben — dann hat er sich am Vaterlande, das ihm alles gab — versündigt.

Und deswegen hasse ich den intellektuellen Marxisten, weil er undankbar und unehrlich einen Weg ging, der ihm wohl die billige Achtung einer breiten, indifferenten Masse, aber sonst auch nichts an Werten gab, die er jenen Gütern angleichen konnte, die er vom Vaterlande zu besserer Nutzung erhalten hatte.

Anschließend soll die Vernehmung des marxistischen Pfarrersohnes, dessen ganze Energie dem kommunistischen Funktionär gehörte, für sich selber sprechen.

> Ich bin am 23. November 1901 in Seebuckow als Sohn des Pfarrers R. geboren. Vom sechsten Lebensjahr bis zum 19. Lebensjahr besuchte ich die höhere Schule. In meiner letzten Schule bekam ich den ersten kommunistischen Anschauungsunterricht von meinem Lehrer, Dr. Auslaender, Berlin. Aktiv beteiligte ich mich in der Kommunistischen Partei seit 1924. 1928 besuchte ich einen Schulungskursus der KPD in Berlin. Zwei Jahre später begann erst meine richtige Tätigkeit als Funktionär in Treuenbrietzen. Hierselbst waren die Funktionäre sehr rar, und so bekam ich sofort den Posten eines Unterkassierers. Weil mehrere Organisationen auf einmal aufgezogen wurden, bekam ich außerdem noch den Posten eines Kassierers von der RGO und einen leitenden Posten im proletarischen Freidenker. Als solcher kam ich viel mit Berliner Funktionären zusammen. Auch mehrere Male wurde ich von der IAH Berlin und Rote Hilfe aufgefordert, in Treuenbrietzen Ortsgruppen zu bilden. Da wir aber mit Organisationen überlastet waren, so lehnten wir es zuerst ab. Nach wiederholten Aufforderungen bildete sich endlich

die Rote Hilfe. Die Bildung der JAH unterblieb, da Mangel an Funktionären war.

Nachdem die Partei endgültig verboten war, betätigte ich mich illegal weiter. Die Parteigenossen mißtrauten mir zuerst; aber ich versuchte immer wieder die Genossen für meine Idee zu gewinnen. Die beiden leitenden Funktionäre (Friedrich B. und Heinrich M., beide aus Treuenbrietzen), waren schon einmal drei Wochen verhaftet, kamen aber dann wieder zurück und betätigten sich dann nicht mehr politisch. Zuerst versuchte ich dann mit den Genossen einzeln zu diskutieren über die Notwendigkeit einer kommunistischen Aktion. Die Genossen selbst wollten davon aber nichts wissen, zumal sie fürchteten, daß sie aus der Arbeit fliegen würden. Ich versuchte mit Berliner Funktionären in Verbindung zu treten. So zum Beispiel mit Dr. M., Berlin, Hirtenstraße, und Dr. A., Berlin-Reinickendorf, Kepplerstraße. Da ich von Berlin keinerlei Antwort bekam, so versuchte ich, allein etwas zu organisieren. Ich versuchte, mit dem Unterbezirk Treuenbrietzen in Verbindung zu treten und eine Neuaufstellung eines lebensfähigen Unterbezirks zu erreichen. Dieses zerschlug sich aber auch. Nun versuchte ich, durch Kuriere mit Berlin in Verbindung zu treten. Es war mir bekannt, daß ich keinerlei Besuch empfangen durfte, da dieser sonst sofort gemeldet worden wäre. Es wollte sich aber keiner zu diesem Posten hergeben. An einem Abend kam der Vertreter Z. aus Berlin O und der Vertreter der Anzeigenvertreter der AJZ, G., Berlin O, Weidenweg. Mit diesen hatte ich eine Zusammenkunft in der Laube von G., an der Jüterboger Chaussee, und besprachen eine endgültige Regelung der Aktionstätigkeit des Unterbezirks Treuenbrietzen. Nach dieser Besprechung versuchte ich auch mein Heil in den Ortschaften, die zu

dem Unterbezirk gehörten, zum Beispiel Belzig, Brück, Görzke und Bork. Dieses gelang mir aber nicht. Ich benachrichtigte dann G., daß in Treuenbrietzen und Umgegend nichts zu machen wäre. Ich selbst wollte mich nun nicht mehr politisch betätigen. Versuchte nun nur noch, meine Sachen aus der Laube zurückzubekommen. Nachdem ich meine Aktentasche aus dieser Laube herausgeholt hatte, wurde ich auf dem Rückweg von Herrn S. angehalten, der mich fragte, wo ich um elf Uhr noch hinwolle. Da es ihm verdächtig vorkam, daß ich mit zwei Aktentaschen und einem Fahrrad noch so spät unterwegs war, nahm er mich fest und brachte mich zur Polizeiwache. Von dieser wurde ich fünf Tage später nach Oranienburg eingeliefert.

Herr S. gab auf der Polizei an, daß er mich noch mit zwei Mann zusammen gesehen habe. Darauf gab ich an, daß noch zwei Mann bei mir waren, und zwar: Paul T. und Gregor W. aus Treuenbrietzen. Dieses entsprach aber nicht der Tatsache.

Bemerken möchte ich noch, daß unsere illegale Arbeit darin bestehen sollte, Flugblätter und Zeitungen selbst zu drucken und im Unterbezirk zu verteilen bzw. zu vertreiben. Als Unterführer hatte ich mir den M. aus Bork ausersehen.

v. g. u.
gez. Gerhard R.
Geschlossen.
gez. St., Sturmführer.

Die nächstfolgende Vernehmung ist insofern interessant, als dieser Exponent kommunistischer Unterwelt einen Vernehmungsstil diktierte, der alles, was er an strafbaren Handlungen beichtete (später stellte sich heraus, daß es nur ein verschwindender Teil seines verbrecherischen Lebens war) in der Sonne eines echten „Ganoventums" leuchten läßt. Diese Vernehmung soll ohne Kommentar für sich sprechen und wirken.

Oranienburg, den 13. Dezember 1933.

Ich wurde am 19. Juli 1899 zu Lodz, jetzt Polen, geboren und bin seit Mai 1915 in Deutschland. Vom Mai 1915 bis Mai 1916 habe ich im Kohlenschacht in Hausdorf, Kreis Neurode, gearbeitet. Von 1916 bis 1917 war ich auf der Grube in Radbod bei Hamm in Westfalen tätig. Dann fuhr ich in die Magdeburger Gegend, um dort in der Landwirtschaft Arbeit zu bekommen. Da ich aber keine Papiere hatte, wurde ich in Unseburg, Kreis Wansleben, durch die Polizei verhaftet und nach dem Mannschaftsgefangenenlager Alten-Grabow gebracht. Von dort kam ich nach dem Rittergut Prirau, Kreis Bitterfeld, und war dort von August 1917 bis Dezember 1918 als Landarbeiter tätig. In der Zwischenzeit wurde ich wegen Diebstahls von Kartoffeln zu vier Wochen Gefängnis verurteilt. Von Dezember 1918 bis Mai 1920 war ich bei einem Bauern in Thurland, Kreis Dessau, tätig. Als ich nach Hause fahren wollte und kein Fahrgeld hatte, verfiel ich auf den dummen Gedanken, mit Pferd und Wagen nach Hause zu fahren. In Berlin wurde ich verhaftet und mit 1 Jahr 4 Monaten Gefängnis bestraft. Nach langer Arbeitssuche fand ich in einer Getreidehandlung in Landeshut (Schles.) vorübergehend Beschäftigung, und konnte ich mir dort das Fahrgeld für die Fahrt nach Dessau verdienen. Ich habe in Dessau bei der Firma Heine Arbeit gefunden. Als ich im Winter 1923 wieder erwerbslos wurde, habe ich auf dem Güterbahnhof Altmetall gestohlen und wollte dasselbe in Halle verkaufen. Dabei wurde ich verhaftet und wegen Diebstahls mit neun Monaten Gefängnis bestraft. Nach meiner Entlassung kam ich wieder nach Dessau und habe bei dem Ankerwickler W. bis Februar 1925 gearbeitet. Während meiner Tätigkeit bei W. ging ich mit diesem zu einem

Vergnügen. Dort hatten wir viel getrunken. Auf dem Heimwege wurden wir durch einen Polizeibeamten zur Rede gestellt, da mein Chef auf der Straße öffentliches Aergernis erregte. Auf die Aufforderung des Beamten, unsere Personalien anzugeben, gab mein Chef einen falschen Namen an. Ich wollte die Angelegenheit richtigstellen, kam aber mit dem Beamten in Wortwechsel, in dessen weiterem Verlauf ich verhaftet werden sollte. Ich widersetzte mich derselben, wurde aber nach gebrochenem Widerstand doch verhaftet und vom Gericht wegen Widerstands gegen die Staatsgewalt zu 1 Jahr 3 Monaten Gefängnis verurteilt. Nach meiner Entlassung aus dem Gefängnis wurde ich bei meinem alten Arbeitgeber wieder beschäftigt. Als die Arbeit wieder knapp wurde, ging ich als Wagenwäscher. Dann kam ich mit einem Mädel zusammen, die für Geld auf die Straße ging, und wurde wegen Zuhälterei zu 6 Wochen Haft verurteilt. Nach Ablauf der sechswöchentlichen Haft war ich bei verschiedenen Firmen als Gelegenheitsarbeiter tätig. Da mir sehr wenig Geld zur Verfügung stand, verkehrte ich in einem Lokal, in dem es billiges Essen gab. Dort lernte ich viele Arbeiter kennen, die bei der KPD. waren. Ich wurde nun ebenfalls Mitglied der KPD. Seit August 1932 habe ich keine Beiträge mehr gezahlt. Eine Funktion habe ich in der Partei nicht gehabt. Von Waffen ist mir nichts bekannt. Ebenso ist mir ein gewisser K. gänzlich unbekannt, jedenfalls habe ich ihn vor meiner Verhaftung nicht gekannt.

v. g. u.

Alfons D.

Geschlossen.

St., Sturmführer.



Die Schmiede des Lagers



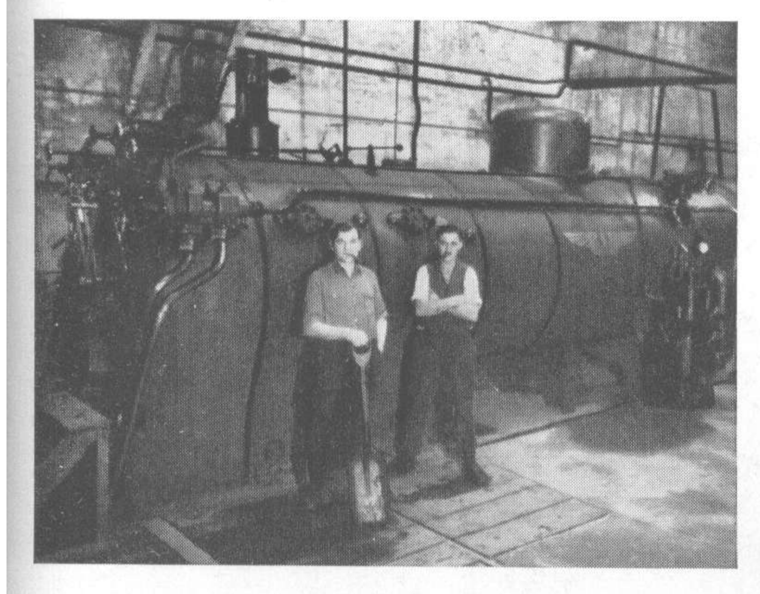
Die Schneider bei der Arbeit



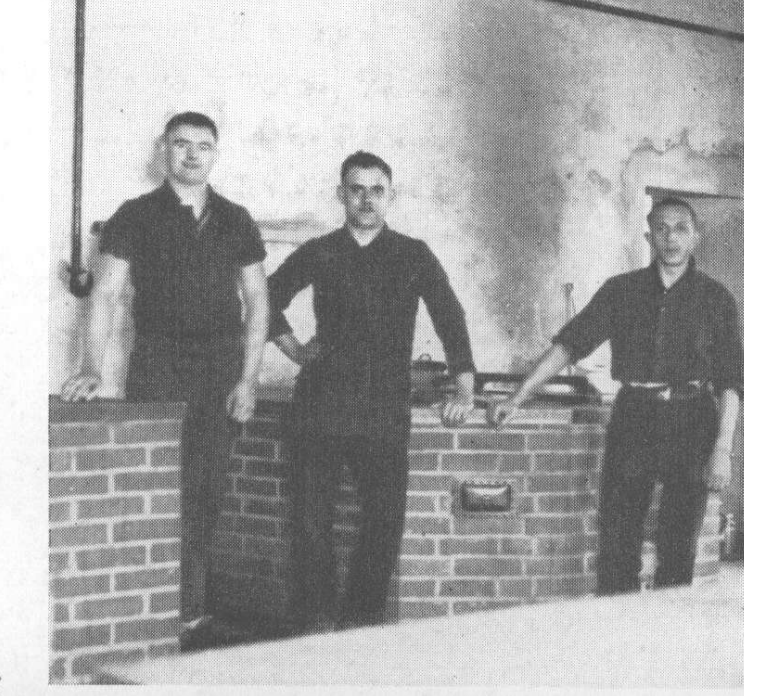
In der Lagertischlerei



Schuhmacherei



Im selbstgebauten Kesselhaus. Bedienung: Ein SA-Mann und ein Häftling



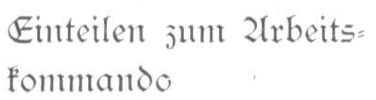
Häftlinge als Küchenarbeiter



Einrückendes Arbeitskommando



Handwerkszeug der Häftlinge



Einteilen zum Arbeitskommando



Kurz vor Weihnachten gelang es diesem Verbrecher, seinem Begleitposten in Berlin zu entwischen. Dank der vorzüglich arbeitenden Kriminalpolizei und dem Erkennungsdienst im Polizeipräsidium Berlin gelang es zwei Tage später, D. wieder zu verhaften. Hier trat zum erstenmal im Lager Oranienburg etwas in Erscheinung, was ich bis dahin nicht zu glauben gewagt hatte: Selbstjustiz der Häftlinge! —

Die Häftlinge, die durch die Flucht des D. verschärfte Maßnahmen, wie Brief- und Besuchssperre, befürchteten und auf der anderen Seite klar zum Ausdruck brachten, daß sie es als bodenlose Gemeinheit empfänden, die SA-Männer, die sie auf Grund der absolut anständigen Behandlungsweise schätzen gelernt hatten, in eine derart unangenehme Lage zu bringen, nahmen sich D. vor.

Als wir von der Strafexpedition der Häftlinge, die in den Schlafsälen ohne unser Wissen erfolgte, erfuhren, eilten wir sofort in die Häftlingsräume, wo wir aber bereits D. jämmerlich verprügelt vorfanden. Ich schreibe bewußt über diesen Vorfall, weil er blitzartig das Verhältnis der meisten Häftlinge zum Konzentrationslager und seiner SA beleuchtet. Als die Häftlinge von dem Entweichen des D. Kenntnis erhalten hatten, boten sich verschiedene von ihnen an, sich an der Suche nach D. beteiligen zu dürfen. Wann und wo, dürfen wir mit vollem Recht fragen, wäre das in einem Häftlingslager je möglich gewesen? Mit dieser Episode schließe ich das Kapitel der Abteilung IA.

Tausend andere Ereignisse müssen zurücktreten, da Zeit und Raum mir ihre Erwähnung verbieten. Wenn einmal der Tag gekommen sein sollte, wo das Konzentrationslager einem anderen Zwecke als dem jetzigen dienen wird, dann soll die Erinnerung an die Abteilung IA für uns stets ehrenvoll sein.

Hier wurde von SA-Führern und SA-Männern der Beweis erbracht, daß Ausdauer und Fleiß, gesunder Menschenverstand und das Geschick, die Dinge folgerichtig anzufassen, nicht allein das Reservat geschulter Menschen zu sein braucht.

Stattet man eine solche Abteilung, die politische Straftaten zu erforschen oder zu verhindern beauftragt ist, mit den notwendigen Machtmitteln, unbelastet vom Wuste einengender und verwirrender Paragraphen aus — dann ist der Erfolg garantiert. Das ist eine jener politischen Staatsnotwendigkeiten, die nur diejenigen ablehnen, die sie zu fürchten haben.

Rückblick, Überblick und Ausblick

In den vorhergehenden Kapiteln habe ich von der Vorgeschichte der nationalsozialistischen Revolution, der Vorgeschichte des Lagers, dem Aufbau und den Schwierigkeiten, die sich uns in den Weg stellten — von Häftlingen, von Führern und Verführten erzählt.

Im vorliegenden Kapitel will ich nun alles das noch niederschreiben und berichten, was mir wesentlich erscheint, um das Bild, das ich vom Konzentrationslager Oranienburg entworfen habe, abzurunden. Ich will nicht mehr von den Häftlingen und den Ursachen erzählen, die sie zu dem machten, was sie dann bei uns waren; sondern ich will als Nationalsozialist mit ihnen, die es verdienen, wieder als vollwertige Volksgenossen in unsere Gemeinschaft aufgenommen zu werden, in ihre und unsere Zukunft schauen.

Es wird ja einmal alles vergessen werden müssen, und dann, wenn die Jahre ins Land gegangen sein werden, wird es sich erweisen, ob alle diejenigen, die das politische Schicksal zu uns geführt hatte, das geworden sind, was wir von ihnen erwarteten — treue Söhne ihres Vaterlandes.

Seitdem den Hetzaposteln ihre wertvollste Waffe, die Presse, aus den Händen geschlagen worden ist; seitdem deutsche Menschen in deutschen Zeitungen von deutschem Leben im Dritten Reich Adolf Hitlers schreiben, ist vieles, vieles anders geworden.

Diejenigen aber, die heute noch nicht begriffen haben oder begreifen wollen, daß eine andere Zeit in Deutschland angebrochen ist, und daher nicht nachlassen zu hetzen und zu wühlen, sollen auf unsere Rücksichtnahme nicht bauen oder hoffen.

Wenn da einer ist, der da glaubt, der nationalsozialistische Staat habe nur die Pflicht, durch Winterhilfe und Arbeitsbeschaffung ihm den Weg aus der Zeit der Verelendung zu

zeigen und freizumachen, aber er habe nicht das Recht, Forderungen an ihn zu stellen, der muß erst zwangsläufig umlernen — und das geschieht am besten und schnellsten bei uns. Für die Asozialen ist das Konzentrationslager der beste Aufenthalt.

Vor einigen Wochen sprach man häufig in Polizeifachkreisen davon, daß man solche Elemente, denen das Verbrechen zum Beruf geworden ist, nachdem sich herausgestellt haben sollte, daß an eine Besserung auf Grund der mit ihnen gemachten Erfahrungen nicht zu denken sei, in den Konzentrationslagern unterbringen müsse.

Wenn erst einmal die Zeit der politischen Schutzhaftlager aufhören sollte, würde ich es für außerordentlich günstig erachten, die in den Lagern gemachten Erfahrungen hier nutzbringend zu verwerten.

Es dürfte die Leser meines Buches interessieren, daß auch ganz anders geartete Fälle als nur politische an unser Lager herangetragen wurden. Das mecklenburgische Staatsministerium überwies uns eines Tages einen Schlächter, der wegen der unmenschlichsten Behandlung seiner Familie einfach isoliert werden mußte. Nachdem man in Trinkerheilstätten, Gefängnissen und sonstigen Korrekturanstalten vergeblich versucht hatte, diesen brutalen Wüstling, der Frau und Kinder bis aufs Blut peinigte, zu bessern, übergab man nach absoluter Erfolglosigkeit diesen Mann — dem Konzentrationslager Oranienburg.

Und hier — das dürfen wir mit Stolz verzeichnen — bekamen wir ihn klein. Fern dem Alkohol und fern den Menschen, die für ihn schuften mußten und zum Lohn Prügel und Todesandrohung erhielten, arbeitet er heute vom frühen Morgen — bis in den späten Abend.

Keine Ruhe — keine Rast.

Einmal — ein einziges Mal nur — und das war gleich zu Anfang — versuchte er den wilden Mann zu spielen —

und seit diesem einmaligen Auflehnen gegen Disziplin und Gewalt ist er ruhig geworden. Ganz ruhig! —

Wenn SA-Führer im Lager über den Hof kommen, reißt er von weitem die Mütze vom Kopf und steht stramm. Wenn er gerufen wird, dann ist es — als sei ihm der Blitz in die Knochen gefahren. Und wenn er arbeitet, dann verlohnt es schon der Mühe, ihn dabei zu beobachten.

Man glaubt ja nicht, wie segensreich eine derartige Erziehung für solche niederträchtigen und brutalen Menschen ist.

Mehr als einmal schrieben Väter an uns Briefe, worin sie uns baten, ihre Söhne aufzunehmen, damit sie noch vor ihrem gänzlichen inneren Zusammenbruch durch straffe Zucht und Arbeit — vollwertige Menschen werden könnten.

Während der eine Vater die „Pension" für seinen Sohn monatlich im voraus zahlen wollte, bot der andere Vater außer täglicher Pension — 500 RM für arme, notleidende SA-Männer.

Es erübrigt sich zu sagen, daß wir auf diese Bitten und zum Teil „hochherzigen Angebote" nicht eingehen konnten. Ich halte für diese Art widerspenstiger und vielleicht ausschweifend veranlagter Menschen den Arbeitsdienst für wesentlich wertvoller.

Man darf nicht vergessen, daß der Umgang mit vollwertigen, guten und absolut brav veranlagten Kameraden im Arbeitsdienst und die dort herrschende Disziplin manchmal solchen jungen Menschen, die erst Männer werden sollen, mehr zu geben vermögen als unsere Erziehungsarbeit, die sich eher für ausgesprochen Asoziale eignet.

Das schwierige in unserer Erziehungsarbeit lag und liegt in der Beurteilung der Verschiedenartigkeit der Menschen, die uns übergeben wurden. Ich will jedoch nicht den Gedanken aufkommen lassen, als wollte ich hierbei einem Individualismus das Wort reden, wie wir ihn — da er uns

in den verflossenen 14 Jahren beinahe erdrosselt hätte — bekämpft haben.

Wenn ich hier von der verschiedenartigen Beurteilung von Menschen spreche, die lediglich ihrer staatspolitisch gefährlichen Einstellung wegen in das Konzentrationslager kamen, so denke ich an jene Unterschiede, die sich aus den Rollen ergaben, die sie gespielt hatten. Die Schwierigkeit lag darin, daß wir erst einmal feststellen mußten, wer besserungs- oder wandlungsfähig sei.

So stellte ich z. B. einen Kunstmaler vor eine in der Lagertischlerei angefertigte Staffelei und gab ihm den Auftrag, zwei Oelbilder auf Sperrholz zu malen.

Die Auswahl der Motive überließ ich ihm allein. Ungestört, allein in einem Raum, oder draußen auf dem Sportplatz hinter dem Lager, stand er Tage und Wochen — und malte.

Als ein Bild fertig war, ließ ich ihn zu mir kommen.

Eine wundervolle deutsche Landschaft war entstanden. Im Vordergrund schnitten drei Bauern das erntereife Korn, während zwischen lieblichen Hügeln im Hintergrunde des Bildes ein Dorf mit seiner alten Kirche in den Sommertag hineinträumte.

So lebensecht und wahr konnte nicht nur ein Künstler, sondern nur ein Mensch malen, der ganz und gar mit dem Boden verwachsen war, auf dem er lebte.

Das andere Bild zeigte Häftlinge des Lagers als Arbeiter an einer Straße. Keine gequälten Gesichter, sondern gesunde, starke Männer. Ihn hatte nur das eigene Elend und das Empfinden mit dem materiellen Elend der anderen veranlaßt, politische Wege zu gehen, die sich als falsch erwiesen hatten und auch von ihm jetzt als verkehrt erkannt wurden.

Der Kupferschmied arbeitete an einem kleinen Kunstwerk, das er in Kupfer trieb und feilte.

Der Schlosser stand am Schraubstock, der Schmied am Blasebalg, der Mechaniker an der Drehbank — und die ande-

ren arbeiteten draußen und rückten des Abends singend in die Stadt wieder ein.

Ueberall sollte die Arbeit unserer Erziehung wertvollster Berater sein.

Es muß an dieser Stelle festgestellt werden, daß bei den meisten ja nicht verbrecherische Neigung sie zu dem hatte werden lassen, was sie waren, sondern die unfreiwillige Rast in ihrem Arbeitsdasein.

Und dann kamen die Entlassungen.

Da schrieb der eine, daß er eine große Bitte an uns habe, freiwillig im Lager bleiben zu dürfen.

Der andere schrieb an den Landrat des Kreises Teltow.

Sehr geehrter Herr Landrat,

ich nehme hiermit Gelegenheit, Ihnen zu danken für die freundlichen Worte, die Sie anläßlich Ihres Besuches im Konzentrationslager Oranienburg an mich gerichtet haben.

Gleichzeitig erlaube ich mir zu sagen, daß Ihre Ermahnung, mich von politischer Betätigung fernzuhalten, übereinstimmt mit meinem schon vor längerer Zeit gefaßten Entschluß, der die Folge der Ueberwindung meiner bisherigen politischen Auffassung ist.

Ich gehe zurück zur christlichen Bewegung, aus der ich gekommen bin, da sich dieser Weg mit meinen gewonnenen Erkenntnissen deckt.

Bei dieser Gelegenheit erlaube ich mir die Bitte, mich für die Zeit, wo Sie, Herr Landrat, meine Inschutzhafthaltung noch für notwendig halten, im Konzentrationslager Oranienburg zu belassen, da ich hier nicht wie sonst irgendwo der Untätigkeit ausgeliefert bin, sondern einer geregelten Arbeit nachgehen kann.

Ganz ergebenst

Ihr

W. R.

Im ganzen blieben acht ehemalige Häftlinge freiwillig im Lager. Sie erhalten dort in Anerkennung ihrer Leistungen Lohn und bewegen sich als vollkommen freie Menschen unter uns. Der eine von ihnen schrieb einen Brief, dem er die Ueberschrift „An alle" gab. Ich lasse ihn urtextlich folgen.

Oranienburg, den 12. Oktober 1933.

An alle.

Ich der am Ende unterzeichnete ehemalige Häftling möchte an Eidesstatt folgendes niederschreiben.

Ich war vom 17. Juli 1933 bis 22. September 1933 im Konzentrationslager von Oranienburg. Wurde in Frankfurt a. O. verhaftet, war acht Tage im Polizeigefängnis. Nun zur Sache. Kann mit reinem Gewissen unter Eid bekunden, daß mir in der ganzen Zeit nichts Kränkendes widerfahren ist. Ferner muß ich ganz bestimmt und entschieden in Abrede stellen, daß ich geschlagen wurde. Da ich nach meiner Entlassung weiter im Lager bin, könnte bei fremden Leuten der Gedanke Platz greifen, ich hätte eine andere Behandlung gehabt. Das ist natürlich auch nicht der Fall. Wahr ist, daß auf Grund meiner Arbeit der Kommandant mir sechs Wochen vor meiner Entlassung den Vorschlag machte, im Lager gegen gute Bezahlung weiterzuarbeiten. Dies ist dann auch am 22. September 1933 geschehen. Als Beweis bin ich gern bereit, meine Briefe, die ich an meine Braut geschrieben habe, vom Lager aus, zur Verfügung zu stellen. Arbeite jetzt als freier Mann und schlafe in demselben Raum, demselben Bette und trage noch dazu dieselbe Kleidung wie die Häftlinge. Auf gut Deutsch, ich unterscheide mich in nichts von meinen ehemaligen Kameraden. Ich behaupte nun folgendes: Wenn man im Lager prügeln würde, würde ich so schnell wie nur möglich, Bett, Kleider und Schlafraum wechseln; denn es

wird mir ja ein jeder gern glauben, daß ich mich gar nicht dazu verstanden hätte zu bleiben, um solche Sachen zu erleben. Auf der anderen Seite wäre ja die ganze Verwaltung des Lagers blöde und dumm, wenn sie einen Mann im Lager (es sind nun schon drei) behält, der vielleicht vor Monaten eine Gefahr für Ruhe und Ordnung war und somit dazu selbst beitragen würde, um derartiges an die Oeffentlichkeit zu bringen. Ich war von März 1916 bis Oktober 1919 Soldat. Habe viele Freude, aber auch viel Leid erfahren. Was unser Stubengefreiter war, ist anders mit mir verfahren. Dabei war ich ein Junge von knapp 18 Jahren.

Da ich Handwerker bin, kann ich nicht alles so schildern. Könnte aber noch hinzufügen: Wenn man im Ausland wie auch in unserem Deutschland denkt, unser Ansehen zu schaden, so sollen sich diese „sauberen" Leute gesagt sein lassen: Ob Nazi oder nicht, alle glauben wir an eine bessere Zeit. Und wenn unser Volkskanzler Hitler in vier Jahren nur das geschafft hätte, was er in zwei Monaten geschafft hat, so hätte er für das Bestehen und die Einigkeit des Deutschen Reiches mehr geleistet, wie alle Staatsmänner innerhalb 40 Jahren. Wir wollen nur an einen wahren Spruch erinnern:

Schlecht steht's, wenn uns die Feinde loben.

Zum Schluß möchte ich noch gern mitteilen, daß ich dies alles unaufgefordert aufgeschrieben habe und glücklich bin, wenn es dazu beitragen würde, den Kommandanten und seine Offiziere in dem Lichte erscheinen zu lassen, wie sie es nach meiner Auffassung verdienen.

gez. Otto Fiedler.

Bevor ich zu der Entlassung von Häftlingen komme, will ich ganz kurz das Wahlergebnis des Konzentrationslagers Oranienburg anläßlich der Reichstagsauflösung und -neuwahl, verbunden mit der Volksabstimmung, mitteilen.

Ich hatte darauf verzichtet, in einem besonderen Vortrag auf die Bedeutung der Wahl und Volksabstimmung hinzuweisen, weil ich nicht in den Verdacht geraten wollte, die Schutzhäftlinge beeinflußt zu haben. Die Wahl ging völlig reibungslos vonstatten. Als der Wahlakt geschlossen wurde, ließ ich einige Häftlinge zum Auszählen der Stimmen abkommandieren. Das Ergebnis war bei einer Gesamtzahl von 450 wahlberechtigten Schutzhäftlingen:

	354	Stimmen	für die NSDAP
	96	„	ungültig
und	390	„	mit Ja
	45	„	mit Nein
	15	„	ungültig bei der Volksabstimmung über die Billigung der Regierungsmaßnahmen in bezug auf den Austritt aus dem Völkerbund.

Ein kleiner Teil der Schutzhäftlinge konnte sich an der Wahl wegen Minderjährigkeit nicht beteiligen, während einige andere Häftlinge wegen entehrender krimineller Vorstrafen nicht wahlberechtigt waren.

Der große Prozentsatz bejahender Stimmen im Reich hatte zur Folge, daß der Herr Ministerpräsident Göring die Entlassung von 5000 Schutzhäftlingen aus den preußischen Konzentrationslagern zu Weihnachten anordnete.

Leider waren wir durch das strenge Innehalten des Wahlgeheimnisses nicht in der Lage, diejenigen zu erkennen, die trotz anständiger Behandlung bei der Abstimmung über Genf durch ihr undeutsches und ehrloses „Nein“ bekundet hatten, wie weit sie vom Gedanken der Volksgemeinschaft noch entfernt waren. Ich brauche nicht zu beschreiben, welche Freude in den Hallen und Arbeitsräumen des Lagers herrschte, als die Entlassungen bekanntgegeben wurden.

Einige Tage vor Weihnachten traf dann der Chef der Geheimen Staatspolizei, Ministerialrat Dr. Diels, in Begleitung des Staatskommissars für Berlin, Dr. Lippert, ein.

Die Häftlinge traten auf dem Vorhof an, und der Chef der Gestapa hielt eine Ansprache, in der er vor den Häftlingen noch einmal die Zeit erstehen ließ, die sie aktiv miterlebt und mitschaffen hatten helfen.

Der Weg in die Zukunft wurde klar und eindeutig vorgezeichnet und erhielt durch die anschließende Rede des Staatskommissars Dr. Lippert, der die Häftlinge aufforderte, wenn sie draußen Hilfe gebrauchten, sich vertrauensvoll an ihn und die Vertreter der nationalsozialistischen Regierung zu wenden, eine ganz besondere Bedeutung. Zum letztenmal hieß es: „Stillgestanden — weggetreten!" Und dann öffneten sich die Tore des Lagers für annähernd 500 Schutzhäftlinge.

Weihnachten und Neujahr, während die Lichterbäume in den verwaisten Hallen für die Zurückgebliebenen brannten, trafen unzählige Weihnachts- und Neujahrsgrüße der ehemaligen Angehörigen der „Burg des Grauens" ein.

Und nun darf ich, bevor ich die Zukunft der ehemaligen, noch im Lager befindlichen Schutzhäftlinge streife, kurz zurückblicken auf das Jahr der nationalsozialistischen Revolution, auf das arbeits- und erziehungsreiche Jahr 1933.

Geboren aus der Zeit des Aufbruches, aufgezogen mit Sorge — aber zähem, unerbittlichem Willen, ist aus der alten, verfallenen Fabrik ein Erziehungslager ersten Ranges geworden, das allen Ansprüchen, die daran gestellt werden, genügt.

Noch einmal zum Abschluß meines Buches stelle ich mich schützend vor meine SA-Kameraden, die in treuer Pflichterfüllung ihren schweren, entsagungsreichen Dienst Tag für Tag und Nacht für Nacht, wochen-, monatelang unermüdlich und unverdrossen versehen haben.

Noch einmal erklären wir SA-Führer im Lager Oranienburg, daß wir voll verantwortlich unserer Aufgaben uns bewußt waren. Wir hatten kein Interesse daran, durch unmenschliche Behandlung irregeführter Volksgenossen, dem Führer Anarchisten zu entlassen.

Dort, wo sich unserer Arbeit um Volk, Führer und Vaterland Lüge, Gemeinheit und Mord entgegenstellten, faßten wir hart und ohne Erbarmen zu.

Dort aber, wo wir klar erkannten, daß wir Volksgenossen, die diesen Namen mit Ehre und Recht verdienen, zurückgewinnen konnten, zeigten wir den Weg und ebneten ihn selber.

Diejenigen aber, die da glauben, wir hätten umsonst die jungen Jahre unseres kämpferischen Lebens für einen Führer und seine Idee hingegeben; wir hätten die Toten und todwund geschlagenen und niedergemachten Kameraden vergessen, die mögen ihren Glauben an unser Vergessen zu Grabe tragen.

Uns hat die Lüge von 14 Jahren nicht müde und mürbe gemacht und wird es auch niemals erreichen.

Unser Leben gehört bis zum letzten Hauch unserem Führer und daher dem Vaterlande.

Und mit diesem Glauben verbinden wir auch den Glauben an jene Volksgenossen, die ein feindlicher, ein art- und wesensfremder Geist uns einstmals von der Seite und aus unseren deutschen Herzen gerissen hat.

Fern vom Haß, aber aufrecht und diszipliniert im Willen unseres Führers werden wir nicht aufhören zu trommeln und zu rufen, bis auch für uns dann einmal die Stunde gekommen sein wird, wo wir uns als würdig erwiesen haben, in die Reihen der Totenstandarte einzutreten.

Schlußwort

Als Anlage sollen einige Briefe, die aus der großen Anzahl eingegangener Briefe wahllos herausgenommen wurden, beweisen, wie der Erfolg unserer Arbeit war. Die Photographien sollen zeigen, was wir durch unsere Arbeit und ihre Erziehung bezwecken. Aufgenommen wurden die Bilder mit ausdrücklicher Genehmigung der Regierungsstellen.

Ein bekannter schwedischer Nationalsozialist, auf den ich in einem der vorangegangenen Kapitel hinwies, hielt vor einigen Monaten einem Kreis Osloer Studenten einen mehrstündigen Vortrag über das Konzentrationslager Oranienburg. Als er mich zum zweitenmal vor drei Wochen in Begleitung eines Geistlichen aus Oslo besuchte, erzählte er mir, daß sein Vortrag über das Lager einen tiefen Eindruck hinterlassen habe.

Aber — als er davon berichtet hätte, daß einige der Schutzhäftlinge freiwillig als Arbeiter im Lager zurückgeblieben seien, wäre er doch einigen ungläubigen Gesichtern begegnet. Ich hoffe, daß durch die diesbezüglichen Briefe der Häftlinge auch hier Wandel geschaffen wird.

Und nun soll das Buch in die Welt gehen. Hier schrieb kein vom Ehrgeiz schriftstellerischer Tätigkeit beseelter Mensch, sondern einer jener vielen unbekannten SA-Männer im schlichten Braunhemd, der der Welt gegenüber Rechenschaft darüber ablegen wollte, wie innig die Verbundenheit der SA mit dem Werke des Führers ist.

Ein aktiver Reichswehroffizier schrieb am 13. Mai 1933:

Berlin, den 13. Mai 1933.

Lieber Kamerad Schäfer!

Die gestrige Rückfahrt von Oranienburg nach Berlin stand noch unter dem Eindruck des Erlebten und verging infolgedessen sehr schnell.

Wenn auch die Zeit zur Besichtigung Ihres vorbildlich eingerichteten Lagers zu kurz war, so genügte sie doch, um einen guten Ueberblick über das Geleistete und täglich zu Leistende zu bekommen.

Es ist der Geist unseres Führers, der Ihnen den Willen zum Weg gegeben hat.

Alter Frontgeist spricht aus Ihrer Arbeit, der durch den Nationalsozialismus aus seinem tiefen Schlummer herausgerissen worden ist und so Gott will in verbesserter Form dem deutschen Volk für immer erhalten bleibt.

Dafür zu sorgen, ist unsere vornehmste Aufgabe. Jeder an seinem Platz zum Wohle des Vaterlandes.

Wir sind Ihnen jedenfalls sehr dankbar, daß Sie uns Ihre kostbare Zeit geopfert haben und uns die Besichtigung des Lagers, um die uns viele beneiden werden, ermöglichten.

Ich werde jedenfalls über dieses Erlebnis im Kameradenkreise einen kleinen Vortrag halten, um auf diese Weise von der stillen, zähen Arbeit unserer tapferen SA Zeugnis abzulegen.

Ein entlassener Häftling schrieb unter dem 11. Oktober 1933:

Berlin, den 11. Oktober 1933.
Hagelberger Straße.

S. H.

Herrn Kommandant Schäfer
Konzentrationslager Oranienburg.

Sehr geehrter Herr Kommandant!

Vor allen Dingen herzlichsten Dank für Ihre Hochherzigkeit. Meine Familie hat sich gefreut, wie sie es nur konnte.

Nun zum Lager selbst. Ich halte das Lager für äußerst wertvoll, wenn es auch in einzelnen Sachen bitter ist — Trennung der Familie, Sperrfristen . . .

Wenn Sie mit 2 Prozent Gewinn an Menschenseelen rechnen, so halte ich das für zu wenig gerechnet. Nach meinen steten Beobachtungen und Aussprachen sind mindestens 80 Prozent in der Krisis der Um- bzw. Weiterentwicklung zum Volkstum zurückgekommen. Wieviel davon mit der ersten festen Grundlage hinausgehen, ist schwer zu beurteilen. Friedrich Schulz, ehemaliger Kommunist, ist kuriert. Zwei Radikale, Nowack und Habicht (Sonnenburg), haben den internationalen Zahn verloren. Blumenthal oder ähnlich, ehemaliger Baltikumer, dann zur, 1923, KPD, hat heimgefunden; so gibt es mehrere, die ich mit Namen nicht kenne.

Der Häftling, der sich dessen bewußt bleibt, als was er eingeliefert ist, muß die Behandlungsart und das Wesen des Lagers voll als vorbildlich anerkennen.

Ich persönlich danke der Leitung des Lagers für alles Gutgewollte und hoffe, daß in Zukunft, wenn Deutschland ganze Männer braucht, ich nicht abseits stehen muß, und so zeichne ich in vollster Hochachtung und mit Heil Hitler ergebenst Ihr

G., ehemalige Nr. 284.

Ein entlassener Häftling schrieb unter dem 2. November 1933:

Berlin, den 2. November 1933.

Sehr geehrter Herr Kommandant!

Erlaube mir höflichst einige Zeilen an Sie zu richten. Bin glücklich wieder bei meiner Familie. Ich bedanke mich aufrichtig über die gute Behandlung, auch alles andere. Es wurde versucht, mir sofort hier wieder das Leben zu erschweren. Ich halte aber stand. — Ich wünsche auch dem Herrn Adjutanten viel Freude zu

dem Zimmer. Hoffentlich bekomme auch ich bald Arbeit.

Mein Schwiegersohn ist auch SA-Mann.

In aller Hochachtung

G. H., Fräser, ehem. 1097.

Ein entlassener Häftling schrieb unter dem 18. Oktober 1933:

Pritzwalk, den 18. Oktober 1933.
Meyenburger Tor.

Sehr geehrter Herr Kommandant!

Zu meinen Lieben gesund zurückgekehrt, ist es mir ein aufrichtiges Bedürfnis, Ihnen für die menschenfreundliche und vornehme Behandlung, die mir im dortigen Lager jederzeit zuteil geworden ist, herzlichst zu danken. Ich habe es stets verabscheut, daß man seitens gewissenloser Elemente Ihnen in gemeinster Weise andere Motive unterschieben wollte. Ihr Verdienst um die Gewinnung der Massen für die Idee des Nationalsozialismus ist groß und wird seine Früchte tragen. Ich weiß aus Erfahrung, daß 90 Prozent der Häftlinge Ihnen unbegrenzte Hochachtung zollen.

Mit dieser Versicherung auch meinerseits bin ich mit

„Heil Hitler"

Ihr ergebenster

P. F., ehemaliger Kammerverwalter.

Die Braut eines Häftlings schrieb am 30. September 1933:

Ffr., den 30. September 1933.

Hochverehrter Herr Kommandant!

Die Güte des Herrn Kommandant ist's, mein Bräutigam O. F., Arbeit und Verdienst hat. Für diese Güte und alle Freundlichkeiten will ich hiermit herzlich danken.

Unbekannterweise grüßt Herrn Kommandant und Frau

G. G.

Ein Oberstaatsanwalt a. D. schrieb nach seiner Entlassung am 3. Dezember 1933:

Berlin-Zehlendorf, den 3. Dezember 1933.
Auerhahnbalz.

An
den Herrn Sturmbannführer Schäfer
Oranienburg.

Sehr verehrter Herr Kommandant!

Es war mir leider gestern nicht mehr möglich, mich von Ihnen zu verabschieden, da es mich, nach Bekanntgabe meiner Entlassung, natürlich mit Windeseile nach Hause trieb. Gestatten Sie daher, daß ich mich von Ihnen schriftlich verabschiede und Ihnen bei dieser Gelegenheit nochmals meinen verbindlichsten Dank ausspreche für die sehr gute Behandlung, die mir während der ganzen Zeit meines dortigen Aufenthalts von allen Seiten zuteil geworden ist. Ich werde an die Zeit in Oranienburg ohne Bitternis zurückdenken, ja an viele Momente sogar mit herzlicher Freude. Meine Tätigkeit im Magazin, die ich wohl Ihnen, Herr Kommandant, zu verdanken habe, und das schöne Verhältnis, das stets zwischen Herrn Truppführer R. und mir bestand, werden in meiner Erinnerung immer als Lichtpunkte stehen und mit dazu beitragen, die sonst schwere Zeit meiner Verhaftung zu verwinden.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebenster
B. K., Oberstaatsanwalt a. D.

Ein Schriftsteller schrieb am 25. November 1933:

Charlottenburg, 25. November 1933.

Sehr verehrter Herr Schäfer!

Mein erster Brief, den ich nach meiner Entlassung aus der Schutzhaft schreibe, soll an Sie gerichtet sein! Nehmen Sie auf diesem Wege nochmals meinen herzlichen Dank für alles entgegen, was Sie in so überaus

uneigennütziger Weise an mir getan haben, bis ich in der Lage bin, diesen Dank in Taten abstatten zu können. Nehmen Sie vorläufig die Nachricht entgegen, daß die Tage von Oranienburg immer zu den besten Erinnerungen meines Lebens gehören werden; was auch kommen mag! Fahren Sie selbst unbeirrbar fort, wie Sie in Oranienburg begonnen haben.

Bitte grüßen Sie die Herren Maue, Daniels und Radloff, von denen ich mich nicht mehr verabschieden konnte, desgleichen Herrn Standartenführer Schulze.

Sehr geehrter Herr Sturmbannführer!

Ich möchte die Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen lassen, Ihnen auf diesem Wege für alles, was Sie für meinen Verlobten und damit auch für mich in so uneigennütziger Weise getan haben, in meinem Namen und zugleich im Namen meiner Mutter, aufrichtigen Dank zu sagen.

Mit deutschem Gruß! C. M.

Ein Brief mit vier Unterschriften lautet:

Fürstenwalde, den 22. September 1933.

Sehr geehrter Herr Kommandant!

Es ist uns ein dringendes Bedürfnis, so schnell wie möglich unseren herzlichen Dank für unsere Behandlung zum Ausdruck zu bringen. Wir erlauben uns ferner, folgendes zu wünschen: Da wir mit dem heutigen Tage freie Deutsche sind, wollen wir von ganzem Herzen wünschen, daß es unserem Volkskanzler Hitler gelingt, uns wieder Arbeit zu geben. Dieses ist aber nur möglich, wenn er recht viele von dem Schlage hat, wie Herr Kommandant ist. Habe persönlich alles selbst gesehen und auch bemerkt. Ich schreibe im Auftrage meiner vier Kameraden.

Mit deutschem Gruß

Heil Hitler!

Ihr dankbarer und ganz ergebener F.

Bin furchtbar stolz, daß alle Frankfurter ohne Strafe die zehn Wochen im Lager ohne Pause gearbeitet haben. Es grüßen somit aus Dankbarkeit und Achtung

O. F. H. P. A. K. P. K.

R. B. ist schon bei Verwandten und kann aus diesem Grunde nicht mit unterschreiben.

Mit der von einem Häftling in langer, mühseliger, aber künstlerisch angefertigten Kupferarbeit (siehe Photographie) wurde folgendes Schreiben überreicht:

Hochverehrter Herr Kommandant!

Mir ist die Ehre zuteil geworden, im Namen der Kommandoangehörigen und der Lagerinsassen Ihnen zur Erinnerung eine im Lager geschaffene Plakette zu überreichen.

Möge dieses Wahrzeichen neuer Staatsgestaltung vereint mit dem altdeutschen Eichenlaubsymbol als Zeichen deutscher Kraft, Ihnen weiterhin in Ihrem Wirken zum Wohle von Volk und Staat Ansporn sein, nicht nachzulassen bis zum endgültigen Sieg.

Ihrer Gerechtigkeit besonders gedenkend, darf ich Ihnen als äußeres Zeichen der Dankbarkeit nunmehr diese Plakette überreichen.

Mit vorzüglicher Hochachtung zeichnet gehorsamst

J. E., Klempnermeister und Bordmechaniker.

Oranienburg, den 12. Januar 1934.

Ein junger Engländer Erik Thomas schrieb am 17. Januar:

· 17. January 1934.

I, George C. Thomas, have today visited the Concentration Camp at Oranienburg, as the guest of the Commandant, my object being to see on behalf of my party, to see for myself the conditions under which the prisoners are interned, and I confess that I was astonished at the splendid healthy quarters, the very good food, the cleanliness, and the facilities for sport and recreation including Radio that

are granted to the prisoners in this camp, and I will make it my duty to tell the people of Britain the Truth about the German Concentration Camps. Many grateful thanks to you my Commandant for your hospitality and the way in which you have thrown open the Camp for my inspection, whithout any restriction, and very best wishes for the future to you and the New Germany, and confusion to your enemies, the Jewish lie-mongers abroad.

Heil Hitler!

Yours loyally

G. C. Thomas.

17. Januar 1934.

Ich, George C. Thomas, habe heute das Konzentrationslager Oranienburg als Gast des Lagerkommandanten in der Absicht besucht, sowohl für meine Partei als auch für mich selbst die Verhältnisse in Augenschein zu nehmen, unter denen die Gefangenen dort interniert sind. Ich gestehe, daß ich über die äußerst gesunden Aufenthaltsräume, über die sehr gute Verpflegung, über die Sauberkeit und die Einrichtungen für Sport und Erholung, einschließlich Rundfunk, die den Gefangenen in diesem Lager gewährt werden, erstaunt war. Ich mache es mir zur Pflicht, dem englischen Publikum die Wahrheit über die deutschen Konzentrationslager zu berichten.

Vielen Dank an Sie, Herr Kommandant, für Ihre Gastfreundschaft und die Art und Weise, in der Sie mir das Lager zur Einsichtnahme ohne irgend eine Einschränkung zugänglich gemacht haben. Die besten Wünsche für Sie und für die Zukunft des Neuen Deutschland. Ihren Feinden aber, den jüdischen Lügenverbreitern im Ausland, wünsche ich den Untergang.

Heil Hitler!

Ihr ergebener

G. C. Thomas.

Gewichtsliste

Vorname	Name	Wohnort	Tag der Einliefg.	Gew. kg	Tag der Entl.	Gew. kg	Gewichts-Zunahme kg
Fritz	Qu.	Oranienburg	4.6.33	68	7.9.33	75	7
Bruno	Sch.	Bernau	14.6.33	69	18.12.33	74	5
Willi	R.	Oranienburg	14.6.33	66	1.10.33	71	5
Willi	H.	Bergfelde	14.6.33	71	6.9.33	83	**12**
Hermann	B.	Dessau	14.6.33	71	1.7.33	75	4
Emil	G.*)	Anhalt	14.6.33	65	11.1.34	69	4
Curt	R.	Neustrelitz	14.6.33	65	20.11.33	70	5
Hermann	H.	Wriezen	26.6.33	54	6.9.33	68	**14**
Emanuel	Z.	Strausberg	26.6.33	58	17.11.33	64	6
Otto	R.	Rathenow	27.6.33	71	6.9.33	78	7
Otto	H.	Alt Landsberg	28.6.33	65	23.12.33	73	8
Eduard	L.	Werlsee	30.6.33	69	18.12.33	76	7
Erich	D.	Mittenwalde	3.7.33	55	6.11.33	61	6
Hermann	H.	Teltow	3.7.33	69	16.11.33	76	7
Christian	N.	Mittenwalde	3.7.33	63	17.12.33	70	7
Willi	B.	Rathenow	3.7.33	66	17.12.33	73	7
Paul	E.	Falkensee	6.7.33	56	6.9.33	63	7
Josef	Sch.	Zechlin	11.7.33	71	8.11.33	81	**10**
Erich	L.	Wachow W.-Hav.	12.7.33	65	2.1.34	80	**15**
Willi	G.	Friesack	17.7.33	73	26.10.33	80	7
Max	O.	Mühendorf	19.7.33	63	16.12.33	70	7
Georg	H.	Jüterbog	19.7.33	61	1.9.33	68	7
Oswald	P.	Perleberg	21.7.33	57	17.12.33	67	**10**
Erich	H.	Perleberg	21.7.33	65	6.12.33	73	8
Karl	H.	Friesack	21.7.33	68	6.9.33	75	7
Hermann	R.	Jüterbog	5.8.33	64	6.9.33	76	**12**
Max	St.	Schönow	6.8.33	62	18.12.33	72	**10**
Ernst	G.	Löwendorf	10.8.33	69	30.11.33	76	7
Paul	N.	Miersdorf	12.8.33	61	15.9.33	66	5
Paul	S.	Falkensee	14.8.33	77	18.12.33	92	**15**

*) Es handelt sich hier um den lt. „Tagebuch" erschossenen Emil Graupner

Vorname	Name	Wohnort	Tag der Einliefg.	Gew. kg	Tag der Entl.	Gew. kg	Gewichts-Zunahme kg
Hans	A.	Sommerfeld	14.8.33	80	18.12.33	91	**11**
Artur	R.	Ob.-Schönweide	14.8.33	59	17.12.33	70	**11**
Artur	P.	Reinickendorf	14.8.33	57	17.12.33	66	9
Erich	H.	Reinickendorf-W.	14.8.33	60	17.12.33	68	8
Willi	G.	Gesundbrunnen	14.8.33	63	18.12.33	70	7
Walter	K.	Spreehagen	17.8.33	61	18.11.33	69	8
Heinz	K.	Fredersdorf	19.8.33	61	18.11.33	68	7
Paul	Sch.	Treuenbrietzen	26.8.33	68	23.12.33	74	6
Bruno	M.	Berlin	6.9.33	72	17.12.33	84	**12**
Karl	W.	Charlottenburg	8.9.33	66	20.11.33	76	**10**
Fritz	T.	Hennigsdorf	12.9.33	55	18.12.33	74	**19**
Paul	M.	Berlin-Pankow	13.9.33	70	17.12.33	78	8
Oskar	T.	Golitz	18.9.33	70	18.12.33	78	8
Werner	St.	Falkensee	18.9.33	67	18.12.33	74	7
Erich	K.	Berlin	21.9.33	70	18.12.33	78	8
Otto	B.	Glienicke	24.9.33	57	8.11.33	65	8
Erich	W.	Petershagen	9.10.33	59	17.12.33	66	7
Bruno	L.	Schöneiche	12.10.33	58	23.12.33	66	8
Heinrich	P.	Basinghausen	30.11.33	68	23.12.33	78	**10**
Adolf	M.	Linden (H.)	30.11.33	69	18.12.33	77	8
Karl	G.	Bartolfelde	30.11.33	72	23.12.33	80	8
Hermann	Sch.	Kiel	4.12.33	66	23.12.33	74	8
Paul	Sch.	Berlin	6.1.34	71	19.1.34	77	6
Paul	F.	Berlin	24.7.33	64	23.12.33	72	8
Norbert	B.	Falkensee	24.7.33	61	18.12.33	69	8
Hermann	B.	Liebgarten	28.7.33	68	17.12.33	75	7
Fritz	N.	Falkensee	29.7.33	72	18.12.33	85	**13**
Herbert	K.	Neu-Zepern	31.7.33	58	21.11.33	66	8
Kurt	St.	Berlin-Schönebg.	2.8.33	69	17.12.33	77	8
Georg	L.	Berl.-Friedrichsf.	2.8.33	61	28.10.33	68	7
Walter	G.	Strausberg	3.8.33	62	9.10.33	68	6

Druck: Buch- und Tiefdruck-Gesellschaft m. b. H., Berlin SW 19



